Staatl. Bi
Regen

S. 309

Die Familie von Halden.

Von
August Lafontaine.

Erster Band.

Neue, verbesserte Auflage.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung.
1798.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
147 d/1

Familiengeschichten.

Von

August Lafontaine.

Erster Band.

Die

Familie von Halden.

Erster Theil.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Neue, verbesserte Ausgabe.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung.
1798.

Die Familie von Halden.

Erster Theil.

Der Major von Halden, der erst in der Nacht von einer Reise wieder auf sein Gut Sollingen zurückgekommen war, ritt in der prächtigsten Husaren-Uniform über die Zugbrücke von Moorberg. Er hielt seinen Fuchs an, warf einen Blick auf das neu angestrichene Thor, durch welches er eben einreiten wollte, that einen kräftigen Schwur, zog die schwarzen Augenbraunen zusammen, und sprengte auf den Hof seines Bruders, des Kammerherrn von Halden, der in einem weißen, gestickten Kleide auf der Freitreppe (Perron) stand und in einem weichlichen Tone zu ihm sagte: guten Morgen, lieber Bruder. Es freuet mich, daß du noch zur Taufe kommst. „Hennig!" rief der Major seinem Reitknechte zu; „nimm mir den Fuchs in Acht! er ist warm! — Gratulire,

Bruder, zu dem Jungen. Alles wohl auf?" Mit diesen Worten drückte er den Kammerherrn an sich, und bedeckte ihn mit Flecken, die ihm der kothige Weg verursacht hatte. — Aber, lieber Bruder, wie du mich zurichtest! sagte der Kammerherr. Du denkst doch an nichts! — „Ja, zum Henker!" erwiederte der Major eifrig; „an den Lumpen, der da auf deinen Schultern hängt, dacht' ich freilich nicht. An deinen Erstgebornen, an deine Vaterfreude, und daß du mein Bruder bist: daran dacht' ich; und da wollt' ich dich an mein volles Herz drücken. Auf Ehre, ich hatte vergessen, daß der Weg schlecht ist. Nun, laß gut seyn, Bruder Toffel. Was macht der Junge?" Jetzt faßte er den Kammerherrn wieder in die Arme; und dieser zog ihn eilig in das Haus.

Der Major glich einem Bilde, das auf ein gefalztes Papier gemahlt ist: von der einen Seite ein Todtenkopf, ein gräßliches Gesicht; und von der andern ein hübsches Mädchen, oder ein Blumenstrauß. Er war, zum Beispiel — Doch du, freundlicher Leser, magst dir selbst ein Gemählde von ihm entwerfen, wenn du weiter liesest; ich habe davon den Vortheil,

daß ich mit ihm thun und lassen kann, was ich will: und, ehrlich gestanden, das Gleichniß mit dem doppelten Gemählde auf gefalztem Papier paßt nicht auf den Major allein, sondern auf die meisten Menschen.

„Aber, Bruder," sagte der Major auf der Treppe, „was in aller Welt hast du mit dem Schloßthor angefangen? Ich verstehe zwar nichts von aller Eurer schönen Herrlichkeit, von Supraporten, Antiken, und dergleichen . . ."

Nun, eben weil du davon nichts verstehst, Bruder, so . . . Du mußt doch immer disputiren!

„Nein; aber so viel begreife ich doch wohl, daß auf eine Zugbrücke, die so alt ist wie Gustav Adolph, kein Thor gehört mit den neuen Antiken, den Griechischen Jungfern, und Engeln mit Ziegenfüßen, die um einen Altar tanzen. An ein Komödienhaus mag das taugen, aber nicht an eine Zugbrücke. Das ist gerade, als wollt' ich eine Schwadron Husaren mit Sonnenschirmen aufmarschiren lassen. Die angenagelten Habichte und Uhue gefallen mir nun eben auch nicht: denn das sieht aus, als hätte

der Herr da sein Wapen, sein Zeichen oder sein Porträt annageln lassen; aber die Jungfern gehören doch eben so wenig dahin."

Nun? fragte der Kammerherr lächelnd: was gehört denn dahin, lieber Bruder? Antworte einmal.

„Was weiß ich, was dahin gehört! Nur das nicht, was du da hast mahlen lassen. Wenn denn durchaus gemahlt seyn müßte, so ließe ich die Geschichte des barmherzigen Samariters auf das Thor mahlen, und darüber setzen: hier wohnt er; der Samariter nehmlich. Aber nein! das sähe wieder aus, als wollte man mit seinem Oehl und Weine groß thun; und wo ein Samariter wohnt, das weiß der Arme auch ohne Gemählde. — Wer steht denn noch Gevatter?"

Der Kammerherr nannte ihm die Pathen, und führte ihn in die Wochenstube. Hier machte der Major der Wöchnerin eine kleine Verbeugung, und murmelte etwas, das man eben so gut für: „der Henker hol!" als für „ist Ihnen denn wohl?" halten konnte. Nun aber lief er an die Wiege, nahm den Jungen auf seine Arme, und [illegible]ckte ihn mit guther-

zigen Blicken an seine Brust. „Es ist doch erlaubt?" fragte er seine Schwägerin mit einer Art von Scheu. Sie nickte mit einer freundlichen Mine, und sagte: ich hoffe, Herr Bruder, Sie werden das Kind so gut als Ihren Sohn betrachten, wie wir selbst.

„Wirklich, Frau Schwester? darf ich das?" fragte er mit frohen Blicken, und trat mit dem Kinde an das Bett. „Nun, so sey mir doppelt, tausendmal willkommen hier in dieser Frühjahrs-Welt, wo dem ehrlichen Manne bald Stürme um die Nase pfeifen, bald wieder die Sonne lacht. Werde ein guter Mensch, Junge; und dann sey nicht bange vor den Stürmen! Sie wehen dir nichts als ein wenig Wermuth in den Honig; und am Ende hast du Schutz im Sarge, wie du ihn schon im Mutterleibe hattest."

Frau von Halden schüttelte mit einem angenehmen Lächeln den Kopf, und lispelte: wenn Sie Sich nur die Ausdrücke abgewöhnen wollten, lieber Herr Bruder! — Der Major legte geschwind den Knaben in die Wiege, und fragte etwas scheu: „hab' ich wieder etwas gesagt, das sich nicht schickt?" Sie schlug

ihm freundlich auf die Hand, und flisterte ihm zu: wer spricht denn wohl so gerade heraus vom Mutterleibe? — Der Major sann ein wenig nach. „Soll mich . . . Auf Ehre, da weiß ich nun nicht, wie man anders sagen könnte! Wahrhaftig, Frau Schwester, ich will es Ihnen gern recht machen: denn Sie müssen Sich nicht ärgern; aber da weiß ich nun meinem Leibe keinen Rath, wie ich das anders hätte geben sollen."

In der Mutter Schooße, wäre schon feiner gewesen, erwiederte Frau von Halden.

„Ja, gehorsamer Diener! Ist ein Kind erst da, so giebt es auch schon Noth. Das wollt' ich nicht sagen. Aber es mag gut seyn. Ich will mir den Ausdruck schon merken, ob er gleich ein wenig uneben ist. Also in der Mutter-Schooße! Nun, Gott ehre mir die neuen Erfindungen!"

Sie sind ein loser Mann, sagte die Frau von Halden, und reichte ihm die Hand. Er küßte sie ihr; dann ging er zu seinem Bruder, und sagte: „du solltest Gott bitten, daß deine Frau jeden Monath in die Wochen käme; denn heute ist sie ein Engel des Lichts."

Das sag' ich dir ja, Bruder! Du verkennst meine Frau. Gieb Acht, du sollst sie wohl noch lieben lernen.

„Herzens-Toffel! . . . Bruder, wollte ich sagen; mit tausend Freuden! Wer thäte das nicht gern!"

Nun wurde zu einem zweiten Punkte, dem Nahmen des Kindes, geschritten. An diese Verhandlung ging die gnädige Frau mit einiger Aengstlichkeit: denn der Major hatte schon oft behauptet, daß der Pathe dem Kinde einen Nahmen geben müsse; und in Absicht der Nahmen war er gar nicht delikat. Er nannte seinen Bruder noch häufig Toffel, weil er ihn in der Kindheit so genannt hatte; und so oft auch die Frau von Halden diesen Nahmen für abscheulich erklärte, so blieb dennoch der Major bei seiner Behauptung: ein Nahme ist ein Nahme! „Und Toffel," setzte er jedesmal hinzu, „klingt besser, als Karl, Eduard und Franz" (die Lieblingsnahmen der gnädigen Frau). Beide wurden bei einem Streit über diesen Gegenstand jedesmal heftig. Frau von Halden hatte ihre Vorliebe für gewisse Nahmen aus Romanen, und der Major die seinige

für andre aus den Begebenheiten, die er erlebt hatte. Er liebte die Nahmen Fritz, Peter, Christoph, und Hennig. Fritz hieß sein König; Peter hatte sein Vater geheißen; Christoph hieß sein Bruder; und Hennig — Doch dieser Nahme erfordert die Erzählung einer Begebenheit, welche der Leser bald hören wird.

Frau von Halden würde sogleich mit ihren Namen hervorgekommen seyn, wenn sie nicht geglaubt hätte, des Majors in diesem Punkte schonen zu müssen. Der Mann war sehr reich, und, obgleich noch in seinen besten Jahren und sehr rüstig, dennoch halb und halb entschlossen, unverheirathet zu bleiben, weil er kein Mädchen finden konnte, das ihm seine rauhe Außenseite zu gute gehalten hätte. Ihn schon bei der Taufe gegen seinen Neffen einzunehmen, das ging nicht, wie die kluge Schwägerin wohl einsah. Den Nahmen Franz konnte er nun einmal nicht leiden, weil er aus dem siebenjährigen Kriege her eine natürliche Antipathie gegen alles Oestreichische hatte. Eduard war ihm ungewöhnlich, weil er keine Romane las und von England nicht viel mehr wußte, als daß der König Georg heiße, und

unter einem Parlamente stehe. Karl schien ihm recht gut; aber er schüttelte doch den Kopf, weil ihm dabei immer das Wort Kerl einfiel, dessen er sich nur im Zorne bediente.

Frau von Halden eröffnete die Verhandlung über die Nahmen ihres Kindes schon den Vormittag, und einige Damen aus der Nachbarschaft mußten ihr Beistand leisten. Man saß in einem halben Kreise um das Wochenbett her. Welchen Nahmen, fing die gnädige Frau an, haben Sie denn meinem Sohne zugedacht, Herr Bruder? Der Major merkte, daß es jetzt auf einen Streit los gehen würde, und strich mit der Hand den Schnauzbart in die Höhe. „Wenn ich den Jungen recht väterlich lieben soll," sagte er trocken, „so muß er Hennig heißen."

Hennig? riefen die Damen alle auf einmal; Hennig! welch ein häßlicher Nahme!

„Häßlich? warum denn häßlich?"

Weil gerade die gemeinsten Leute so heißen, sagte Frau von Halden; die allergemeinsten Leute!

Der Major strich sich unwillig über das Gesicht. Er hatte sich vorgenommen, heute seiner

Schwägerin in Allem Recht zu geben; aber das war denn doch allzu arg. „Die armen Menschen!" brummte er; „sollen sie denn nicht einmal die Kleinigkeit mit uns gemein haben? sollen sie denn ganz verlernen, daß sie unsre Nächsten sind?" Er knüpfte die Schnüre an seiner Uniform auf und zu, und suchte zu lächeln, so schwer ihm das auch wurde.

Aber, lieber Major, fing sein Bruder an, sag doch endlich einmal, wie hast du die seltsame Vorliebe für diesen wunderlichen Nahmen bekommen? Ich lasse Peter und Christoph gelten; hat aber jemals einer von deinen Verwandten Hennig geheißen?

Der Major zog die Augenbraunen zusammen und wieder aus einander. „Ja," sagte er endlich nach einigem Besinnen; „ich will Ihnen Allen erzählen, wie das gekommen ist. Es betrifft freilich wieder nur einen gemeinen Menschen; aber wenn dieser Mensch nicht gewesen wäre, so säße ich hier nicht, und könnte mich nicht darüber freuen, daß mein Bruder Vater ist. — Laß doch meinem alten Hennig eine Flasche Wein geben, während ich hier von ihm erzähle, und sag ihm, er soll sich damit in das Vorzimmer setzen.

Der Kammerherr gab Befehle, und der Major fing an. „Wir standen Anno sechs und funfzig, als ich eben erst Stabsrittmeister geworden war, in Böhmen. Ich hatte den Vorposten in einem Walde voller Schlüfte, und darf wohl sagen, daß der König mich zu diesem Posten ausgesucht hatte. Damals war ich ein Brausewind, meine Damen; ob ich schlief, oder nicht, das galt mir gleich. Nun, es kam darauf an, die Kaiserlichen Vorposten immerwährend in Allarm zu halten. Ich saß ihnen also Tag für Tag auf dem Halse, und es liegt da manches ehrliche Mutterkind begraben. Lieber Gott! . . . Die Panduren hatten mir den Tod geschworen. In einer Nacht . . ." Er ging an die Thür, und rief hinaus: „wann war es, Hennig, als wir die Panduren auf uns hatten?" — Den sechzehnten Oktober! antwortete eine Baßstimme auf dem Vorsaale. — „Den sechzehnten Oktober also umgingen uns die Feinde. Ich schlief die Nacht einmal aus, weil ich in acht Tagen nicht aus den Stiefeln gekommen war. Ehe wir es uns versehen, fällt hinter uns Schuß auf Schuß, und als wir aufspringen, ist der ganze Busch

mit Kroaten und Panduren besetzt. Ich war zu Pferde; aber ein Schuß, und da lag mein Fuchs. Meine Husaren machten sich auf und davon. Nun sprangen ein Paar Kroaten hervor, um mir den Gnadenstoß zu geben. Ich geschwind an eine Eiche, um mir den Rücken zu decken. Nun hör' ich den Hennig, der da draußen sitzt, rufen: unser Rittmeister, Leute! Wer ein braver Kerl ist, rettet ihn! Damit wendete er sein Pferd, und flog auf mich zu. Die Kroaten sprangen wieder in den Busch; und ich — es ist da keine Schände seine Beine zu gebrauchen — ich trottirte neben Hennigs Pferde her. Der treue Mensch bot mir wohl hundertmal sein Pferd an; aber wer hätte es da nehmen mögen! Paff! ging es; und ich hatte einen Schuß hier im . . . im . . . wie nennt man den Theil, auf dem man sitzt, Frau Schwester? Na, im Schooße. Kamerad, sagte ich zu Hennig; reit! ich habe mein Theil. Aber Hennig ritt nicht. Wir kamen eben aus dem Busche. Er stieg ab; doch nun konnte ich nicht auf das Pferd, so gern ich auch wollte. Ich humpelte neben her, und Hennig schleppte mich mehr, als ich ging.

Wir waren eine Strecke vorwärts auf dem Wege nach einem Dorfe zu; da kamen zwei Kroaten aus dem Busche, und riefen uns nach: wart! du sollst nicht weit kommen! Ich sah mich um; und, straf mich Gott! der Kerl . . . nun, er war Feind — der Kroat lud sein Gewehr wieder. Nelt, sagte ich, Hennig; der Kroat ladet die Büchse. So soll ihn das heilige Wetter! sagte Hennig, und ließ mich los. Geschwind sprengte er zurück, und jagte die Kroaten in den Busch. Dann rief er mir zu: vorwärts, Herr Rittmeister! Ich will Ihren Rücken decken. Ich hinkte dem Dorfe zu, und Hennig blieb immer hundert Schritte hinter mir. Dann kam er nach; aber den Augenblick waren auch die Kroaten wieder aus dem Busche, und hinter uns her. Sie können denken, daß ich mir den Weg nicht mit Pfeifen vertrieb. Ich sah gar keine Hülfe mehr, und machte meine Rechnung mit dem lieben Gott. Die Kroaten riefen meinem Hennig zu: reit, braver Preuße! Nur deinen Rittmeister müssen wir haben; sein Tod ist geschworen. Auch ich sagte: reit, Hennig! Ja, er ritt; aber immer den Kroaten entgegen. Die Kugeln pfiffen dem

ehrlichen Menschen um die Ohren. Auf einmal ging es: paff! und ich hörte, daß es traf. Mein alter Hennig hatte eine Kugel in die Wade bekommen. War's ins Schwarze, Kamerad? riefen die Kroaten. Hieher schießt! antwortete er, und zeigte ihnen den Ort, . . . ja den Ort, den man nicht zeigen darf, . . . und lachte laut. Kerl, Ihr schießt ja wie Hundsfötter! — Frau Schwester, ich führe den Hennig nur redend ein — trefft alte Steine, aber mich nicht! Und damit sprengte er wieder auf sie zu. Nachher sagte er mir: ich biß die Zähne auf einander; sie sollten nicht merken, daß ich blessirt war, weil ihnen das sonst Muth gemacht hätte. Und so blieb der Alte bei mir bis in das Dorf hinein."

„Die Kroaten kamen nach, aber nun ihrer schon vier. Was war zu thun? Hennig konnte wegen seiner Wunde nicht vom Pferde herunter, und ich nicht hinauf. Reit, Hennig! sagte ich, und hielt ihm Börse und Uhr hin. Du bist eine treue Seele; ich will Quartier für dich im Himmel machen. — Herr Rittmeister, ich reite nicht. Wenn ich nur von der Mähre hinunter könnte!"

„Das

„Das Dorf war ganz leer; keine Seele darin, die uns hätte helfen können. Ueber den Zaun weg sahen wir die Kroaten schon heran schleichen. Auf einmal kam vom andern Ende des Dorfes ein junges, hübsch gekleidetes Mädchen, und rang die Hände. Da kommen die Unmenschen! rief sie, und zeigte auf die andre Seite des Dorfes. Mein Hennig ritt an sie heran. Mädchen, sagte er, willst du dort oben den Himmel verdienen, und noch vorher hier unten einen wackern Bräutigam, so hilf da den jungen hübschen Officier verstecken. Das Mädchen sah mir ins Gesicht. Ich war damals — das weißt du, Bruder — ein hübscher Mann; erst das letzte Jahr hat mich alt gemacht. Liebes Mädchen, fing ich zitternd an, Gott wird es Ihnen lohnen, wenn Sie mein Leben retten. O ja, von Herzen gern! nur hier herein! sagte das Mädchen. Ich hinkte in ein Haus; und es war hohe Zeit. Sie schlug eine Tapete zurück, machte eine Thür auf, die bloß Wand schien, und ließ mich in ein dunkles Zimmerchen oder Winkelchen treten. Mein Hennig sah vom Pferde hinunter durch das Fenster. Gott Lob! rief er, als ich

in Sicherheit war. Ich sank nun auf ein Bund Stroh nieder, das in dem Winkelchen lag, und verband meine Wunde. Kaum war ich damit fertig, so fiel ein Schuß; und bald nachher hörte ich meinen Hennig rufen: Pardon, Kamerad! Die Kroaten fragten: wo ist dein Pferd und dein Officier? — Ihr fragt noch lange? Wäre ich ein ehrlicher Kerl, wenn ich nicht meinem Rittmeister davon helfen wollte? Gezeichnet aber habt ihr ihn auf Lebenszeit, und mich dazu."

„Nun entstand ein Gezänk; auch hörte ich Pferde kommen. Die Feinde droheten meinem Hennig: sie wollten ihn auf der Stelle niederschießen, wenn er nicht sagte, wo ich wäre. Hinausgeritten ist er nicht, rief einer; wir haben das ganze Dorf besetzt. Sucht ihn! — Erlebt er den Abend, rief dieselbe Stimme, so haltet mich für einen Schurken!"

Nicht lange, so kam man in das Haus, worin ich versteckt war, und fand das Mädchen. Wo hat Sie den Preußen hingesteckt? fragte eine rauhe Stimme. Ich vergaß meinen Schmerz aus Furcht vor der Antwort des Mädchens, und konnte kaum Athem holen.

Den Husaren-Officier? sagte das Mädchen; o, der ist weggeritten, da links, durch die Gärten."

„Ich hoffte schon, es sollte alles vorbei seyn; aber auf einmal kam einer, der hatte Hennigs Pferd todt gefunden. (Hennig war nehmlich, so bald er mich versteckt sah, an einen Graben geritten. Da hatte er sich, trotz allen Schmerzen, vom Pferde geworfen, es vor den Kopf geschossen, und in den Graben gestürzt, um sagen zu können, ich sey schon weg.) Jetzt fing man an, meinen alten Hennig zu examiniren. Wollt ihr nicht glauben, daß er fort ist, sagte der, so sucht ihn selbst. Nun hörte ich eine fürchterliche Stimme, die ich sehr wohl kannte. Sie gehörte einem Granizer-Officier, der mir schon lange den Tod zudachte, weil ich ihm einmal zehn Wagen mit Beute weggekapert hatte. Noch drei Minuten! rief die Stimme; sieh, hier ist die Uhr! Und sagst du dann nicht, wo dein Officier ist, so schieß' ich dir den Kopf ein. — Drei Minuten, gab Hennig zur Antwort, oder drei Augenblicke, oder drei Jahre: das ist alles Eins. Wollen Sie mich todtschießen —

nun; ich stehe in Gottes und Ihrer Hand. Wo mein Rittmeister ist, weiß ich nicht."

„In dem Augenblicke schleppten sie das Mädchen zu dem Officier. Ich hörte sie schreien; und mein Hennig erzählte mir nachher: ich wurde todtenbleich, als ich das Mädchen sah; indeß machte ich ihr mit einem festen Kopfnicken Muth. Herr Lieutenant, sagten die Kroaten, das Mädchen weiß, wo er ist. Der Granizer setzte ihr die Pistole auf die Brust, und befahl ihr, zu gestehen. Sehen Sie, meine Damen, ich wollte hinaus, als sie meinem Hennig mit dem Todtschießen droheten. In Gottes Nahmen, dacht' ich, und richtete mich schon vom Strohe auf. Aber nun ging der Verband los. Ich sank nieder, und kam erst nach einer Stunde, als schon alles vorbei war, wieder zu mir." — „Hennig!" rief jetzt der Major zur Thür' hinaus; „komm her, und erzähle weiter."

Hennig stellte sich mitten in das Zimmer, und erzählte. „Nun, sie hielten dem Mädchen Säbel und Pistole vor die Brust, und das arme Kind schrie erbärmlich. Ich lag an der Erde, und Gott weiß, wie mir zu Muthe war.

daß die Feinde das Mädchen nicht todtschießen würden, wußte ich nun wohl; aber ich fürchtete, sie würde plappern. Doch das Mädchen konnte schweigen wie das Grab. Sie war bleich wie die steinernen Puppen, die hier im Garten stehen, aber auch eben so stumm. Nun ging es wieder über mich her. Der Officier spannte den Hahn; und ich betete ein andächtiges Amen: denn zum Vaterunser läßt einem so ein Ding keine Zeit; ich wäre nicht durch die erste Bitte gekommen. Auf einmal sprengten unsere Leute ins Dorf. Hund! rief der Officier. Aber in dem Augenblicke hatte ich einen Kroaten bei den Beinen, und riß ihn um, und auf mich. So konnte der Officier nicht nach mir schießen, und ich kam glücklich davon. Er und alle Andern machten nun, daß sie weg kamen. Den Kroaten hielt ich fest, und er rief: Pardon! Das brave Mädchen stand noch immer zitternd da. Ich kroch zu ihr hin, und — küßte ihr die Füße, mit Respekt zu sagen, weil das hundisch ist; aber es galt ja meinem Rittmeister. Wir holten nun meinen Herrn aus seinem Winkel hervor. Ach, Herr Oberstwachtmeister, wenn wir Beide doch

einmal das Mädchen wiedersehen sollten! Der haben Sie das Leben zu verdanken. Ich mußte in das Lazareth; und die durfte Sie pflegen und warten, bis das Dorf abbrannte! . . . Wo mag sie seyn! Wer weiß, wo sie sich jetzt in der Irre umher treibt! Nun, wir werden sie ja wiederfinden, und wenn es auch erst im Himmel wäre."

Der Major zog sein Schnupftuch hervor, und trocknete sich die Augen. „Nein, nicht in der Irre, Hennig. Ich glaub' es nicht. Eine solche That bleibt nicht unbelohnt."

Meine letzte Rinde Brot wollt' ich mit ihr theilen, Herr Oberstwachtmeister; betteln wollt' ich für sie, stehlen, wenn es seyn müßte.

„Wolltest du das, ehrlicher Hennig? Nur nicht stehlen; sonst alles! Sie verdient es. Hennig, sie hat mich verpflegt; du hättest nicht mehr für mich thun können, so lieb du mich auch hast. Gott gebe ihr gute Tage, wo sie auch ist! Ich denke noch immer, wir müssen sie einmal wieder finden, hier noch, Hennig, nicht erst im Himmel, wie du sagtest. Es ist ja erst neun Jahre her."

Frau von Halden hatte schon lange Kopf und Augen bald hier- bald dahin gedrehet, aus Verdruß darüber, daß ihr Schwager den Retter seines Lebens in das Zimmer kommen ließ; und jetzt, da er gar ein Gespräch mit dem Alten anfing, das so bald nicht enden zu wollen schien, verging ihr die Geduld gänzlich. Indeß sie wollte heute den Major schlechterdings nicht böse machen; daher verlangte sie ihre Börse, nahm einen Speciesthaler heraus, rief Hennig an das Bett, und sagte sehr freundlich: wirklich, guter Hennig, die Familie ist Ihm für Seine Treue Dank schuldig. Mit diesen Worten drückte sie ihm das Geldstück in die Hand.

Hennig legte den Thaler wieder auf das Bett, und sagte: nein, Ihr Gnaden; dafür nehme ich nichts. Es war meine Schuldigkeit.

Der Major sah über Hennigs Schulter, und sein Gesicht verwandelte sich, als er den Thaler erblickte. Er zitterte vor Zorn. „Alter!" rief er, und drehete seinen Hennig zu sich um: „nimm ihnen das nicht übel! Die Menschen wissen nicht, was es heißt, das Leben für einen wagen! . . . Frau Schwester, der

Hennig ist so arm nicht! Wenn ich sterbe, so bekommt er jährlich bis an seinen Tod vierhundert Thaler; und so lange ich lebe, fehlt es ihm an nichts. Er hat den Schlüssel zu meinem Geldschranke, und er allein weiß, wie viel ich habe."

Nun ja doch, sagte die Schwägerin einlenkend; auf dessen Treue kann man Häuser bauen. Das hat er verdient.

„Verdient?" rief der Major eifrig. „Nichts hat er verdient; denn Hennig weiß, daß ich bereit bin, alle Tage mein Leben wieder für ihn zu wagen. — Daß er hinter mir her reitet, daß er steht, wenn ich sitze, seinen Wein im Vorzimmer trinkt: das ist sein Wille, nicht meiner. Aber daß er mich liebt, daß er mein Freund ist, daß er sein Leben noch einmal für mich wagen würde, wenn es Noth thäte: das ist es, das kann mich freuen." Er umfaßte den Alten, drückte ihn an seine Brust, küßte ihn auf die Lippen, und sagte: „geh, mein lieber Hennig, und trink deinen Wein, wo du willst."

Die Dame hatte den Major mit ihrem Speciesthaler aufgebracht, und nun würde er ihr

bei allem, was sie hätte sagen mögen, widersprochen haben. Das war sonst immer der Anfang zu einem heftigen Zanke, der sich zuletzt damit endigte, daß der Major seinen Fuchs verlangte, nach Hause sprengte, und nicht eher wiederkam, als bis man ihm sagen ließ, daß sein Bruder oder seine Schwägerin sich nicht wohl befänden. Dann kam er, und gab so lange gute Worte, bis wieder etwas vorfiel, das seinen Zorn reitzte, woran es denn niemals fehlte. Heute aber hatte die Dame geheime Ursachen, es nicht so weit kommen zu lassen; daher reichte sie dem Major die Hand aus dem Bette, und sagte: Sie sollten mir das nachsehen; ich bin ja krank!

Das braune, zusammengezogene, saure Gesicht des Majors wurde nun sogleich wieder gutherzig und freundlich. Er setzte sich an ihr Bett, küßte ihre Hand, und sagte liebkosend: „aber potz Daus! bald hätte ich vergessen, was ich meinem Pathen mitgebracht habe.“ Nun mußte Hennig einen Mantelsack in das Zimmer bringen. Der Major packte ein Stück Atlaß aus, und ein Paar sehr kostbare Ohrgehänge; dadurch wurde der Friede vollkommen wieder hergestellt.

Frau von Halden zitterte, wenn sie an den Nahmen Hennig dachte; aber auch das lief glücklicher ab, als sie vermuthete. Der Kammerherr flisterte seinem Bruder zu: der Arzt hat erklärt, er könne für nichts stehen, wenn man der Wöchnerin in den ersten neun Tagen nicht allen Willen thue. Ich bitte dich also, gieb in Absicht des Nahmens nach. — Anfangs meinte der Major: „man kann ja die Taufe aufschieben, bis die neun Tage vorüber sind; heute ist ja schon der siebente." Indeß bald sah er, daß die gnädige Frau sich dazu nicht verstehen wollte. „Nun denn," sagte er zuletzt; „so nenne ihn in Gottes Nahmen Franz, wenn das zur Gesundheit deiner Frau beiträgt. Gott behüte mich, eine kranke Frau, die mit Schmerzen Mutter geworden ist, zu betrüben! Und wenn ich es recht bedenke, so kommt es im Grunde auf die Mutter an, ihr Kind zu nennen, wie sie will, und wollte sie es — Gott behüte uns! — Urian nennen. Nur muß sie nicht glauben, das sie auch das Recht hat, einen Urian daraus zu ziehen. Uebrigens, Bruder, steckt in den Nahmen eine gewisse Kraft. Hieße der Junge Hen-

nig, so . . . Doch, bei der Erziehung habe ich auch ein Wort mitzureden; und ein Hennig soll der Junge, will's Gott werden, wenn er, wie gesagt, auch Franz hieße." Frau von Halden war mit ihrem Siege zufrieden. Sie nannte ihren Sohn Karl Friedrich, und auch der Major hatte doch nun so halb und halb seinen Willen.

Bei der Taufhandlung ärgerte sich der Major über den Herrn von Landert, einen Verwandten seiner Schwägerin. Dieser Kammerjunker stand in einer übermüthigen, spöttischen Stellung da, und sein Mund war lächelnd gespitzt, so, daß man alle Augenblicke erwarten konnte, er würde anfangen zu lachen oder zu pfeifen. Wenigstens der Prediger mochte das befürchten; denn er warf sehr ängstliche Blicke über die Agende weg auf den Kammerjunker, und eilte mit dem Formular, um eher fertig zu werden, als dieser anfinge.

Der Major legte, als die Taufhandlung vorbei war, dem Prediger die Hand auf die Schulter, und sagte, laut genug, um verstanden zu werden: „Ich halte die Taufe für eine sehr ehrwürdige Handlung, Herr Pastor."

Der Kammerjunker lächelte, und wiegte den Kopf spöttisch hin und her. „Sie scheinen nicht meiner Meinung zu seyn, Herr von Landert!“ fuhr der Major fort, und trat auf den Kammerjunker zu. Der Kammerjunker lächelte. Ueber Meinungen, lieber Herr Major, läßt sich nicht streiten. Ich bin sehr tolerant, und würde meine Kinder alle taufen lassen, wenn ich heirathete. — „Straf mich Gott!“ rief der Major erhitzt; „das würde ich nicht, wenn ich bei der Taufe meines Kindes stehen müßte, als wollte ich eins dazu pfeifen. Aber mir würde die Taufe ehrwürdig seyn, und wenn ich ein Türke wäre.“ — Das würde Ihnen Ihr Mufti sehr übel nehmen, erwiederte Landert mit einem wichtigen Blicke. — „Das möchte er! Aber ich würde sagen: Ihr Hochwürden, oder wie man den Mufti sonst nennen mag, die Christenleute da taufen ihr Kind. Ich verstehe nichts davon; doch so viel höre ich, daß sie ihr Kind verpflichten, sein Lebelang ehrlich zu seyn. Und da wäre ich ein Narr, wenn ich zu einer so heiligen Handlung pfeifen oder lachen wollte, ob ich schon ein Türke bin. Das würd' ich sagen,

und ich wollte doch hören, was mein Mufti Großes dagegen einwenden könnte. Finden Sie es denn wirklich so lächerlich, Herr von Landert, daß Eltern, Pathen und Prediger, noch ehe das Kind denken kann, schon die Pflicht anerkennen, es zum Guten zu bestimmen? finden Sie es lächerlich, daß man mit der Rechtschaffenheit anfängt und die Eltern dadurch erinnert, wozu sie Eltern des Kindes sind? Sagen Sie, finden Sie es lächerlich, daß man den lieben Gott bittet, das Kind zu segnen, es glücklich zu machen, es vor Leid und Elend zu bewahren? He?

Lieber Herr Major, sagte Landert mit einem spöttischen Lächeln; ich streite nicht gern über Dinge, die mir gleichgültig sind. Was soll der Streit hier?

„Was er soll? Da stehen die Leute aus dem Hause, da die jungen Fräulein. Sie dürfen das nur ein paarmal sehen, was sie jetzt gesehen haben, so lachen sie mit, wenn sie ihre eigenen Kinder taufen lassen. Meinen Sie, daß das gut ist?"

Er nahm der Amme den Knaben weg, hob ihn auf, trat in die Mitte des Kreises, und

winkte die Leute heran. „Kleiner,“ sagte er dann mit Rührung, und drückte das Kind an seine Brust: „da bist du nun, und wir alle wissen nicht, was dir Gutes und Böses begegnen wird, von der Wiege an bis zu dem Sarge. Gott gebe, mehr Gutes! Du liegst auf seidnen weichen Küssen; Junge, vielleicht mußt du in deinem Leben über Dornen und harte Steine gehen. Vielleicht wickelt dein Schicksal dich eben so fest zusammen, wie deine Amme, daß du dich nicht rühren, und nur schreien kannst. Aber laß nur dein Herz, deine Redlichkeit nicht einschnüren. Werde ein guter Mensch, Junge; und wir nehmen uns jetzt vor, dich daran zu erinnern mit Wort und mit gutem Beispiele. Das haben Eltern und Pathen dir heute versprochen. Gott helfe nur, daß wir es halten, und daß die Menschen, die einmal um deine letzte Wiege stehen, wenn du wieder auf dem Rücken liegst, und der Tod dich eingewickelt hat — daß die mit traurigen Blicken dir Lebewohl sagen, wie wir jetzt mit frohen dich willkommen heißen! Na, willkommen Karl Friedrich im Leben! werd' ein rechtschaffener Mann!“ Das Letzte

sagte der Major mit weinender Stimme, und küßte den Knaben. Dann trug er ihn rings im Kreise umher, und ließ ihn von jedermann, zuerst von seinem Hennig, küssen.

Selbst der Kammerjunker war so ernsthaft geworden, daß er nichts dagegen hatte, als eine alte fromme Dame den Prediger aufforderte, die gute Stimmung zu nützen und ein Paar Worte zu sagen. Der Prediger trat hinzu, räusperte sich, und hob an: Da das Geschick aller Menschen, einzeln sowohl als zusammengenommen, nach ewigen, weisen Gesetzen, auf eine, freilich wegen unserer natürlichen Kurzsichtigkeit, und wegen der Unvollkommenheit unserer, obgleich für unsere uns bestimmte Lage vollkommenen, Natur oder Beschaffenheit, für uns unbegreifliche Weise . . . Der Major, welcher sehr aufmerksam zugehört hatte, unterbrach ihn hier. „Wie war der Anfang, Herr Pastor? Ich habe es nicht behalten." Der Prediger verlor die Fassung, und dankte dem Himmel, daß ein lautes Geschrei des Kindes, und der Schrecken der Mutter darüber seine Rede in Vergessenheit brachte. Schade, sagte die alte Dame nachher zu dem

Prediger, daß der Lärmen dazwischen kam! Es ist doch ganz anders, wenn ein gelehrter Mann redet. Von dem Major kann man es nicht besser verlangen; er redete, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und wie es das Herz ihm eingab. Aber Sie! Schade, daß wir Sie nicht aushören konnten! — Der Prediger verbeugte sich sehr tief, und sagte nachher zu seiner Frau: das ist in der That eine sehr gelehrte Dame! Auch klingt es doch ganz anders, wenn unser einer redet. Da ist gleich Andacht. Die Leute falteten die Hände, so wie ich nur anfing; und das thaten sie nicht, als der Major, übrigens ganz erbaulich, sprach.

Die Frau von Halden fand es zwar ein wenig anstößig, daß der Schwager den kleinen Junker auch den Domestiken zum Küssen gebracht hatte; indeß blieb sie dennoch freundlich, und nannte heute den Major einmal über das andere: lieber Bruder! und einmal sogar: Bruder Fritz! — Der Major konnte sich vor Vergnügen nicht fassen.

Seine Schwägerin hatte ihn mit ihrer Artigkeit jetzt schon so weit gebracht, daß sie hoffen konnte, ihn noch weiter zu bringen. Den

andern

andern Morgen, als er an ihrem Bette saß, hob sie das Gespräch, über das sie gestern eingeschlafen war, von der Erziehung ihres Sohnes, aufs neue an. Sie gab allen Bemerkungen und Regeln des Majors völligen Beifall; und dabei blieb sie nicht stehen: sie bat ihn, ja recht oft zu kommen und ganze Monate in Moorberg zu bleiben, um Fritzchens Erziehung in Gang zu bringen. „Das ist nichts," sagte der Major. „Ich weiß wohl davon zu sprechen, wie die Erziehung eines Jungen beschaffen seyn muß, wenn ein ehrlicher Mann aus ihm werden soll; aber anzugreifen, Frau Schwester, meiner höchsten Seel! das weiß ich nicht. Und dann meine abscheuliche Ungeduld, Frau Schwester, die ich mir nicht abgewöhnen kann, so oft mich auch der liebe Gott schon dafür auf die Finger geklopft hat! Nein, nein; ich tauge nicht für Kinder."

Frau von Halden hatte ihn schon hundertmal lauernd darauf angesehen, ob er nun guter Laune genug wäre, in dem Antrage, den sie jetzt machen wollte, nichts Besondres zu finden. Sie legte das Kind in des Majors Arme; und als er es mit den zärtlichsten Blik-

ken betrachtete, brach sie hervor: Gott gebe, Herr Bruder, daß Sie ein Vaterherz zu dem Kinde haben und behalten!

„Englische, liebste Schwester, das hab' ich, das werde ich mit Gottes Hülfe," sagte der Major, und wendete seine Augen nicht von dem Kleinen.

Und da Sie selbst keine Neigung zum Ehestande fühlen, lieber Herr Bruder . . .

„Frau Schwester, ich habe wohl Lust zum Ehestande; und ich müßte ja auch ein Mensch seyn, wie ein Teufel, wenn ich ihn nicht für etwas Heiliges und Gutes hielte. Fände ich eine Frau, die für mich paßte, so geb' ich Ihnen mein Wort . . ."

Ach, lieber Herr Bruder, Mädchen genug, denen Ihr Vermögen in die Augen sticht; aber Sie haben ja selbst schon gesucht . . .

„Gesucht wohl eigentlich nicht. Mein alter Hennig räth mir immer, ich soll eine Frau nehmen. Er stellt mir tausend Dinge vor, die alle wahr sind; und manchmal weiß ich nicht, was ich dem ehrlichen Manne antworten soll. Gut meint er es mit mir."

Frau von Halden erwiederte: aber nicht gut mit sich selbst; denn wie würde eine Frau Ihren Hennig im Hause leiden!

„Meinen Hennig? Zum Teufel auch, Frau Schwester! Doch ich will mich ja nicht ereifern. Und wahr ist es, wahr ist es. Ich glaube selbst, es würde Unfrieden setzen. Der Hennig darf mitreden, soll mitreden, und ...“ Er zog die Augenbraunen zusammen.

Und verstoßen würden Sie doch den Retter Ihres Lebeus nicht, um einer Frau willen?

„Nicht für meine Seligkeit, liebe Frau Schwester. Sehen Sie, der Alte weiß selbst, daß eine Frau ihn vielleicht nicht im Hause leiden wollte; und dennoch räth er mir zu. Ich sage ihm: Alter, meine Frau würde dich mit schelen Augen ansehen, dir mit verdrießlichen Gesichtern das Leben sauer machen. Siehst du, ich heirathe nicht. Dann sagt er: was thut es, Herr Oberstwachtmeister? Sie gäben mir ein Häuschen im Dorfe; und könnte ich um des Hausfriedens willen nicht zu Ihnen, so könnten Sie doch zu mir. Sie müssen heirathen, Sie müssen, soll mich aller Welt . . . Doch halt! Sie können das Flu-

chen nicht leiden. Aber so viel ist gewiß, ich bleibe bei meinem Sinne, Frau Schwester, und heirathe so leicht nicht.

Nun, ich glaube, Sie leben so auch glücklicher. Unter tausend Ehen geräth nicht Eine; und so könnten Sie ganz Vater meines Kindes, Ihres Pathen, seyn. Wie würde mein Sohn Sie lieben, wenn er hoffen dürfte, einmal Ihr Erbe zu werden, oder wenn er es gar zuverlässig . . .

„Da möchte seine Liebe der leidige Teufel holen! Gott verzeihe mir die Sünde! . . . Was Erbschaft! So lange mein Vater lebte, mocht' ich das Wort nicht nennen hören; und als ich an seinem Sarge stand, wünschte ich hundertmal, und, Gott weiß, aus vollem Herzen: er möchte mir nichts als Schulden hinterlassen haben, damit ich doch für seine Liebe etwas thun könnte. Ich hätte hungern wollen, um sie zu bezahlen und ihm so seine Liebe, sein Vaterherz zu vergelten. Nein, thun Sie mir den Gefallen, und schweigen Sie von Erben und Testament. Ich bin ein Wurm, ein armer Wurm, und habe mehr, als ich verdiene: das erkenne ich in Demuth.

(Er nahm seine Mütze ab, und setzte sie auf das Bett.) Aber das Testamentmachen kommt mir gerade so vor, als ob man mit dem Himmel hadern wollte, daß wir nicht ewig leben; und davor behüte mich Gott! Wenn sie mich hintragen, so fällt alles zurück an Ihn; er mag es geben, wem er will."

Sie sind ein lieber, excellenter Mann, Herr Bruder! Aber man muß doch auch für die Seinigen sorgen, wie unsere Vorfahren für uns gesorgt haben. Der Junge, der Karl, lieber Bruder, soll einmal 'was Rechtes werden, denk' ich.

„Das denk' ich auch. Gott wird dazu helfen, und wir Alle, Sie und ich, wollen das thun, so viel wir können."

Ja, das meine ich eben, daß wir Alle helfen müssen. Mein Bruder ist Gesandter in Wien, der kann das meiste.

„Was, in aller Welt, kann der dabei thun?" fragte der Major, und erwartete mit großer Neugierde die Antwort.

Sehen Sie, da dacht' ich, der Junge soll noch einmal einen rechten Glanz auf die Familie bringen. Hat er Ihr Vermögen, und

Meines Mannes und meins zusammen — der Grafentitel soll mir nicht schwer werden.

Geschwind setzte der Major seine Mütze wieder auf, und legte den Jungen in die Wiege. Er kämpfte mit sich selbst; endlich aber wurde ihm sein Zorn zu mächtig, und er sagte mit blitzenden Augen: „Kauft, oder bettelt — was einerlei ist — der Junge sich einen Grafentitel, so stifte ich von meinem Vermögen ein Narrenhospital, so wahr mir Gott helfe! und die beste Stelle darin steht ihm zu Diensten. Also sollte ich nicht heirathen, damit der Junge alberne Streiche machen könnte? Hennig, du hast Recht. Ein eignes Hurkind, hinter dem Zaune geboren, ist besser, als zehn Brudersöhne." Er rief aus der Thüre: „Hennig, meinen Fuchs!" Nach fünf Minuten saß er auf, und brummte immer vor sich hin: „darum strich mich das Kätzchen, ohne ein einziges Mal zu kratzen? Hol euch der Teufel!" Und so sprengte er nach Sollingen.

Zu Hause erzählte er den Vorfall seinem Hennig; und dieser wiederholte, was er schon hundertmal gesagt hatte: Sehen Sie, da kommt

es schon, Herr Oberstwachtmeister. Ich sage, Sie müssen heirathen. Wenn ich einmal todt bin — und sehr lange können meine zerhackten Knochen doch nicht zusammen halten: wer soll Sie dann lieb haben, Herr Oberstwachtmeister? Eine Frau wird blaß, wenn Ihnen ein Zahn schmerzt; sie weint, wenn Ihnen die Kugel da hinten das Wetter prophezeit: und das wird Ihnen wohl thun. Aber das auch, wenn Sie sehen, wie Ihre Schwägerin Ihnen jede Falte im Gesichte mit Freuden nachrechnet, und bei einem Schnupfen schon auf ein hitziges Fieber hofft? Ich sage, Sie müssen heirathen, Herr Oberstwachtmeister; denn so soll mich. . .! Der Kleine da, den Sie mit nassen Augen, wie ein Vater, auf Ihren Armen hatten, wird Ihnen schöne Gesichter machen, wenn Sie ihm zu alt werden. Sie sollen es schon noch sehen, was es heißt, den Menschen zum Verdrusse leben!

„Hennig, es ist nicht möglich von dem Jungen. In seinen Adern fließt meines Vaters Blut. Die Mutter zwar, mit der hast du Recht . . .“

Sie werden sehen, daß ich es auch mit dem Jungen habe; denn der Herr Kammerherr,

wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, und die gnädige Frau wissen nichts als Geld und ihr Von. Was kann dabei herauskommen? Ich glaube, Geld wird das erste Wort seyn, das der Kleine sprechen lernt. Wie ist es Ihnen denn mit Sollingen gegangen? Sie wollen es zwar nicht Wort haben, Herr Oberstwachtmeister . . .

„Mit Sollingen, Hennig, da hast du Unrecht. Das war mein Betrieb, weil das Gut im Grunde einen bessern Boden hat, als Moorberg, und weil die Menschen darauf besser sind, als dort auf meines Bruders Gute."

Besser? Wer hat sie denn erst besser gemacht? — Ich weiß wohl, warum Sie Sollingen nahmen! Weil der selige Herr sich hier lieber aufhielt, als in Moorberg; weil er hier starb; weil hier Berg und Thal ist, und dort nur ebnes Weizenland; weil Sie merkten, daß es Ihrem Bruder um tausend Thaler mehr jährlich zu thun war, und weil Sie Sich am Sarge Ihres Vaters nicht zanken wollten: darum nahmen Sie Sollingen, und thaten, als hätten Sie das Beste bekommen.

„Und wenn das so war — Hennig, that

ich nicht Recht? Da lag mein Vater, der immer nachgab und alles ertrug, mit seiner freundlichen Miene. Hennig, sollte ich an seinem Sarge mit seinem Sohne um ein Paar Hufen mehr zanken?“

Nein, es war brav gethan, wie ein Husar, der unter dem König gedient hat, thun muß. Aber soll ich es gelassen ansehen, daß der Feind Ihnen die Magazine unterminirt, und nicht darunter hauen? Sie haben Ihnen Moorberg genommen; nun wollen sie Ihnen auch Sollingen abschmeicheln, und machen Ihnen jedes Fräulein verhaßt, das wohl zu einer Frau für Sie taugte. Wenn Sie heute der Schlag rührte, morgen müßte der alte Hennig betteln, so wahr ich lebe!

Der Major blieb mit finstrer Miene eine Minute lang stehen. „Das sollst du nicht! Ruf mir den Justiz-Amtmann! Betteln gehen? Du? Hennig, so schlecht ist mein Bruder nicht. Du bist ein alter Narr. Aber ruf mir den Justiz-Amtmann. Ich mag zwar nichts mit den Testamenten zu thun haben; doch für dich muß ich sorgen. Lauf geschwind, lieber guter Hennig! Mir ist so bange, als

wollte der Schlag mich auf der Stelle rühren. Betteln! Nein, da muß ich dran. Der liebe Gott mag es mir verzeihen, wenn ich einmal zu kleinmüthig bin. Betteln sollst du nicht. Geh, geh! Es muß noch heute in Richtigkeit, und dann bin ich auf alles gefaßt."

Hennig ging. Der Major setzte sich nieder, um zu überlegen; und er fand, daß Hennig so unrecht nicht hatte. Es fiel ihm ein, was Hennig nicht einmal wußte, daß bei der Erbschaft von seinem Vater Moorberg das Wenigste war, worin man ihn übervortheilt hatte. Er fing an den Dessauer Marsch zu pfeifen, um sich von diesem Gedanken los zu machen; es wollte aber nicht gehen. „Wenn es nur ein Fremder, und nicht mein Bruder wäre!" murmelte er; und sogleich machte er sich selbst Vorwürfe über diesen grausamen Wunsch.

Der Justiz-Amtmann trat in das Zimmer, und der Major erzählte ihm mit ungewöhnlicher Gesprächigkeit, daß sein Bruder bei einer alten Tante erzogen wäre. „Sie war geitzig," sagte er, „und hochmüthig wie der Teufel. Ich wundre mich, lieber Herr Amtmann, daß mein Bruder hat ein so guter Mensch werden kön-

nen, wie er geworden ist." Dann bewies er dem Amtmanne sehr weitläuftig, Liebe zu den Kindern könne auch die besten Menschen wohl zu ein wenig Habsucht verleiten, ohne daß man darum eben auf ihren Charakter schließen dürfe. Der Justiz-Amtmann wunderte sich über diese Art von Unterredung, deren Zusammenhang ihm ein Räthsel war, und hob zehnmal an: Sie haben mich rufen lassen, Herr Oberstwachtmeister . . . Er würde den Major bewundert haben, wenn er gewußt hätte, wie genau seine Gesprächigkeit mit der Güte seines Herzens zusammenhing. „Du hast Unrecht, Hennig," sagte der Major zuletzt; und nun verlangte er von dem Amtmann ein Instrument, wodurch Hennigen jährlich vierhundert Thaler bis an seinen Tod gesichert würden.

Als Hennig das hörte, verließ er das Zimmer. Seh' einer die Narrheit! sagte er vor sich: als ob ich Lust haben könnte zu leben, wenn er todt wäre! Der Justiz-Amtmann nahm eine Abschrift von dem Instrumente, um sie Hennigen zu übergeben. Er brachte sie dem treuen Alten auf sein Zimmerchen, wünschte ihm Glück, und rieth ihm, sehr vorsichtig mit

dieser Schrift umzugehen. Der Alte sagte trocken: da hätt' ich 'was zu hüten! hielt das Papier an die Lampe, und zündete seine Pfeife dabei an. Hennig, sagte der Justiz-Amtmann; Er verbrennt Sein ganzes Glück! — Das thu' ich, antwortete der Alte ruhig. — Mehr hat Er in Seinem Leben nicht auf einmal brennen sehen, als jetzt. — Wie? nicht mehr? Ich habe Dresden brennen sehen, und da braunte mein Herz mit. Das hier sind Narrenpossen! — Hennig ging zu dem Major, ohne des Papiers im mindesten zu erwähnen, weil er sah, daß seinen Herrn, den er aufrichtig liebte, das Gespräch traurig gemacht hatte.

So erbittert die Frau von Halden auf den Major auch war, so fühlte sie doch sehr bald, daß sie sein Wohlwollen nicht ganz verlieren durfte. Sie hatte sich zwar in ihrer Hoffnung betrogen; allein sie rechnete dennoch zu sehr auf seine Gutmüthigkeit, die sie im Herzen Einfalt nannte, als daß sie hätte ihren Plan ganz aufgeben können. Hennig mit seinem Zureden, daß der Major heirathen sollte, war ihr fürchterlich, und sie hatte einen unbe-

schreiblichen Widerwillen gegen ihn; aber dennoch sah sie wohl ein, daß sie ohne diesen Menschen nicht zum Ziele kommen würde. Fürs erste war nun wegen der Hitze des Majors, die sie wohl kannte, nichts zu thun; sie wußte indeß, daß der Major, so bald sein Zorn sich gelegt hatte, wieder so gutherzig war, wie vorher. Deshalb verhielt sie sich Anfangs ruhig. Nach einigen Wochen aber schickte sie die Amme mit dem kleinen Karl nach Sollingen hinüber, und band ihr fest ein, das Kind in Gegenwart des Majors jedesmal Fritzchen zu nennen. Als der Wagen auf den Hof rollte, und der Major seinen kleinen Neffen darin erblickte, war die letzte Spur von Zorn bei ihm verschwunden. Er hob das Kind aus dem Wagen, beschenkte die Amme sehr reichlich, und nahm die Artigkeit seiner Schwägerin so hoch auf, daß er satteln ließ, um nachher den Kleinen durch den Wald zu begleiten, wo die Wege übel waren. Die Amme richtete treulich aus, was man ihr befohlen hatte. Sie erzählte dem Major, daß die gnädige Frau vor Betrübniß über sein schnelles Wegreiten nicht habe ruhig werden können.

„Hennig," sagte der Major unterweges, „hast du Lust, so reiten wir eine Stunde weiter. Es ist Mondschein. Ich habe ohnedies mit meinem Bruder etwas abzumachen." Hennig sagte ja, und sie ritten immer neben dem Wagen her nach Moorberg.

Frau von Halden empfing den Major mit lauter Freude, und befahl in des Majors Gegenwart: der Verwalter sollte ja für den ehrlichen Hennig sorgen und es ihm an nichts fehlen lassen. Heute sagte sie nicht ein Wort von Erbschaften, Testamenten und Grafentiteln; auch behandelte sie alle ihre Domestiken mit ausgezeichneter Güte, weil sie wußte, daß der Major Mißhandlungen solcher Leute im höchsten Grade haßte, und manche Ohrfeigen, die sie zu rasch ausgetheilt hatte, nachher in der Stille mit einem Dukaten wieder gut machte. Sie sah des Majors Vermögen schon als ihr eignes an, und schonte daher in seiner Gegenwart ihre Leute, um ihr Geld zu schonen.

Diesmal ging alles gut, und der Major ritt erst nach drei Tagen wieder zurück, ohne aus dem Fenster gerufen zu haben: „sattle, Hen-

nig!" Die gnädige Frau drückte Hennigen beim Abschiede die Hand, und fragte ihn noch einmal, wie schon vorher, ob es ihm auch an nichts gefehlt hätte. Aber mit dem Hennig war zu ihrem großen Verdrusse nichts anzufangen; er blieb immer trocken, kalt, einsylbig gegen sie, und lachte laut auf, wenn der Verwalter mit Erstaunen zu ihm sagte: mein Gott, die gnädige Frau geht ja mit Ihm um, wie mit ihresgleichen!

Jeden Monath besuchte nun der Major seinen Bruder; doch je öfter er dahin ritt, desto lauter brummte er auf dem Rückwege. „Hennig," sagte er, „ich komme so bald nicht wieder. Sie erziehen meinen Neffen, daß es eine Sünde und Schande ist." Und darin hatte der Major nicht Unrecht. Sobald der Knabe einmal schrie, fuhr die Mutter auf, und lärmte mit der Amme, mit der Wärterin, mit ihrem Manne. Das ganze Haus kam durch die Stimme des Kleinen in Bewegung, und man gab ihm bald dies, bald jenes, um ihn nur zu beruhigen. „Das ist nichts, Frau Schwester," sagte der Major; „der Junge müßte sich am Ende ja einbilden, er wäre mehr, als seine Amme!"

Frau von Halden sah ihn groß an, und hätte gern gefragt: nun, und ist er denn das nicht? — Diesmal schwieg sie; doch nicht lange nachher scheiterte ihr Vorsatz, dem Major seine Grillen und seine seltsamen Behauptungen nachzusehen, an der Liebe zu ihrem Kinde. „Haue sie auf den Schreihals los!" rief der Major einmal der Amme zu. „Nehme sie die Ruthe!" Die Amme machte eine Miene, als ob sie Lust hätte den Befehl zu erfüllen. Untersteht Euch! rief die gnädige Frau, und sprang auf: rührt Ihr mir das Kind an, so seyd Ihr unglücklich! — In einer halben Stunde saß der Major zu Pferde, und sagte zu seinem Hennig: „ich komme so bald nicht wieder." Hennig antwortete trocken: das haben Sie schon öfter gesagt. Sie sind zu gut.

Diesmal hielt der Major Wort. Er ritt nicht eher wieder nach Moorberg, als bis er hörte, es sey wieder ein Erbe seines Nahmens unterweges. „Sie ist nun einmal meine Schwester," sagte er zu Hennig; „und du weißt, wie hitzig ich bin, wie ich auffahre. Kann ich denn verlangen, daß sie ohne Fehler seyn soll? Höre Hennig, mit dem Balken und Splitter, das ist

ein

ein wunderschönes Evangelium. Ich will hinüber. Wir thun Unrecht, glaub' ich, alter Hennig. Machen wir es doch mit meiner Schwägerin gerade wie mit den Oestreichern. Ich manövrire so lange mit meiner Hitze um sie her, bis sie einmal die Flanken bloß giebt. Dann haue ich gleich ohne Barmherzigkeit ein, reite davon, und rede von nichts als von ihren Fehlern. Hat sie wieder eine gute Stellung, oder fällt sie mir einmal in den Rücken, so bin ich mäuschenstill. Gerade wie mit den Oestreichern! Jeden kleinen Fehler, den sie machten, bemäkelten wir, und kein Mensch sprach von dem Guten, das sie hatten. Das ist unrecht, siehst du. Meine Schwägerin hat auch ihr Lobenswerthes. Sie ist reinlich, ordentlich und eine gute Wirthin. Daß sie ihr Kind etwas zu sehr lieb hat — je nun! sie ist ja Mutter. Man sollte sich an die beste Seite der Leute halten, und nicht an ihre schlimmste. Ich will hinüber, Hennig. Es ist doch wohl möglich, daß ich Unrecht habe, so gut ich es auch meine."

In Gottes Nahmen! sagte Hennig; ich mag kein Unkraut zwischen Verwandten säen. Mit so einem Verwandten ist es gerade wie

mit dem Winterquartiere. Mag man es gut oder böse treffen — man muß aushalten, weil es einem angewiesen ist. Ich will satteln; wir wollen hinüber. In ein Drachennest würde ich mit Ihnen reiten.

Hennig kannte die Frau von Halden sehr wohl. Sie war eine Frau, wie es ihrer Tausende giebt. In dem väterlichen Hause hatte sie nichts Wünschenswertheres auf der Erde kennen lernen, als Geld, Rang und Politur der Sitten. Sie kannte zwischen den Menschen weiter keinen Unterschied, als den, daß einige reich, andre arm, einige vornehm, und andre gering sind; weiter keine Verbindung unter ihnen, als daß Vornehme und Reiche befehlen, Arme und Geringe gehorchen müssen. „Alle Menschen sind Brüder, sind vor Gott gleich," hieß bei ihr nur: die Armen haben die Erlaubniß, sich in den Kirchen unter die Vornehmen zu mischen; denn übrigens hielt sie sich von allen Menschen, die an Range unter ihr standen, in einer stolzen Entfernung. Sie war nicht unfreundlich, und gegen jemanden, den sie gebrauchen wollte, sogar sehr herablassend. Ihre Domestiken mißhandelte sie nicht aus Bosheit,

sondern weil sie solche arme Menschen nie hatte anders behandeln sehen, und weil sie gar nicht einmal wußte, daß man sich anders gegen Untergebene betragen könne. Uebrigens hielt sie, gleich vielen andern vornehmen Damen, einen Sitz am Hofe, ein Band, einen Titel, für das höchste Gut, und großen Reichthum für das sicherste Mittel, es zu erlangen.

Trotz dem allen, war sie dennoch fromm. Unausgesetzt las sie jeden Tag Morgen- und Abendsegen, versäumte keine Kirche, wußte den Katechismus auswendig, und ging richtig alle Vierteljahre zum Abendmahle, nicht aus Heuchelei, sondern wirklich mit religiöser Empfindung. Sie betrachtete Gott und die Kirche als einen Hof, ging hinein, wie man zur Cour geht, und betete täglich, wie eine Hofdame ihrer Fürstin täglich die Aufwartung macht. Den Befehl: „thut den Menschen wohl," glaubte sie vollkommen zu erfüllen; denn kein Bettler ging von ihrem Hofe, ohne ein Stück Brot erhalten zu haben. Daß sie ihre Bedienten mißhandelte, ihre Unterthanen mit unbeschreiblichem Stolze von sich zurückstieß, das war, meinte sie, in der Ordnung, die Gott selbst gewollt habe, und

die sie aus der Haustafel im Katechismus sehr wohl kannte. Sie gab den Leuten ihren Lohn und satt zu essen; auch bezahlte sie ihre Arbeiter pünktlich: und nun wunderte sie sich sehr, wenn jemand noch mehr von ihr verlangte.

Von ihrem Manne läßt sich weit weniger sagen. Er war eigentlich nichts, oder wenigstens nicht viel mehr, als das Bild seiner Frau: nicht böse, nicht gut, nicht geitzig, nicht freigebig; und diese Nullität las man auch schon in seinem Aeußeren. Er hatte eine hübsche Figur, aber ohne Leben; ein weichliches, volles Gesicht, nicht ohne Farbe, nicht mit Farbe, und gläserne Augen, die halb blind zu seyn schienen. Von Jugend auf las er viel, doch ohne je einen eigenen Gedanken zu haben. Was er gelesen hatte, konnte er so ziemlich wieder hersagen; deshalb spielte er in seinem Kreise den Gelehrten, und das war das Einzige, worin er sich fühlte. Er sammelte Münzen, Mineralien, ausgestopfte Vögel, Kupferstiche, und auch Gemählde, wenn sie nicht zu theuer waren, hielt sich Türkische Tauben und eine Hecke von Kanarienvögeln; unterrichtete Dompfaffen im Pfeifen, fütterte in einem Glase weiße Mäuse,

hatte Kenntnisse von Antiken, und wußte viel vom Schönen und Erhabenen zu sprechen. Bei Allem, was irgend einen Menschen sehr interessirte, stellte er sich begeistert, ohne es je von irgend etwas zu seyn. Unaufhörlich war er beschäftigt; er leimte alle im Hause zerbrochenen Sachen, drechselte Etuis, und trieb noch andre solche Künste. Die Domestiken sagten: unser Herr ist ein Tausendkünstler; er weiß und kann doch alles! Und dieses Lob brachte immer ein gefälliges Lächeln in seine Miene. Er war gerade nicht stolz; denn er konnte, wenn er seine Frau entfernt wußte, einer Magd, die sein Zimmer fegte, oder einem Bedienten, der ihm das Frühstück brachte, mit großer Leutseligkeit seine elektrischen Experimente zeigen.

Der ganze Lebensplan der gnädigen Frau war, wie gesagt, ihre Größe; und da sie selbst nun wohl nicht höher steigen konnte, so dachte sie mit desto größerem Eifer an ihre Kinder. Sie fand es ganz und gar nicht unrecht, den Major mit List dahin zu bringen, daß er sich für diese aufopfern müßte, eben weil er zu der Familie gehörte. Ihr Karl sollte einmal, außer ihrem und ihres Mannes, auch des Majors Ver-

mögen erben, an einen Hof gehen, und durch die Verwendung ihres Bruders den Grafentitel bekommen. Dies war das hohe Ziel, das sie zu erreichen wünschte. Durch einen zweiten Sohn würde dieser Plan zerstört worden seyn, aber nicht durch die Geburt einer Tochter; vielmehr konnte ein Mädchen ihn befördern, und durch Verheirathung mit einem bedeutenden Manne den Glanz ihrer Familie vergrößern. Sehr natürlich überredete sich nun die Frau von Halden, als sie sich zum zweiten Male schwanger fühlte, daß sie ein Mädchen zur Welt bringen würde. Diese ihr so liebe Hoffnung war zuletzt bei ihr so gewiß, daß sie das Gegentheil gar nicht mehr denken konnte, zumal da man ihr, weil sie es gern hörte, von allen Seiten her die Erfüllung ihres Wunsches versicherte.

Gegen die Zeit der Entbindung kam eine Wärterin, die man aus Berlin von der Französischen Kolonie verschrieben hatte, weil das Mädchen vom Anfang an kein anderes Wort als Französisch hören sollte. Frau von Halden bestimmte ihrer sehnlich erwarteten Tochter eine, wenigstens nach ihren Begriffen, gute Erziehung, weiter aber auch nichts. Dazu entwarf

sie ihren Plan; indeß hütete sie sich wohl, ihn dem Major vorzulegen. Ueberhaupt ließ sie sich gegen diesen von ihrer Gewißheit, ein Mädchen zu bekommen, nichts merken, sondern sprach, wenn er da war, immer von einem Knaben, und gab ihm auch die Hand darauf, daß dieser Knabe Hennig heißen sollte. So that sie dem Major seinen Willen, und erwarb sich dadurch Rechte auf seine Dankbarkeit. Windeln, Wiege, Taufzeug, die Französische Wärterin — alles war auf den Empfang des Mädchens da. Nun kam endlich die Stunde der Entbindung, und die Hebamme rief: ein allerliebster, kleiner Junker, Ihr Gnaden. Zum Glück hörte die Mutter es nicht, sie hätte sonst den Tod davon haben können.

Man verschwieg ihr das Geschlecht des Kindes, bis die Gefahr vorüber war; dann mußte die Hebamme es ihr ankündigen, weil der Herr von Halden es nicht wagte. Die Mutter ließ sich das Kind bringen, um sich mit eignen Augen zu überzeugen, gab es dann mit einem tiefen Seufzer zurück, legte sich auf die Seite, und antwortete bei jeder Frage, wie sie das oder jenes verlangte: thut,

was ihr wollt! Aus Verdruß, ihre Plane so gescheitert zu sehen, wurde sie krank; eine böse Brust, an der sie viele Schmerzen zu leiden hatte, machte sie ungeduldig, und das erregte bei ihr noch mehr Widerwillen gegen das unschuldige Kind. Man versuchte allerlei Mittel, Liebe zu dem Kleinen bei ihr zu erwecken. Sie nahm ihn auch wohl auf das Bett; fiel ihr aber ein, welche Plane er zerstörte, so betrachtete sie ihn mit Thränen des Verdrusses, und gab ihn unmuthig wieder weg.

Lieber Engel, sagte der Kammerherr am Tauftage, der beschleunigt werden mußte, weil das Kind sehr schwach zu werden schien: — der Bruder dringt darauf, das Kind soll Hennig heißen. Er beruft sich auf dein Versprechen. — Mag er es nennen, wie er will! gab sie zur Antwort; was kümmert es mich!

Der Vater nahm diese aus Verdruß gesagten Worte für eine völlige Einwilligung; und nun taufte man sogleich in einem andern Zimmer, um der kranken Mutter die Unruhe zu ersparen. Dann ging der Major (außer dem Vater der einzige Pathe, weil man nicht Zeit gehabt hatte, noch andre einzuladen) zu der Wöchnerin,

und wünschte ihr Glück zu der Taufe ihres Sohnes. Schon getauft? fragte sie ängstlich; und wie heißt er? — „Hennig!" antwortete der Major. Die Mutter warf sich auf die andere Seite, und sprach den ganzen Tag über nicht ein Wort mehr. Man brachte ihr das Kind; sie stellte sich aber, als ob sie schliefe, um es nur nicht hinnehmen zu müssen.

Es währte nicht lange, so rief der Major zum Fenster hinaus: laß satteln, Hennig! Und die Dame kümmerte sich nicht darum, daß er wegreiten wollte. Ihre Ideen waren nun einmal unterbrochen, und sie fand jetzt sogar das Vermögen des Majors nicht mehr so reitzend, wie ehemals, weil ihr Liebling es mit dem ungeliebten Kinde theilen sollte. Wahrscheinlich würde der unnatürliche Widerwille gegen ihren zweiten Sohn wohl bald erloschen seyn, wenn nicht der Nahme Hennig ihm alle Tage neue Nahrung gegeben hätte. So oft sie das Kind so nennen hörte, fühlte sie einen inneren Verdruß; und endlich gewöhnte sie sich daran, es immer mit finstern Blicken zu betrachten. Sie überließ es völlig der Amme, und ihr ganzes Herz gehörte dem Erstgebornen, an dem sich

nun sehr bald alle Fehler eines einzigen, von der Mutter verzogenen Kindes bemerken ließen. Ihr Widerwille gegen den kleinen Hennig nahm noch zu, als sie sah, daß er, je stärker sie ihn haßte, desto mehr der Liebling des ganzen Hauses wurde. Der Knabe lernte gehorchen, weil er sich abhängig fühlte, liebte, weil er nicht herrschte, und — wer kann die seltsamen Widersprüche in dem menschlichen Herzen erklären! — die Mutter haßte ihn gerade wegen dieser guten Eigenschaften um so stärker.

Endlich kam ein Mädchen. Was noch von dem stolzen Plane der Mutter ausgeführt werden konnte, geschah. Das Mädchen sollte schön werden, zum Entzücken reitzend seyn, und Geschicklichkeiten aller Art haben, singen, mahlen, tanzen, um, sobald sie erwachsen wäre, eine sehr ausgezeichnete Rolle zu spielen. Nach und nach kam der ganze alte Plan wieder zum Vorschein; aber immer stand Hennig allen Aussichten auf künftige Größe der Familie im Wege. Und, was noch schlimmer war, der Major fragte, wenn er kam, jedesmal sogleich nach dem kleinen Hennig, hob ihn auf seinen Arm, setzte ihn auf seine Kniee, ließ ihn reiten, ließ sich von

ihm den Schnurbart zerzausen; und Karln, den Liebling der Mutter, bemerkte er kaum.

Frau von Halden machte dem Major freundliche Vorwürfe über seine Partheilichkeit für den kleinen Hennig. Wenn Sie nur mit Karln so tändelten, wie mit dem wilden Jungen, dann sollten Sie sehen, wie lieb das Kind Sie haben würde!

„Tändeln? Ei, der Teufel! man darf ja den Schreihals nicht starr ansehen, so thut er schon die Kehle auf."

Lieber Bruder, das Kind hat ein zartes, empfindliches Gemüth. Ich bitte Sie, vergleichen Sie doch beide mit einander, aber unpartheiisch. Sehen Sie nur, wie gesittet Karlchen ist, und wie bäurisch grob der andre!

„Das ist natürlich. Hennig kommt nicht von den Domestiken weg, und der Schreihals da nicht von Ihrem Schooße. Ueberhaupt mag ich es aber nicht leiden an Kindern, wenn sie jedem entgegen laufen und ihm die Hand küssen; da sind sie wie meines Bruders Hunde, die einen auch sogleich mit ihrem Aufwarten empfangen. Ihr ältester Junge küßt mir die Hand, und sieht mich dabei mit so tückischen

Augen an, als wollte er sagen: geh zum Teufel! Hennig aber läuft mir entgegen mit Schmutz und Koth, und klettert an mir in die Höhe. Seine erste Frage ist: hast du 'was mitgebracht, Onkel? und der erste Griff an meine Tasche. So finde ich es recht. Sie ziehen aus dem ältesten nichts Kluges, Frau Schwester, sag' ich; höchstens werden Sie ein Antichambre-Ungeziefer herausbringen. In dem Hennig aber steckt ein Mensch; und wenn mich jemand zum Testamentmachen bringen könnte — bei Gott! so wäre er es. Sehen Sie nur, wie lieb ihn alle Leute im Hause haben!"

Ja, erwiederte Frau von Halden, weil er so gemein denkt, sein Herz an alle Menschen zu hängen, sie mögen seyn, wer sie wollen.

„Alle Höllenteufel!" rief der Major grimmig; „wozu ist er denn sonst da? . . . Lieber großer Gott," setzte er andächtig hinzu; „sey so gnädig und höre nicht, was hier die verkehrte Mutter spricht! Weil er sein Herz an Menschen hängt! Je, so wollt' ich, daß Pech und Schwefel . . .! Nein, das ist zu arg!" In diesem Augenblicke stürzte der kleine Hennig in das Zimmer, und bekam von der Mutter eine tüch-

tige Ohrfeige. Der Major lief, an allen Gliedern zitternd, zu seinem Bruder. Sieh einmal, empfing ihn dieser, und führte ihn an ein Nest voll junger Kanarienvögel — sieh einmal! — „Zum Teufel!" rief der Major; „schämst du dich nicht, hier ein Nest voll Junger anzustaunen, das die Mutter mit Liebe bedeckt, und gegen deine eignen Kinder so gefühllos zu seyn?"

Nun, lieber Bruder, ereifre dich nur nicht! Was ist denn? was hast du denn immer zu lärmen?

„Hieher führe deine Frau, und zeig ihr, wie da die Mutter . . . Himmel und Hölle! muß nicht Gott mit mehr Wohlgefallen auf das Nest voll Ungeziefer sehen, als auf deine Frau? Hieher führe sie, und . . ."

Aber Bruder, wer nennt denn Kanarienvögel: Ungeziefer! Wann willst du doch endlich einmal dich ausdrücken lernen!

Der Major sah ihm starr ins Gesicht. „So geh!" rief er dann; „sorge du für die junge Brut hier, richte deine Dompfaffen ab, und laß unterdessen gerade deinen besten Jungen, den Hennig, tyrannisiren, als ob er einer unbarmherzigen Stiefmutter in die Hän-

de gefallen wäre. Bei Gott! ich habe mehr Vaterherz zu dem Jungen, als du. Ist er Euch zur Last, so gebt ihn mir. Ja, Bruder Toffel, gieb ihn mir; ich will sein Vater seyn!"

Der Kammerherr beantwortete diese Aeußerung so der Quer, daß der Major Gott dankte, als er wieder auf seinem Fuchse saß und nach Hause trabte; aber verloren ließ er sie dennoch nicht gehen. Er sah wohl ein, daß sein Bruder nicht Unrecht hatte, und theilte seiner Frau dessen Anerbieten mit. Sie wurde nachdenkend, überlegte den Vorschlag, und fand, daß sie es unmöglich immer mit seiner Hitze aushalten könnte, daß sie zuletzt völlig mit ihm brechen, und daß der Major dann seinem alten Hennig, diesem Feinde ihrer Familie, gänzlich in die Hände fallen würde. Wenn der Major, dachte sie, ihren zweiten Sohn mit der Bedingung, ihn zu seinem Erben zu machen, hinnähme, so könnte ihr ältester der einzige Erbe ihres großen Vermögens werden; und überdies käme ihr jener, zu dem sie nun einmal kein Mutterherz in sich fühlte, auf diese Art aus den Augen.

Ihr Mann mußte den Major mit Hennigen besuchen, und hatte Befehl, ihm auf diese Be-

dingung den Knaben zu lassen. Der Major bewilligte alles, was man von ihm verlangte, und ließ es sich, freilich nur mit Murren und Brummen, gefallen, daß ein Instrument darüber aufgesetzt wurde, in welches aber, auf des alten Hennigs Betrieb, die Klausel, „wenn anders der Herr Major nicht heirathet, oder keine Kinder bekommt," eingerückt werden mußte.

Der Kammerherr fuhr nun wieder ab, und Hennig blieb gern bei seinem lieben Onkel, der immer die Taschen voll gebrannter Mandeln hatte. Der Major drückte den dreijährigen Knaben an sein Herz, benetzte ihn mit Thränen des schönsten Vatergefühls, ging dann in sein Kabinet, blickte an die Decke, und sagte mit inniger Andacht: „nun, guter Gott im Himmel, bin ich Vater wie du, obgleich nur von Einem deiner Geschöpfe. Gieb Segen zu meiner Erziehung! Ich will nichts versäumen, was ich thun kann; aber meine Kräfte sind schwach. Laß nur einen guten Menschen herauskommen; das Uebrige mag werden, wie es will! — Und meine Hitze?" sagte er vor sich. „Nun, bin ich doch nicht mehr hitzig gegen meinen alten Hennig; ich werde es ja auch gegen meinen Sohn nicht seyn."

Er setzte sich an ein Fenster, das gegen Abend auf einen See hinausging und die Aussicht in eine schöne Landschaft hatte. An diesem Fenster faßte er alle seine Vorsätze, und machte alle seine Plane, weshalb er es auch sein Grillenfenster nannte. „Es ist hier," sagte er einmal zu Hennig, und zeigte ihm mit einer Bewegung der Hand den freien, weiten Horizont — „es ist hier, als ob ich vor Gott stände; sieh, und da macht man doch wissentlich nichts Schlechtes." Jetzt saß er nun wieder vor Gott, um einen Plan zu Hennigs Erziehung zu entwerfen; das war aber, wie er bald fand, nichts weniger als leicht. Er schüttelte den Kopf, trommelte mit den Fingern, pfiff den Dessauer Marsch, blies den Tabaksrauch bald gerade aus, bald hin- auf oder hinunter; doch mit dem Allen gelang es ihm nicht, etwas heraus zu finden. Endlich legte er seine Pfeife hin, ging zu dem Pastor, und erzählte ihm, daß sein Bruder ihm aus großer Liebe eins seiner Kinder zum Erziehen an- vertrauet hätte. „Lieber Herr Pastor," sagte er zuletzt: „ich kann, was ein Husar können muß; und was zu einem guten Menschen gehört;

weiß ich auch. Aber der Junge wird mit meinem Willen weder Husar, noch überhaupt Soldat: dazu habe ich meine guten Gründe. Nur muß der Mensch irgend etwas werden, und mit Menschen umgehen lernen; allein dazu gehören Dinge, von denen ich nichts verstehe. Lassen Sie einmal hören, was Sie davon glauben. Gelehrsamkeit ist eine schöne Sache, und ich nehme meine Mütze vor nichts in der Welt tiefer ab; doch nur vor der rechten, Herr Pastor: denn die unrechte ist nicht einen Schuß Pulver werth. Das seh' ich an einem Mann in meiner eigenen Familie. Der kennt alles von der Ceder bis zum Ysop, hat Klapperschlangen im Hause und ausgestopfte Vögel, weiß, was aus Eiern geboren wird, und was lebendig zur Welt kommt; aber weiter ist es auch nichts. Er handelt dummer als ich, so wenig ich auch von dem Allen verstehe; er ist nicht Herr im Hause, nicht Vater, nicht Freund, nicht Verwandter. Von der Regierung der Menschen, von Sonne, Mond und Sternen spricht er Ihnen, daß es eine Lust ist; und doch weiß er sein eignes Haus nicht zu regieren. Er kann, wie er sagt, den Blitz leiten, und hat kleine Häuser von Pappe, an de-

nen die Funken herunterfahren, wie er will; und vorigen Sommer steckte ihm der Bliß die Scheune an. . . . Donner und Wetter! da hab' ich mich verrathen! Nun, was thuts! Ja, es ist mein Bruder. Sehen Sie, das soll der Junge nicht wissen; denn diese Gelehrsamkeit ist wie eine Pistole ohne Hahn. Aber was sonst? Sagen Sie, Herr Pastor."

Der Prediger war ein herzensguter Mann; doch zum Rathgeben in der Erziehung taugte er nicht. Er hielt dem Major eine sehr undeutliche Vorlesung über den wahren Werth der Gelehrsamkeit, und schloß damit, daß der Knabe einen Hofmeister haben müsse. Der Major schüttelte den Kopf, dankte für den Rath, und ging wieder zu Hause. Nach seiner Gewohnheit erzählte er nun die ganze Sache seinem Hennig. „Der alte Pastor ist ein lieber Mann, Hennig; aber so recht mag er wohl auch nicht verstehen, was zum Erziehen gehört: denn ich begriff nichts von allem, was er sagte, so aufmerksam ich auch zuhörte. Er nannte da eine Menge Namen, die mein Bruder immer im Munde hat; und fragte ich: was ist das? so redete er von Atomen, von Dingerchen, die

Niemand sehen kann, und so weiter. Das ist also nichts. Was sagst du nun, Hennig?"

Ich sage, es will mir gar nicht zu Kopfe, daß so ein kleines Ding gleich hinter die Bücher soll. Da lagen wir einmal, als ich noch bei dem Rittmeister Bredow war, in Sachsen im Winterquartiere bei einem Magister. (So heißen da alle Pastoren, weil sie so gelehrt sind, viel gelehrter als unsre hier.) Nun, unser Magister hatte drei Jungen; die saßen auch den ganzen Tag hinter den Büchern, und lernten, und wußten schon Dinge, die mir mein Lebetage nicht vorgekommen waren. Ich hatte eine Ehrfurcht vor dem Magister, wie vor dem Rittmeister. Aber, als das Frühjahr kam, ging ich mit den Kindern wohl zuweilen spazieren; und da wußten die Jungen nicht, was Weizen und Roggen war, und konnten die Eiche nicht von der Linde unterscheiden. Wenn ein Rohrsperling pfiff, und ich fragte: was ist das für ein Vogel? so wollten sie wissen, ob der Schnabel so oder so beschaffen wäre. Sagte ich das, so konnten sie recht viel davon plappern; zeigte ich ihnen aber den Vogel, so wußten sie nicht, ob es eine Eule oder ein Hänfling war. Kurz,

das Bücherwesen wollte mir nicht gefallen. Die Kinder schwatzten über alles, und kannten die Dinge nicht einmal. Was der Teufel! so ein Junge muß doch erst Hände und Füße, Augen und Ohren gebrauchen lernen, ehe man ihn zu den Büchern einsperrt; denn Courage, und daß man allen Menschen unter die Augen treten kann, ohne auszusehen wie ein armer Sünder, daß einem der Mund nicht zufriert, wenn man mit einem Schurken zu thun hat, und daß man sich zu helfen weiß, wenn man im Leben an einen Graben kommt: das braucht ein jeder, und das lernt sich nicht aus Büchern. Sehen Sie einmal die Gelehrten an, ob der Schurke in der Welt nicht immer mit ihnen das leichteste Spiel hat! Ich in Ihrer Stelle, Herr Major, ließe den kleinen Hennig aufwachsen, wie den Baum im Walde, lustig und lieblich. Fürs erste sollte er mir alles eine Meile um uns her kennen lernen, Bäume und Blumen, Hasen und Rehe, die Menschen nicht zu vergessen. Das kann ich ihn aber so gut lehren, wie ein Magister, oder wohl gar noch besser. Und auch laufen, springen muß er, weil ein Mensch kein Hund ist, der an die Kette gehört, son-

dern pfeifen und trallallen soll vor Freude über die grünen Bäume und den lieben Gott.

„Und lesen und schreiben, Hennig! und Gottes Wort, daß er nie einem 'was zu Leide thut!"

Ei, er wird von uns schon lernen, Herr Oberstwachtmeister, daß man einen Menschen nicht hetzen darf, wie einen Hasen zum Spaß.

„Auch keinen Hasen, Hennig! So ein Thier hat so gut Empfindung, wie unsereiner. Todtschießen, ja das geht an. Gott Lob! gehetzt hab' ich noch keinen."

Nun, ich sagte das auch nur so gleichnißweise. — Sie haben ja auch den Förster, und den Gärtner, und den Verwalter. Da hat der Kleine die ersten sechs Jahre genug zu lernen; und dann wird Gott weiter geben, was er thun soll. Hernach hab' ich nichts dagegen, daß er die Welt in Bildern und Büchern sieht; aber erst muß er sie sehen, wie sie leibt und lebt: sonst hat er mein Tage kein Gefühl dabei.

Der Major hatte manches einzuwenden; indeß ließ er es fürs erste bei Hennigs Plane, doch mit dem heimlichen Vorsatze, so bald als möglich einen Gelehrten zu Rathe zu ziehen.

Hennig nahm nun seinen kleinen Nahmens-

vetter mit in den Stall, in den Garten, in den Wald, auf den Kornboden, zu der Fischerei; machte ihn, so gut er es konnte, mit der Naturgeschichte der Pferde und Hunde bekannt, und lehrte ihn auf Spaziergängen die Stimmen der Vögel unterscheiden. Der Gärtner mußte ihm alle Pflanzen im Garten, der Förster alle Bäume nennen, und der Verwalter ihn in den Künsten und Geschäften der Haushaltung unterrichten. Stundenlang sah der Knabe mit Hennigen dem Bau einer Scheune zu, und fuhr öfters auch selbst Lehm auf einer kleinen Karre herbei. So lernte er alle Instrumente der Maurer und Zimmerleute kennen. Oft sah er auch buttern, backen, oder schmieden; und überall übte er dabei Auge und Ohr, Füße und Hände.

Sein alter ehrlicher Hofmeister lernte selbst nach seinen besten Kräften, um nicht unwissender zu seyn als sein Schüler. Er fing an Manches zu bemerken, das er sonst übersehen, und Fragen zu thun, die er sonst nicht gethan hatte. So bekam der Knabe in der That sehr deutliche Begriffe von allen Dingen rings um ihn her. Schon im sechsten Jahre ritt er mit seinem alten Freunde die Pferde in die Schwem-

me; denn obgleich der alte Hennig Oberaufseher im Hause war, so hatte er sich doch die Pferde durchaus nicht nehmen lassen. Dabei wuchs der Knabe auf, wie ein Baum im Walde. Er balgte sich mit den Jagdhunden auf dem Hofe, sah immer aus, als ob er selbst eben in die Schwemme müßte, und brauchte die Lieblingsflüche seiner Lehrer mit großer Geläufigkeit, obgleich der Major und Hennig ihm das untersagten, und nach und nach sich selbst das Fluchen abgewöhnten. An seinem Oheim hing er mit inniger Liebe; aber mit Hennig war er Ein Leib und Eine Seele. Ein Vater kann seinen Sohn nicht herzlicher lieben, als Hennig den Knaben; und sie waren daher fast immer bei einander. Wenn der Knabe etwas verbrochen hatte, und der alte Husar ihn unter den buschichten Augenbraunen hervor mit finstern Blicken ansah, stiegen Thränen in seine lieblichen blauen Augen. Dann rief der Alte mit ausgebreiteten Armen: du Heulhexe! und der Knabe stürzte sich an seine Brust, und sagte: du mußt auch nicht schelten, guter Hennig! — Ja, so mußt du nicht unartig seyn, Junge! rief der Alte, und weinte um die

Wette mit dem Kinde, das sich dann gewiß wochenlang hütete, denselben Fehler aufs neue zu begehen.

Man kann leicht denken, daß diese auf der einen Seite recht zweckmäßige Erziehung auf der andern den Knaben ein wenig roh machte. An der Husaren-Uniform, die er trug, konnte man oft nur mit Mühe unterscheiden, daß ihre Grundfarbe scharlachroth war. Fehlte es ihm an einem Bande, so schnitt er ruhig eine goldene Schnur von der Uniform. In seiner Mütze holte er, wenn die Gießkanne zu entfernt lag, auch wohl Wasser, um seine Blumen damit zu begießen. Oft fiel der unordentliche Anzug selbst dem Onkel auf, und er sagte: „Junge, wie siehst du aus!" Der Kleine besah sich von oben bis unten, und antwortete: wie soll ich anders aussehen, Onkel? Ich maure mir im Garten einen Stall. Die Hände und das Gesicht habe ich mir gewaschen; aber die Uniform soll ich ja nicht selbst rein machen: das hat mir Hennig verboten. — So ging es fast jede Woche einige Male; und der Major würde sich auch nicht viel daraus gemacht haben, wenn nur seine Schwägerin ihn mit ihren Besuchen verschont hätte.

In dem ersten Jahre war sie nicht bei ihm gewesen. Er selbst ritt von Zeit zu Zeit hinüber nach Moorberg, doch ohne den Kleinen mitzubringen; und dafür gab er die scheinbare Entschuldigung an, daß er keinen Wagen hätte. Frau von Halden wußte aber schon genug von der Verwilderung ihres Sohnes, und beschloß endlich, mit ihren beiden andern Kindern nach Sollingen zu fahren, im Grunde weniger, weil sie ihren vergessenen Sohn einmal wiedersehen, als weil sie ihren Schwager recht nachdrücklich beschämen wollte. Der Major wurde sehr ängstlich, als er die beiden schön geputzten Kinder in das Zimmer treten sah. Sie näherten sich ihm mit einer anständigen Verbeugung, küßten seine Hand, sagten einige Worte sehr artig, und setzten sich dann ganz ruhig nieder. Wo ist denn Ihr Pflegesohn? fragte die Mutter. In diesem Augenblicke flog die Thür auf, und der kleine, jetzt sechsjährige Hennig stürzte, mit dem fröhlichsten Verlangen in seinem feuerrothen Gesichte, in das Zimmer; denn der alte Husar sowohl als der Major hatten ihm die ehrerbietigste Liebe für seine Eltern und seine Geschwister beigebracht, weil sie sich scheueten, diesem heiligen Gefühle zu nahe zu treten.

Der Kleine mauerte eben am Ende des Gartens, als der Wagen auf den Hof rollte. Sobald man ihm sagte, daß seine Mutter und seine Geschwister da wären, warf er die Kelle weg, und lief nach dem Zimmer seines Onkels. Die Strümpfe hingen in den Stiefeln; seine Uniform war voll Lehm, voll Kalk, und seine Hände schmutzig. Der Major erröthete; und der Knabe selbst stutzte, als er einen Blick auf seine Mutter und auf die beiden Kinder, die seine Geschwister seyn sollten, geworfen hatte. Sein Bruder, ein Knabe von acht Jahren, trug ein hellblaues Kleid mit Golde, hatte einen Haarbeutel eingebunden, und seine zierlich frisirten Locken waren dick gepudert. „Wasche dich erst!" sagte der Major mit großer Verlegenheit; und in einem Sprunge war der Kleine wieder zur Thür hinaus. Der alte Hennig, der ihm begegnete, band ihm die Strümpfe auf, zog ihm seine beste Uniform an, schickte ihn dann wieder in das Zimmer, und gab ihm die Ermahnung mit: er sollte recht höflich seyn, der Mama die Hand küssen, und ja nicht etwa fluchen.

Natürlicher Weise kam nun der Knabe

ziemlich furchtsam wieder. Er ging, oder stolperte vielmehr, auf seine Mutter zu, küßte ihr schmatzend die Hand, und ließ sich von ihr über die Wange streicheln. Seine Geschwister waren unterdessen aufgestanden, faßten ihm, wie man es ihnen befohlen hatte, jedes bei einer Hand, und sagten: liebster Bruder! Der kleine Hennig sah vor sich nieder, und konnte fast nicht eine Sylbe vorbringen. „Er hatte eben gemauert," fing der Major kleinlaut an. — Gemauert? fragte die Mutter boshaft; soll er denn etwa ein Maurer werden? . . . Komm einmal her, mein Sohn! fuhr sie fort, und betrachtete ihn nun mit Kopfschütteln von oben bis unten, von hinten und vorn. Der Major wurde mit jeder Minute verlegener. Seine Schwägerin merkte das, und ihr Gesicht erheiterte sich von boshafter Freude. Um ihn noch mehr zu beschämen, fing sie an, die beiden anderen Kinder alle ihre Künste machen zu lassen. Sie fragte Emilien etwas Französisch; und die Kleine antwortete in eben der Sprache. Eben so ihr Karl. Kannst du auch schon Französisch? fragte die Mutter nun den kleinen Hennig. Ein

wenig! antwortete der Knabe. „Junge, du lügst!“ sagte der Major mit Erstaunen. — Nein, Onkel; bei Roßbach riefen sie immer: Sacre Dieu! das hat mir Hennig gesagt.

Frau von Halden seufzte, und fing nun an, die guten Eigenschaften und Geschicklichkeiten ihrer Kinder zu preisen. Die Kinder sagten, als der Onkel ihnen einen Teller mit Obst gab: ich danke ihnen unterthänig; und küßten ihm die Hand. Von dem allen that und wußte Hennig nichts, gar nichts. Aber, mein Gott, sagte die Mutter zuletzt mit Bitterkeit zu dem kleinen Hennig: du weißt ja auch nicht das Mindeste! Ein wahrer Klotz ist aus dir geworden.

Der arme Knabe stand mit Thränen in den Augen da, weil noch niemand so hart mit ihm gesprochen hatte. Er sagte leise und furchtsam: ich habe dich so lieb, Mama! und nun warf er sich laut schluchzend seinem Oheim in die Arme, legte sein Köpfchen an dessen Brust, und umfaßte seinen Hals. „Sehen Sie!“ sagte der Major; „das kann er: die Menschen von Herzen lieb haben; und ich fürchte, das können die Beiden da nicht.“ Nun küßte er den Knaben, und sagte: „geh in den Garten, mein lieber

Sohn, und nimm deine Geschwister mit." Er fühlte, daß er auf dem Wege war, seiner Schwägerin etwas Hartes zu sagen; darum sollten die Kinder nicht länger im Zimmer bleiben.

Im Garten war der kleine Hennig an seinem rechten Orte. Was ist das? kann man das essen? fragte bald Karl, bald Emilie; und immer gab Hennig eine richtige Antwort. Er pflückte seiner Schwester die schönsten Blumen; und wenn sie eine reife Birn sah, so war er geschwind oben im Baume, und holte sie herunter. Ach, sagte das kleine Mädchen; wie kann der liebe Bruder klettern! Als die Kinder erst bekannter und folglich auch gesprächiger wurden, kam der kleine Hennig auf alle seine Zeitvertreibe, und nannte dabei auch das Reiten. „Reiten kannst du?" fragten ihn die beiden Kinder mit großer Verwunderung. Den Augenblick holte er seinen kleinen Litthauer aus dem Stalle, schwang sich hinauf, und machte die ganze Reitschule, die sein alter Hofmeister ihn gelehrt hatte. Das war das Einzige, was seinem Bruder an ihm gefiel, und warum er ihn beneidete. Die kleine Emilie war mit Hennigen schon besser zufrieden. Höre, sagte

sie lächelnd, als er ihr alle seine Sachen, seine Aexte, Beile, Sägen, Hobel und Pistolen gezeigt hatte: ich möchte auch wohl hier beim Onkel seyn, wenn es sich schickte. — Sich schickte! unterbrach sie der älteste; schickt es sich denn, daß ein Fräulein Wasser trägt und Blumen begießt? Das gehört für die Bauern!

„Ich bin ein Bauer!" sagte Hennig vergnügt und hüpfend; „und ein Baron und ein Mensch, meint Onkel, soll ich wohl auch noch werden!" Damit ging es wieder in vollem Springen Gang auf, Gang nieder. „Siehst du, Milchen," sagte Karl, „wie ungezogen er ist? Wie ein Bauer! Mama hat es wohl gesagt!" — Recht ungezogen! antwortete das kleine Mädchen. Ach, ich möchte wohl auch einmal ungezogen seyn!

Der Bediente rief endlich die Kinder. Als sie nachher wieder abfuhren, erzählte Karl der Mutter unterweges, wie ungezogen sein Bruder gewesen wäre. Die Kleine zeigte Blumen und Obst, das er ihr gegeben hatte, und setzte hinzu: Mama, der Bruder Hennig weiß Alles, viel mehr als ich und Karl! Und recht freundlich ist er; — aber recht ungezogen! setzte sie hinzu, weil sie die Blicke ihrer Mutter bemerkte.

Während daß Mutter und Kinder sich den ganzen Weg über von dem kleinen Hennig und seinen Ungezogenheiten unterhielten, waren auch der Major und sein Freund in einem Gespräche über ihn begriffen. „Das ist nichts, Hennig!" sagte der Major. „Packe nur ruhig ein. Ich habe mich geschämt; und hätte ich das nöthig gehabt, wenn es ganz recht wäre, was wir thun? Ja, wäre es mein eigner Sohn, siehst du, so möchte er meinetwegen ganz ohne Strümpfe gehen; aber er ist nicht mein. Es kann nicht so bleiben. Und das kommt davon, daß keine Frauensperson im Hause ist; so eine ordentliche mein' ich, nicht eine Viehmagd oder Köchin. Du solltest sehen, wie reinlich der Junge seyn würde, wenn nur eine wackre Frau oder Jungfer im Hause wäre. Höre einmal, Hennig, da hab' ich an unser Mädchen aus Böhmen gedacht. Wenn wir das hier hätten! Sieh! schon hundertmal ist es mir aufs Herz gefallen, ob ich auch wohl recht thue an dem Mädchen. Hundertmal! Hat sie mir nicht das Leben gerettet? Und was thue ich dagegen? Ich schicke ihr, seitdem ich weiß, wo sie wohnt, alle Jahre dreihundert armselige Thaler, und sie schreibt

mir dafür jedesmal einen Brief, der allein so viel werth ist. Ja, wenn sie Eltern hätte, oder verheirathet wäre, so könnte ich denken: sie hat Jemanden, den sie liebt, und braucht dich nicht. Aber so ist sie ganz allein, ohne Verwandte! Es muß ihr weh thun, daß ich ihr für ihre Liebe nur Geld schicke, da ich ihr doch weit mehr schuldig bin. Ich denke, ich schreibe ihr, daß sie kommen soll. Dann könnte ich ihr doch zeigen, daß ich sie lieb habe."

Dagegen hatte Hennig nichts einzuwenden. Der Major schrieb; und nach vierzehn Tagen kam, anstatt der Antwort, die Jungfer Riesen selbst auf den Schloßhof gefahren. Hennig sprang zu dem Major in das Zimmer, und rief: unser Mädchen aus Böhmen! Vivat! Der Major hatte ein Frauenzimmer aus dem Wagen steigen sehen; also verstand er den Ausruf seines Hennig, und eilte mit dem Ungestüm der Leidenschaft die Treppe hinunter, dem Mädchen entgegen. Er konnte lange nicht sprechen, und sie nur in seine Arme schließen. Endlich rief er: „Hannchen, du treue Seele! Gott sey Dank, daß ich dich habe! Nun sag, was soll ich dir

seyn:

seyn: Bruder oder Vater? Beides, gutes Kind, wenn du mich lieb hast; und Freund dazu!" Er führte Hannchen die breite Treppe hinan auf sein Zimmer, und Hennig ging auf der andern Seite neben ihr. Auf einmal erblickte der Major auch den treuen Alten. „Sieh, Hannchen!" sagte er herzlich, und faßte seinen Hennig in die Arme: „sieh, so liebe ich diesen Menschen! Frag' ihn, ob ein Bruder ihn herzlicher lieben kann; er wird dir sagen: nein. Nun sieh, eben so will ich auch dich lieben. Ja, lieben, trotz der ganzen Welt! Denn was Verwandtschaft! Sie kommt von Gott, und ich habe allen Respekt dafür (er nahm die Mütze ab); und Gott weiß, wie schwer es mir wird, wenn mein Herz sich manchmal gegen meine Verwandten zuthut, wie eine Muschel. Habe ich Unrecht, so vergebe es mir Gott! Aber sie machen es mir danach. Und wie habt ihr es gemacht! In Noth und Tod euch für mich hingegeben. Und in der Bibel steht: es ist keine größere Liebe, denn die, wenn einer sein Leben läßt für seinen Bruder. Hab' ich Unrecht? Nein!" (Er setzte seine Mütze auf.) „Ihr seid meine Verwandten, lieben Kinder! O, wenn ich euch nur mein gan-

zes Herz zeigen könnte!" — Er umfaßte sie Beide mit nassen Augen und brechender Stimme.

Von diesem Tage an wurde das Leben in des Majors Hause ganz anders. Nur die Jungfer, oder, wie sie jetzt hieß, die Mamsell, Riesen hatte dem Major gefehlt, um seine rauhen Sitten etwas abzuschleifen. Sie war eines Sächsischen Predigers Tochter, und hatte sich mit ihren Eltern gleich zu Anfange des siebenjährigen Krieges nach einem Böhmischen Dorfe geflüchtet, wo Verwandten von ihr wohnten. Hier rettete sie den Major, und verpflegte ihn, als er an seiner Wunde krank lag. Nachher wurde das Dorf von den Kroaten angezündet. Nun ging sie in die Lausitz zu einem Verwandten, und dann als Gesellschafterin, oder vielmehr als Kammerjungfer, zu einer adeligen Dame, in deren Hause sie die Hölle hatte. Hier erfuhr sie zufälliger Weise den Aufenthalt des Majors, schrieb an ihn, und machte ihm eine ganz vortheilhafte Schilderung von ihrer Lage. Sie erhielt mit einer Estaffette Antwort, nebst einer artigen Summe Geldes, und die Zusicherung eines lebenslänglichen Gehalts. Zwei Jahre später wurde sie von dem Major einge-

laden, die Erzieherin seines Neffen zu werden; und hierzu taugte sie vortrefflich, da Noth und Elend ihre Seele stark, und Umgang mit Menschen ihre Art sich zu benehmen, sich auszudrücken, und Menschen zu behandeln, geschmeidig gemacht hatte.

Sie war jetzt acht und zwanzig Jahr alt, und nicht schön, aber interessant durch holde Freundlichkeit und einen feinen Blick in ihrem Auge. Der Major drang in sie, die besten Zimmer im Schlosse zu beziehen; sie wählte aber ein kleines niedliches Stübchen nach dem See hinaus. Er schickte seinen Hennig in die nächste Stadt, und ließ ihr eine Menge der schönsten Zeuge zu Kleidern kommen; sie nahm das Geschenk an, bat sich aber aus, in der Folge ihren Anzug selbst wählen zu dürfen. Auch blieb sie bei ihrer einfachen Kleidung, und gab ihr nur einen etwas andern Schnitt, weil der Major durchaus darauf bestand, daß sie mit ihm essen sollte. „So sind wir drei zusammen," sagte er; „denn Hennig hat es sich nicht nehmen lassen, bei Tische aufzuwarten."

Noch heute wurde der kleine Hennig Hannchen übergeben. Sie sollte ihn, meinte der Ma-

jor, nur im Aeußern bilden; allein sie nahm sich seiner auch in andern Stücken an. Hierzu hatte sie Zeit genug, da sie bloß die Oberaufsicht über den weiblichen Theil der Haushaltung führte, und auch das nur ohne Wissen des Majors, der darauf bestand, daß es schlechterdings nicht scheinen sollte, als ob sie in seinen Diensten wäre.

Hannchen hatte von ihrem Vater eine sehr sorgfältige Erziehung bekommen, und war selbst recht gut unterrichtet. Sie konnte daher den Knaben lesen und schreiben lehren, was bis dahin der Schulmeister gethan hatte, der aber seine Rechnung dabei fand, den Unterricht hinzuhalten. Der kleine Hennig lernte jetzt wie im Fluge. Hannchen wußte so schöne schauerliche Geschichten von alten Rittern, von Schiffbrüchen, Kindern und Poltergeistern; aber sollte sie ihm erzählen, so mußten seine Hände, sein Gesicht, ohne den mindesten Flecken, und seine Uniform in der besten Ordnung seyn. Der Major selbst hörte Hannchens Geschichten beinahe eben so gern, wie der kleine Hennig; daher mußte dieser allemal erst die Musterung seines Oheims passiren, ehe sie Beide zu der Mamsell hinüber gingen.

Hennig und der Major setzten unterdessen die Reitstunden mit dem Kleinen fort; der Gärtner lehrte ihn schon okuliren und pfropfen, und der Förster meinte, der Junker wäre ein Wunder der Welt, weil er alle Bäume kannte und eine Nachtigall, ohne zu fehlen, von einer Drossel zu unterscheiden wußte. Außerdem bekam der kleine Hennig eine Menge praktischer Kenntnisse in den Gewerben der Menschen um ihn her. Er kannte alle Bauern in Sollingen, besonders die Armen, mit denen er zuweilen sogar in heimlichem Verkehr wegen seines Taschengeldes stand. Das häßliche Fluchen gewöhnte er sich ganz ab, weil Mamsell Hannchen es ihm verbot; und die beiden Alten unterließen es zur Gesellschaft mit, weil Hannchen sonst eine ernsthafte Miene machte. Dabei war er ein bildschöner Knabe, den man nicht, ohne sich zu freuen, ansehen konnte: immer heiter, lächelnd, hüpfend, offen, immer bereit, sein Herz mit jedermann zu theilen, sanft mit allen Menschen, wild und feurig in seinen Phantasieen und Spielen, muthig, dreist, verwegen, ein Waghals, wenn Hennig sein „Hussah!" rief, und biegsam wie ein Weidenschößling

wenn Mamsell Hannchen den Finger warnend aufhob. Er las nun schon dem Onkel die Zeitungen vor, und nicht in einem schleppenden, singenden Tone, sondern gut, weil der Major, der alte Hennig, und selbst die Mamsell, was sie sagten, stark betonten, wie jeder Mensch, der das, was er redet, auch fühlt. In Kurzem ging er auch gerade und mit den Füßen auswärts. Das machte ihm Anfangs viele Mühe; aber dafür erzählte ihm Mamsell Hannchen, wenn sie mit ihm zufrieden war, auch eine schauerliche Mordgeschichte. Nach einem halben Jahre sagte der Major zu Hennig: „nun Alter? was sagst du zu dem Jungen? Sieh, welch eine große Gabe Gottes ein vernünftiges Mädchen ist! Und nun will ich doch meine Schwägerin auch einmal besuchen!"

Zu diesem Besuche wurden — denn der Major hatte seine Eitelkeit so gut wie jeder andre Mensch — große Anstalten getroffen. Hennig bekam eine ganz neue Uniform, und sein Litthauer eine prächtige Schabracke. Seit Kurzem war auch ein Wagen angeschafft: „denn," sagte der Major, „wo auf dem Lande eine Frau im Hause ist, da muß auch ein

Wagen seyn; und, Hennig, könnte ich einer Frau mehr zu verdanken haben, als dem vortrefflichen Hannchen?"

Der Wagen fuhr mit, daß der Kleine nicht den ganzen Weg zu reiten brauchte, was ihm doch wohl zu schwer geworden seyn möchte; und Hennig hatte den Litthauer an der Hand. Eine Stunde vor Moorberg sprang der Knabe aus dem Wagen, und setzte sich auf sein Pferd. Nun ging es im Trab auf Moorberg zu, und im Gallop sprengten die drei Reiter auf den Hof des Kammerherrn.

Die Fenster gingen auf. Der Major nickte dem alten Hennig lächelnd zu, als der Knabe mit vielem Anstande abstieg; dann nahm er seinen Neffen bei der Hand, und führte ihn mit Triumph in den Saal, brummte aber dabei dennoch: „mit den Füßen hübsch auswärts, Hennig!"

Der Saal war voll von Gästen, und alle Augen wendeten sich mit Vergnügen auf den siebenjährigen Knaben, der sehr anständig, und doch mit einem frohen, zutraulichen Gesichte, an der Seite seines Oheims daher trat. Nach einer Verbeugung, die selbst Mamsell Hannchen

gelobt haben würde, und nachdem er seiner Mutter die Hand geküßt, hüpfte er sogleich auf seine Schwester zu, die er seit dem Besuche der Mutter gar nicht wieder hatte vergessen können, und kramte die Säbeltasche aus, in der er Blumen, Obst und Kuchen für sie mitbrachte. Der Major trat mit stolzer Miene vor seinen Bruder hin. „Da ist dein Sohn, Bruder Toffel! ... Ich sage dir," setzte er leise hinzu, „in dem Jungen steckt etwas!" Der Vater fiel dem Major mit ungewöhnlicher Innigkeit um den Hals, nahm dann seinen Sohn in die Arme, küßte ihn, betrachtete ihn freundlich, und küßte ihn wieder.

Alles sammelte sich um den kleinen Husaren her. Die jungen Mädchen tändelten mit den braunen Locken, die auf seinen Schultern schwammen. Eins entriß ihn dem andern, küßte ihn, und ging dann zu der Mutter, um ihr zu sagen, wie glücklich sie wäre. Sie dankte mit zierlichem Anstande, und machte dem Kinde einige Liebkosungen, doch mit auffallender Kälte. Der Major würde gewiß gerufen haben: laß satteln, Hennig! Aber er hoffte, sein Kleiner sollte die Mutter herumbringen; und über-

dies fiel ihm ein, daß er noch gestern der Mam=
sell versprochen hatte, sich nicht von seinem Zor=
ne hinreißen zu lassen. So biß er sich denn auf
die Lippen, und schwieg. Die Mutter rief
Karln, und fragte ihn um etwas; der Knabe
antwortete ihr mit vieler Redseligkeit. Nun
wendete sie sich zu einem von der Gesellschaft,
und sagte: in der That, mein Aeltester würde
sich an einem Hofe sehr anständig benehmen.
Sogleich eröffnete sie auch ein Examen mit dem
kleinen Hennig; der sah sie mißtrauisch an, und
antwortete ängstlich, oft auch verkehrt. Der
Major hatte einen derben Fluch auf der Zunge;
doch unterdrückte er ihn noch. Während dessen
hatte der Kammerherr mit einem seiner Gäste
von seinem Kabinette gesprochen, und die ganze
Gesellschaft bat ihn nun einstimmig, ihr doch
seine Seltenheiten zu zeigen. Man ging, und
die Kinder folgten. Zuerst öffnete Halden ei=
nen Glasschrank voll ausgestopfter Vögel. Er
schwieg, um sich an den Blicken der Gesell=
schaft zu weiden; und auch diese schwieg, als
ob sie vor Erstaunen nicht reden könnte. Emi=
lie, die ihren Bruder an der Hand hatte, zeig=
te ihm den Schrank, und sagte: sieh einmal!

was ist das? Das will ich dir sagen, antwortete Hennig: der erste ist ein Taubenhabicht; dann kommt ein Sperber; der mit den langen Beinen ist ein Reiher; der vierte eine große Ohreule; dann kommt ein Storch, dann eine Weihe. Sie stehen nur einfältig, Emilie. Der Reiher und der Storch gehören zusammen, und da das Wasserhuhn in der zweiten Reihe auch: denn das sind Sumpfvögel; und die Raubvögel sollten auch beisammen stehen.

Alle Köpfe dreheten sich nach dem kleinen Hennig um, und er mußte nun die Vögel nach der Reihe nennen. Er kannte sie alle, bis auf einen Flamingo. Den kenne ich nicht, sagte er; aber es ist auch ein Stelzenläufer. Bruder, sagte der Kammerherr; hast du dir etwa ein Kabinet angeschafft? — „Nicht doch!" erwiederte der Major; „auch hat mein Hennig in seinem Leben noch keins gesehen." Während dessen fing der Knabe an, da ihn jemand fragte, von der Lebensart der Vögel eben so bestimmt zu sprechen; er nannte ihre Nahrung, unterschied Zugvögel von andern, und erzählte allerlei Merkwürdiges von ihrer Art zu leben.

Nun zog der Kammerherr ein Schubfach

mit Holzarten auf. Kennst du das auch, was Papa hier hat? fragte Emilie. Der Vater hielt ihm ein Stück Holz hin: was ist das? — „Eichenholz,“ antwortete Hennig. Als der Vater, um ihn irre zu machen, widersprach, gab er sehr bestimmt die Kennzeichen an, und man sah deutlich, daß er seiner Sache gewiß war. Er nannte nun auch die meisten Holzarten, und sprach — aber nie, ohne dazu aufgefordert zu seyn — über die Behandlung, und über den größern oder geringern Nutzen derselben, so daß jeder sogleich einsah, er spreche nichts Erlerntes nach, sondern habe Alles aus eigner Erfahrung. Man zeigte ihm auch die Modelle von Maschinen, die in dem Kabinette seines Vaters standen. Er errieth manches von ihrer Struktur und von ihrer Bestimmung; denn er kannte die Mahl- und Oehlmühle in Sollingen mit allen ihren Getrieben ganz genau, wie jedes Kind diese und ähnliche Kenntnisse sehr leicht bekommen würde, wenn man es nur zu Mühlen und andern Maschinen hinführte, und ihm die Einrichtung derselben erklärte.

Alle Anwesenden staunten diese Kenntnisse

um so mehr an, da sie ihnen gänzlich fehlten. Sie mußten sich lange besinnen, ehe sie eine Eiche von einer Buche unterscheiden konnten; und hier unterschied ein Kind ein bloßes Stückchen Holz von einem andern. Man flisterte allgemein: das ist erstaunlich! unbegreiflich! ein Wunder von Kinde! Jede Mutter sagte dem Major die aufrichtigsten Lobsprüche über seine Erziehung, und wollte die Kunst von ihm lernen, ihre Kinder eben so weit zu bringen. „Es ist gar keine Kunst, meine Damen," sagte der Major; „der Junge hat nur immer vier bis fünf Informatoren, die alle ihre Sache vollkommen verstehen. Da steckt es. Er lernt die Naturgeschichte, wie mein Bruder den Kram nennt, von dem Förster im Walde, von dem Tischler, der das Holz verarbeitet, von dem Gärtner im Garten, von dem Verwalter in der Scheune und auf dem Felde; dazu braucht er nichts als Augen, Ohren und ein wenig Gedächtniß. Sein Oberhofmeister, mein alter Reitknecht Hennig, von dem der Junge den Nahmen hat, kriecht mit ihm herum in allen Mühlen, bei allen Bauen, bei dem Becker, dem Leinweber, und was wir

sonst noch auf dem Dorfe haben. Da sieht oder erfährt er an Ort und Stelle, was die meisten Kinder aus Kupfern lernen sollen, die sie nicht begreifen."

Als man die Art und Weise erfuhr, wie der Kleine seine Kenntnisse bekommen hatte, schüttelte man doch ein wenig die Köpfe. Ein Reitknecht der Oberhofmeister! Das verdarb dem Major seinen Triumph fast gänzlich; und die Mutter, die bis jetzt sehr kleinlaut gewesen war, wurde nun wieder etwas muthiger. Nein, sagte sie; und sollten meine Kinder nie lernen, was ein Baum ist, so ließe ich doch einen Reitknecht nicht ihre Gesellschaft seyn; hier überwiegt der Schade den Vortheil. Da liegt Hennig bei allen gemeinen Leuten umher, bei Maurern und Leinwebern; und was hilft es ihm denn, wenn er weiß, wie Leinwand gemacht wird?

„Was es ihm hilft, Frau Schwester? Sehr viel! Es hat sogar mir geholfen, daß ich bei dieser Gelegenheit noch manches gesehen habe. Er lernt die Menschen lieben, weil er weiß, wie sauer es den meisten wird, ihr Brot zu erwerben; er lernt sie ehren, weil er begreift, daß diese Menschen alles thun, was nützlich

ist, was das Leben angenehm macht, und wir dagegen gar nichts. Er lernt, wie viele Schweiß-, Blut- und Angsttropfen auf dem Feldchen der Armen hangen, und wird daher seine Jagd nie durch ihre Saaten treiben. Sehen Sie, das lernt er: Gottes guten heiligen Willen in Acht nehmen, und nicht der Welt und seines Fleisches Willen!"

Man fand diese Aeußerungen des Majors ein wenig ketzerisch, ein wenig verkehrt; weil er aber mit einer Stelle aus dem Katechismus schloß, so wagte man es nicht, ihn anzugreifen. Die Herren schwiegen; die Damen schnatterten unter sich, und man unterschied nur die Worte: seinem Range nichts vergeben! Reitknecht! gemeine Leute! unanständig!

Frau von Halden lauerte nun auf die Sitten ihres kleinen Hennig; aber er hielt sich so gut, gab so freundlich nach, spielte so vernünftig mit, war so folgsam, und selbst gegen die Bedienten so höflich, daß sie vergebens lauerte, und daß der Knabe die allgemeine Gunst wieder erhielt, um welche ihn die Relation von seinen Hofmeistern beinahe gebracht hätte. Seine Mutter ließ ihn lesen. Er las zu ihrem Ver-

drusse so richtig und gut, daß die Gesellschaft ihn aufs neue loben mußte.

Die Bewunderung der Anwesenden brachte nichts als widrige Empfindungen bei der Mutter hervor; denn ihr Liebling wurde übersehen. Karl, den die Mutter durch ihre verkehrte Erziehung schon sehr eitel gemacht hatte, und der es gewohnt war, von seinem Bruder immer nur mit einer Art von Verachtung sprechen zu hören, stand mit einem sauren Gesichte da. Er hatte sich, als Hennig kam, darauf gefreuet, ihn mit seiner Gelehrsamkeit, besonders mit der Naturgeschichte, zu verdunkeln; und das war so sehr verunglückt. Uebrigens hörte Hennig nicht viel auf alles das Kluge, was Karl zu sagen glaubte, sondern spielte mit Emilien ruhig fort; und diese war unzertrennlich von dem Bruder, der ihr so viel mitgebracht hatte.

Die Mutter sah Karln mit sehr verdrießlichem Gesichte da stehen. Sie wollte durchaus seinen Wunsch befriedigen, und erzählte offenbare Unwahrheiten von seinen guten Eigenschaften. Man lobte ihn sehr laut und übertrieben; aber zu dem kleinen Husaren hockte man sich an den Boden, nahm ihn in die Arme, küßte ihn, und sagte fröhlich: „welch ein Engel!"

Heute wurde der kleine Hennig seiner Mutter, die ohnedies schon starken Widerwillen gegen ihn fühlte, noch verhaßter; denn nun hatte er ihren Liebling, dem er die Erbschaft des Oheims entzog, auch gedemüthigt. Wäre er bei ihr geblieben, so würde er endlich ihre Liebe wieder erlangt haben; aber er ging ja mit dem groben, ungesitteten Major, der ihr so viele Wahrheiten ins Gesicht sagte! Sie sah nicht einmal hin, als der Knabe seinen Litthauer wieder bestieg und mit seinem Onkel von dem Hofe sprengte.

Als die Gesellschaft in ein allgemeines Lob des kleinen Hennig ausbrach, standen der Mutter beinahe Thränen des Verdrusses in den Augen. Sie führte ihren Liebling auf sein Zimmer, und machte seinem Hofmeister bittre Vorwürfe darüber, daß Karl Hennigs Kenntnisse nicht hatte, die er doch nicht haben konnte, da sie ihn, ohne ihre Gesellschaft, nicht einmal in den Garten gehen ließ. Der Hofmeister versprach Wunderdinge, spottete über Hennigs Kenntnisse, und machte so seine Gebieterin wieder heiter. Seyn Sie nur fleißig, Junker Karl, sagte er; der soll Sie nicht

überholen!

überholen! Der Knabe rief mit Ungestüm: ich will auch reiten lernen. Recht gern, Karlchen, sagte die Mutter, um den eitlen Knaben nur zu beruhigen, der auf diese Art in dem unnatürlichen Hasse gegen seinen Bruder immer mehr bestärkt wurde.

Emilie wußte nichts von Haß gegen irgend einen Menschen, und am wenigsten gegen ihren Bruder. Ihr guter Genius hätte ihr eine sehr verständige Gouvernante vom besten Herzen zugeführt. Man war im Hause, eben wegen dieser guten Eigenschaften, ganz und gar nicht mit der Französin zufrieden, und würde sie bald wieder weggeschickt haben, wenn sie nicht, nach dem Urtheile aller Kenner, ihre Sprache vortrefflich gesprochen hätte. Sie selbst blieb nur aus Liebe zu ihrer armen Mutter und zu Emilien in einem Hause, worin man sie die ganze Last des Ahnenstolzes fühlen ließ, in ihrer Gegenwart mit der größten Verachtung von allen Bürgerlichen sprach, und den Kindern bei jeder Gelegenheit die Lehre gab, auf ihren Rang zu halten und sich mit geringeren Menschen nicht gemein zu machen. „Es mag,“ schrieb sie ihrer Mutter, die nur

von der Unterstützung ihrer edlen Tochter lebte; — „es mag menschlich seyn, daß der Adel die Vorzüge, deren er genießt, hervorhebt. Wer von uns würde gern ein Vorrecht, das er einmal hätte, fahren lassen? Aber wenn das ganz natürlich ist, so finde der Adel es auch natürlich, daß der Bürgerstand ihn mit immerwährendem Widerwillen betrachtet, und ihm die Vorzüge beneidet, die er selbst so hoch in Anschlag bringt. Mir geht es durch die Seele, wenn man von einer Mesaillance wie von der Handlung eines niederträchtigen Menschen spricht; ich schweige indeß, und trinke das Gift geduldig hinunter."

Man kann leicht denken, daß die Gouvernante die Gesellschaft der Frau von Halden so viel als möglich vermied, und auch in gehöriger Entfernung von dem Hofmeister blieb, der ihr durch seine Schmeicheleien und sein kriechendes Wesen verächtlich werden mußte. Sie war größten Theils auf ihrem Zimmer oder im Garten, und Emilie fast ununterbrochen in ihrer Gesellschaft. Das kleine Mädchen lernte viel von ihrer Gouvernante, weil diese es liebte; der Knabe hingegen wenig,

weil sie ihn mit einer Art von Widerwillen ansah. Liebe des Lehrers zu seinem Schüler ist ja die beste Hälfte des Unterrichts.

Die Gouvernante zog Emilien durch alle nur ersinnliche Mittel an sich, um das Herz des Kindes von dem Gifte der Eitelkeit rein zu erhalten; und Frau von Halden sah es gern, daß Emilie sich viel bei der Gouvernante aufhielt, weil sie auf diese Art größere Fortschritte in der Französischen Sprache machte. Ueberdies war Emilie bei weitem nicht so sehr der Liebling ihrer Mutter, wie Karl. Auf diesem beruheten ja alle Plane zu Größe, und jene war nichts als ein Mittel mehr, die Plane durchzusetzen.

Die Mutter konnte also zum Glück auf Emlien nicht beträchtlich wirken, und die Gouvernante brachte nun dem Herzen des Kindes früh eine Liebe zu den Menschen bei, die in der Folge nicht wieder auszurotten war. Mit Recht suchte die Gouvernante bei Emilien auch das Andenken ihres Bruders Hennig zu erhalten. Emilie hatte, als sie in Sollingen gewesen war, der Bonne viel von Hennig erzählt, und ihr auch ganz leise vertrauet: „der Bruder küßte den alten schmutzigen Reitknecht;

ich habe es aber der Mama nicht gesagt: sie war so schon böse genug!"

Die Gouvernante hatte den Major von der Frau von Halden oft, und nicht mit Lobe, nennen hören, aber ihn noch nie gesprochen. Hofmeister und Französin aßen nehmlich, wenn Fremde da waren, nicht mit am Tische; und ohnedies hatte die gnädige Frau ihre Ursachen, den Major mit Beiden nicht zusammen zu bringen. Aber die Bonne hörte hin und wieder die Leute im Hause von dem Major mit solcher Ehrfurcht sprechen, daß sie nothwendig aufmerksam auf ihn werden mußte. Heute, als der kleine Hennig mit dem Onkel hier war, führte Emilie ihn auf das Zimmer ihrer Bonne, und sagte: sieh, lieber Hennig, das ist meine Gouvernante. — „Was ist das?" fragte der Kleine; und die Französin erklärte es ihm. „Ja," sagte er; „nun weiß ich es. Du bist bei Emilien Mamsell Riesen, die mich so lieb hat, und die wir Alle, ich, Onkel, und der große Hennig, so lieb haben."

Die Bonne erkundigte sich näher; und der Knabe beschrieb ihr genau, was die Mamsell

den ganzen Tag machte, wie lieb der Onkel sie hätte, und so weiter. Er gefiel ihr mit seiner Güte, Offenheit, Ehrerbietung, mit seinem zutraulichen Wesen; und sie ihm nicht minder. Nicht lange, so lief er wieder in den Saal zu seinem Oheim, und flisterte ihm zu: „Onkel, Emilie hat auch eine Mamsell Riesen, die ihr recht gut ist." Der Major hatte schon am Morgen ein wenig mit Emilien geplaudert, und zu seiner Freude gefunden, daß sie noch ein natürliches, unverderbtes Kind war. Er fragte; und sie erzählte ihm von ihrer Bonne so viel Gutes, daß er sich vornahm, das Mädchen kennen zu lernen. Als nun der kleine Hennig kam, und ihm zuflisterte, ging er zu der Bonne hinüber. Er ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein; und nach einer Viertelstunde gab er ihr die Hand, drückte die ihrige, und sagte: „Sie sind ein gutes Kind, liebe Mamsell, und ich freue mich, daß ich Ihnen meine Hochachtung dafür bezeugen kann. Aber, wie in aller Welt kommen Sie hier im Hause fort?" — Sie zuckte die Achseln. — „Nicht wahr, Sie sind hier in der Aegyptischen Dienstbarkeit? . . . Hören Sie, liebe Mamsell, ich habe an Emilien gesehen,

daß Sie nicht ohne Segen hier sind. Rechnen Sie Eins ins Andere. Sie reißen das Kind aus des Teufels Rachen, dem verdammten Hochmuth; das ist auch Freude. Und sehen Sie, da habe ich den Kleinen bei mir. Ich glaube, die Mutter hat keine Liebe zu dem Jungen, und es könnte ihr wohl hin und wieder ein Wort entfallen, das auf Emilien und Karln eine üble Wirkung thäte. Wo Brüder sich hassen, da hat der Teufel sein Spiel, und der Jammer seinen Thron. Liebe Mamsell, reden Sie zuweilen meinem Kleinen das Wort bei seinen Geschwistern, wenn auch nicht bei der Mutter. Lassen Sie die Kinder nicht vergessen, daß Hennig da ihr Bruder ist; so wie er bei mir nicht vergessen soll, daß sein Herz eigentlich hier seine Heimath hat. Wir Beide können in der Stille viel thun. Und da ich von meinem Bruder gehört habe, liebe Mamsell, daß Sie — wofür ich Ihnen die Hand drücke — daß Sie Ihre gute, arme und alte Mutter ernähren . . . Nehmen Sie es mir nicht übel; das Wasser kommt mir in die Augen. Ich habe auch Eltern gehabt, und weiß, wie glücklich Sie sind, daß Sie das können! . . . Was wollt' ich doch sagen? . . . Ja so!

In meiner Familie ist ein Vermächtniß für Wittwen, das, nehmlich . . . Sehen Sie . . ."

Die Gouvernante sah ihn scharf an, doch nur aus Neugierde, weil sie nicht wußte, wo er hinaus wollte.

Er fuhr fort: „Sie sehen mich darauf an, liebe Mamsell, ob ich lüge. Schlimm genug, daß man nicht sagen kann, was man fühlt." Sie verstand ihn noch weniger. Er legte die Hand auf sein Herz, und sagte: „Gerade heraus! In meinem Herzen ist das Vermächtniß für alle Unglücklichen; und die Mutter einer so guten Tochter muß sich des Lebens freuen können. Wollen Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich etwas Weniges für Ihre liebe Mutter zu thun suche? Sie thun ja so viel für meines Bruders Kinder!" (Mit diesen Worten legte er, in Verwirrung und erröthend, etwa zwanzig Louisd'or auf den Tisch.) „Ich bitte Sie, liebe Mamsell, nehmen Sie das an. Mein Bruder hat mir gesagt, wie viel Sie hier im Hause bekommen; und das ist ja, auf Ehre, kaum genug zu den Kleidern, die Sie zerreißen. Sehen Sie das als eine Zulage an."

Das Mädchen nahm des Majors Geschenk

mit vieler Rührung, und sagte mit dankbaren Blicken: o meine Mutter! Der Major bat sie, in jeder Art von Verlegenheit sich an ihn zu wenden, und verließ sie dann wieder.

Jetzt konnte der Keim von Bruderliebe, der in Emiliens Herzen aufgegangen war, um so weniger ausgerottet werden; denn die Bonne mischte geflissentlich in alle die freundlichen Hoffnungen, die das kleine Mädchen sich von der Zukunft machte, das Bild des guten Hennig. Sie unterhielt Emilien oft von ihm; und wenn diese bisweilen über ihren Bruder Karl klagte, so meinte die Bonne: so etwas würde Hennig gewiß nicht gethan haben. Kam der Major, so brachte er Emilien jedesmal etwas Angenehmes von dem Bruder Hennig mit; und eben so hatte er nach einem Besuche in Moorberg immer etwas für seinen Hennig, das seine Eltern und seine Geschwister ihm schickten. Emilie liebte nun ihren Bruder recht herzlich, ob sie gleich — denn Kinder sind ja aufmerksamer auf das Betragen der Erwachsenen, als man gemeiniglich denkt — bald merkte, daß diese Liebe in den Augen ihrer Mutter gar kein Verdienst war. Einmal fragte sie

in ihrer Unschuld: aber warum sind Sie denn böse auf den Bruder Hennig, liebe Mama? und sie bekam zur Antwort: weil er ein ungezogener Bauerjunge ist, der nichts lernt! Die Bonne sprach indeß anders, ob sie gleich das Kind zu überzeugen suchte, daß die Mutter auch den Bruder Hennig liebe. Emilie sah wohl, daß man ihn haßte; doch erfuhr sie nicht, warum.

Als er wieder einmal in Moorberg gewesen war, übernahm sie seine Vertheidigung; allein sie zog sich dadurch einen starken Verweis von der Mama zu. Von jetzt an schwieg sie, und, wie das bei Kindern fast immer der Fall ist, freuete sich, etwas thun zu können, das man nicht haben wollte, und das man doch nicht verbot. Sie bildete sich ein, Hennigen desto zärtlicher zu lieben; und sie that das wirklich, weil sie sich in ihrem Herzen jetzt mehr mit ihm beschäftigte.

Zwischen Karln und Hennig war das gute Verhältniß nicht wieder herzustellen, obgleich der Major sich deshalb viele Mühe gab. Karl hatte sich ein kleines Pferd gewünscht. Der Major brachte ihm eins mit; allein der Knabe nahm es ziemlich kalt auf, weil der Major ihm sagte, sein Bruder Hennig schicke es.

Hennig liebte seine Eltern, seinen Bruder, und besonders seine Schwester, sprach alle Tage von ihnen, und freuete sich, wenn er hörte, daß er bald einmal wieder nach Moorberg reiten sollte. Bis jetzt dachte er mit keinem Gedanken daran, daß seine Mutter ihn gegen ihre andern Kinder zurücksetzte; auch konnte er das um so weniger denken, da alle Menschen in Sollingen ihn so herzlich liebten. Neben den alten Beschäftigungen lernte er nun Gellerts Fabeln auswendig, und auch so viele Französische Wörter, als Mamsell Hannchen und der Major wußten. Er schrieb so gut, wie Hannchen selbst, und rechnete an den Fingern oder auf dem Papiere beinahe so fertig, wie der Verwalter, der es ihn lehrte. Mamsell Hannchen wußte in der That nichts mehr mit ihm anzufangen, und hielt sich jetzt nur an eine Regel ihres Vaters: Kinder müssen jeden Tag etwas auswendig lernen. Aber, was sie ihm aufgab, wußte er bei seinem glücklichen Gedächtnisse in einer halben Stunde auswendig; und dann war er wieder unbeschäftigt.

Der alte Hennig hatte schon oft über das viele Lernen seines Lieblings gemurrt. Jetzt

bekam er nun wieder freiere Hand mit ihm; und nicht lange, so ritt, hieb und schoß der Knabe mit seinem Lehrmeister um die Wette. Zwar hörte der Alte wohl mit Thränen in den Augen zu, wenn sein Liebling vor ihm stand, und ihm mit lauter Stimme die Gellertsche Erzählung: „Um das Rhinoceros zu sehn, erzählte mir mein Freund," ꝛc. vordeklamirte; aber dennoch sagte er, wenn die Freude vorüber war: das Papeln hilft zu nichts in der Welt! So 'was kann einer hersagen, daß einem die Thränen in die Augen kommen; und dabei hat er vielleicht ein Katzenherz. Ich habe alle meine Lebetage gesehen, daß Leute, die am besten schwatzen können, am wenigsten thun. Sie sprechen von Mitleiden, und die Pfennige sind ihnen ans Herz gewachsen. — Aber was soll man denn machen, guter Hennig? fragte Hannchen. Das wußte nun der Alte nicht; und so blieb es, wie bisher: die Mamsell gab auf; der Kleine lernte auswendig; Hennig überhörte ihn, und lernte dabei Gellerts Fabeln mit auswendig.

Der Major schien sich jetzt nicht recht mehr um den Kleinen zu bekümmern. Er ging öfter

als je allein, saß öfter als je an seinem Fenster, und blies den Tabaksrauch nachdenkend vor sich hin. Weder Hennig noch Hannchen konnten ihn aus seinem trüben Schweigen bringen. Ehemals war es seine größte Freude, wenn der kleine Hennig ihm Verse vordeklamirte; er pflegte lächelnd zuzuhören und dann eine Nutzanwendung in sehr kräftigen Ausdrücken zu machen. Jetzt hörte er, mit der Tabakspfeife im Munde, dem Kleinen zu, wendete in der Hälfte der Erzählung die Augen von ihm ab auf irgend eine Blume in der Tapete, und zog die Stirn in düstre Falten. Offenbar hörte er die zweite Hälfte nicht, und dann setzte er sich, ohne ein Wort zu sagen, wieder an sein Fenster.

Hannchen fragte den alten Hennig: was fehlt denn unserm Herrn Major? und Hennig wußte ihr nicht zu antworten. Das Uebel wurde mit jedem Tage ärger. Der Major brannte zehnmal seine Pfeife an, und immer ging sie ihm wieder aus, weil er zu rauchen vergaß. Ehemals war, sobald er auf das Pferd kam, alles Unangenehme vergessen; die Runzeln auf seiner Stirn verloren sich dann, und

niemand durfte so leicht eine abschlägige Antwort von ihm befürchten. Jetzt legte er seinem Fuchse den Zügel auf den Hals; und kaum war er vor dem Dorfe, so sagte er: „Hennig, laß uns nur umkehren; die Luft ist zu rauh." — Heute ging es wieder nach Hause, sagte Hennig zu Mamsell Hannchen, als wenn wir ehemals ritten, in einem Dorfe Lieferungen anzusagen; da konnten die Gäule auch die Füße nicht heben!

Soll der Wagen fort, lieber Herr Oberstwachtmeister, und den Doktor holen? fragte Hennig endlich.

„Den Doktor?" erwiederte der Major, und stand vom Fenster auf; „ist jemand krank? Doch nicht etwa Hannchen?"

Hannchen? Ei, ich wollte, Alles im Hause wäre so frisch und gesund, wie die! Die blühet ja wie eine Rose!

„Da hast du Recht! wie eine Rose, Hennig! . . . Aber wer ist denn sonst krank?"

Sie selbst, lieber Herr Oberstwachtmeister. Sagen Sie doch, was fehlt Ihnen? Sie quälen Sich, und uns dazu!

„Hennig, thu' ich das? Nun, so vergebt

es mir. Ich dachte, Ihr solltet es nicht merken."

Nicht merken? Der Kleine sogar merkt es, und ist betrübt, wenn Sie ihm seinen Spruch nicht ganz überhören. Das ist nichts, Herr Oberstwachtmeister. Sie müssen sagen, was Sie auf dem Herzen haben; es wird ja wohl noch Hülfe seyn! Ich gräme mich, und Mamsell Hannchen grämt sich auch. Sehen Sie, nun stehn Sie schon wieder da, wie ein General, der sich hat vom Feinde überrumpeln lassen, und den Degen abgeben soll. Frisch, Herr Oberstwachtmeister! Den Säbel heraus, und sich durchgeschlagen!

„Du hast gut reden, Hennig! Mich durchschlagen kann ich, das weißt du wohl. Aber . . . Ja, wenn's nur Kugeln wären; ich wollte hier nicht am Fenster sitzen und mit der Hand über das Gesicht fahren, wie jetzt so oft, weil ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht."

Nun, was ist es denn? — Der Major schüttelte den Kopf. — Herr Oberstwachtmeister, fuhr Hennig bewegt fort; denken Sie nur, wie die verdammten Kroaten Ihnen eins hinten hinein gegeben hatten. Da sagten Sie

auch: reite nur, Hennig; ich habe mein Theil. Ich ritt nicht, und brachte Sie mit Gottes und Hannchens Hülfe durch. Jetzt schütteln Sie den Kopf, als ob Sie wieder sagten: reite nur, Hennig! Aber ich reite nun einmal nicht. Sagen Sie doch, was ist es!

„Diesmal hat der Feind besser getroffen. Die Kugel sitzt hier." (Er legte die Hand auf das Herz; und Hennig sah ihn starr an.) „Laß das, alter Hennig; es wird wieder gut werden."

Aber Hennig ließ nicht nach. Er nahm seine Mütze ab, und sagte: Herr Oberstwachtmeister, ich bitte, vertrauen Sie es mir an. Und wenn Ihnen denn gar nicht zu helfen wäre, so könnte ich mir doch auch ein Fenster suchen, und . . . Herr Oberstwachtmeister, die Thränen kommen mir in die Augen. Ich bitte Sie, sagen Sie es mir.

Der Major ging unruhig im Zimmer auf und nieder, weil er sich noch immer nicht recht entschließen konnte. Endlich sagte er: „Aber Hennig, kannst du schweigen?"

Als ob mir ein Vier- und Zwanzigpfünder den Mund gestopft hätte.

„Es ist ein dummer Streich von mir, Hennig, daß ich meines Bruders Sohn zu mir genommen habe.“

Hennig starrte ihn an, und es lief ihm eiskalt über den Rücken; denn er liebte den Kleinen gewiß eben so zärtlich, wie den Major, und würde mit Freuden sein Leben für ihn gelassen haben. — Der Major fuhr fort: „Zwar weiß ich nicht, wie ich es anders hätte machen sollen; denn die Mutter hat keine Liebe zu dem Jungen, und dem Vater ist ein ausgestopfter Adler oder ein Dompfaffe mehr werth als alle seine Kinder. Ja, ich mußt' es thun; und Gott hat es auch gesegnet: die ganze Welt freuet sich ja über den Jungen. Aber einen dummen Streich hab' ich dabei begangen. Du weißt, ich hielt es immer für hochmüthig, ein Testament zu machen. Es ahnete mir, daß das mein Unglück seyn würde. — Der Kleine ist Erbe meines ganzen Vermögens. Verstehst du nun, Hennig?“

Nein, nicht ein Wort; denn wenn ein Anderer, als der Kleine, Sollingen haben sollte, und Ihren Schweißfuchs, und den Polaken, und den Türken — sehen Sie, ich könnte das

Nest

Nest bis auf den Grund abbrennen, und die Pferde vor den Kopf schießen. Dann möchte es meinetwegen der Teufel nehmen, und Hexen hier wohnen. Das könnt' ich! abbrennen!

„Auch wenn es meine Kinder bekommen sollten, Hennig? Denen könntest du es über dem Kopf anstecken?"

Ihren Kindern? Hennig blieb mit offnem Munde stehen, und konnte lange nicht ein Wort mehr sagen. — Ihren Kindern? fragte er noch einmal. Ja, das ist ein andres! Nun, ich bleibe bei Ihnen bis in den Tod; und sollte ich Sie überleben, Herr Oberstwachtmeister, so mag Sollingen und die Pferde — doch will's Gott haben die dann wohl schon ausgedient — nehmen, wer Lust hat. Aber mich, Herr Oberstwachtmeister, mich bekommt der Kleine. Kinder hin, Kinder her! Ich kenne sie nicht. Sie haben noch neulich gesagt, Liebe wäre die rechte Blutsfreundschaft; und so ist es auch. Wenn ich Ihnen die Augen zugedrückt habe, so gehe ich mit dem Kleinen, und ging' es in die Hölle.

„Und meine Kinder, alter guter Hennig," fragte der Major, und hielt ihm die Hand hin; — „meine Kinder könntest du verlassen?"

Seh einer, in was für Noth ein Mensch gerathen kann! Sonst wußt' ich noch immer, wie ein Blitz, was ich sagen, was ich thun sollte. Und hier? Ich will mich besinnen, Herr Oberstwachtmeister. Versprechen kann ich's nicht, das schwör' ich Ihnen bei meiner Seele: denn thäte ich das, so müßte ich Wort halten; und den Kleinen hab' ich gar zu lieb. Großer Gott, Herr Oberstwachtmeister! Nun begreif' ich wohl, warum Sie da saßen und seufzten. Steh' ich doch selbst da, und die Augen sind mir voll Wasser. Aber, sagen Sie mir nur, warum haben Sie denn daran nicht früher gedacht?

„Ich wußte es ja nicht früher!" antwortete der Major erröthend.

Sie wußten es nicht früher? Aber, in aller Welt, wie haben Sie es denn nun auf einmal erfahren?

„Gar nicht auf einmal, Hennig; erst nach und nach, alle Tage nur ein wenig mehr: wenn wir am Tische waren, ein wenig, wenn ich hier am Fenster saß, ein wenig, bis ich es zuletzt ganz wußte."

Gott behüte, Herr Oberstwachtmeister! Sie machen einen ganz bange mit Ihrem Reden.

So 'was muß man ja wohl auf einmal erfahren. (Er sah seinen Herrn furchtsam und theilnehmend an.) Wo sind denn Ihre Kinder?

„Kinder? Jetzt habe ich noch keine; aber, Hennig, — ich könnte ja heirathen."

Könnte! Haben Sie mich doch fast eiskalt gemacht vor Schrecken! Ich dachte wahrhaftig, die Kinder wären schon an der Thüre. Ja könnten! aber Sie werden nicht.

„Nun ja doch, Hennig; eben deswegen, weil ich's nicht thun werde, . . ."

Nun was denn? Eben deswegen? Was eben deswegen?

„. . . sitze ich da so am Fenster, und vergehe wie ein Schatten. Das ist ja eben die Kugel im Herzen."

Da mag ein Andrer klug werden! Sie wollen nicht heirathen, und darum eben sitzen Sie am Fenster? Wer zwingt Sie denn?

„Hennig, hab' ich's dir denn noch nicht deutlich genug gesagt? Ich möchte wohl heirathen; aber ich darf nicht."

Und das . . Ha ha! nun geht mir ein Licht auf! . . . und das haben Sie alle Tage so ein wenig mehr gemerkt? Ei, der Teufel!

Herr Oberstwachtmeister, nun geht mir noch ein Licht auf. Am Tische haben Sie es ein Bißchen gemerkt? Darum saßen Sie auch so, und sahen Mamsell Hannchen an, und wußten kein Wort zu sprechen, und saßen doch da so lange, daß mir die Fußsohlen weh thaten, und ich mich setzen mußte. Also Mamsell Hannchen möchten Sie heirathen?

Der Major erröthete und schlug die Augen nieder.

Viktoria! rief Hennig, warf die Mütze in die Höhe, und wollte den Augenblick zur Thür hinaus.

Der Major hielt ihn auf. „Hennig, du hast mir versprochen zu schweigen. Höre doch, Hennig! Du siehst ja, ich darf nicht. Hab' ich denn nicht den dummen Streich gemacht mit dem Testamente? Die Hände sind mir gebunden.“

Hennig fing endlich an, das einzusehen. Man überlegte nun; aber das Ding wollte sich auf keiner Seite angreifen lassen. Das Testament umzustoßen und Hennigen bloß Kindestheil zu geben, schien Beiden unrecht, so edelmüthig es auch ein Andrer hätte finden können; „denn,“ sagte der Major, „ich habe mein Wort gegeben.“

Aber, wenn es nicht geht, Herr Oberstwachtmeister, so schlagen Sie es Sich aus dem Sinne!

„Ja, siehst du Hennig? das kann ich eben nicht, ob ich gleich nicht weiß, warum. Als mein Vater starb, da machte meine Schwägerin so allerlei Dinge, die ich wohl sah und die mein Konsulent wohl wußte. Ich sollte prozessiren mit meinem Bruder; und auf meines Vaters Grabe war noch nicht einmal Gras gewachsen. Davor schämt' ich mich. Ich hatte wohl Lust dazu, große Lust, besonders wenn meine Schwägerin so ehrlich that; aber sieh! ich schlug es mir aus dem Sinne, nahm Sollingen, und ließ es gut seyn. So hab' ich mir manches aus dem Sinne geschlagen, was du nicht weißt, und was kein Mensch wissen soll; hier aber ist es nicht möglich. Wenn ich Hannchen ansehe, so wird mir so wunderlich; das Herz ist mir so voll, und ich kann nicht sagen, ob ich traurig oder vergnügt bin. Schlug ich bei Tische die Augen nieder, — auch das that ich; denn ich dachte: alter Narr, was hast du sie anzusehen! — so hörte ich sie sprechen; und da war es nicht besser. Ich antwortete nicht ein Wort,

chen, damit sie still seyn sollte; aber dann hörte ich doch ihren Athem, und da mußte ich sie wieder ansehen, ich mochte wollen oder nicht. Endlich ging ich. Ja, da war sie überall, wohin ich sah. Hörte ich ihre Stimme draußen, so flog mir das Herz, als hätte ich eben auf eine Batterie einhauen sollen. Ich wußte nicht so recht, was das war, und dachte immer: ei nun! es kommt davon her, daß du das Mädchen so lieb hast. Das war es auch wohl, aber nur auf andere Art, als ich glaubte. Zuletzt merkte ich denn ganz deutlich, daß ich verliebt in sie bin. Vorher war ich ihr gut, weil sie so treu, so sanft, so wohlthätig ist; jetzt aber? — jetzt möchte ich ihr die Hand küssen, mit der sie bei Tische vorlegt. Ich kann mit ordentlicher Lust ihre schlanke Gestalt betrachten, und den kleinen Fuß, der unter der Schürze hervorsieht. Giebt sie mir die Hand, so zittre ich, wie ein armer Sünder. Kurz, Hennig, ich bin verliebt in sie. Sonst lachte ich immer, wenn man sagte: er ist zum Sterben verliebt; und nun muß ich alter, beinahe funfzigjähriger Schnurbart noch lernen, daß das ein wahres Wort ist! — Ich habe es überlegt, Hennig, hinten und

vorn; aber ich kann nichts heraus denken. Recht gern wollte ich dem Jungen alles das Meinige lassen, und wieder vom Kornet an dienen, wenn ich Hannchen dafür bekommen könnte. Siehst du? nun kann ich sagen: reite nur, Hennig; ich habe mein Theil! Den Jungen, Hennig, lass' ich nicht fahren; der wird mein Erbe, und es ist mir, Gott Lob! noch nie in den Sinn gekommen, das abzuändern: aber wohl manches Andre, was ich mich zu sagen schäme, weil es so ein Handel ist, den man sogar einem jungen zwanzigjährigen Wildfange übel nimmt; und nun vollends mir Graubart! Ich habe hundertmal gedacht, laß den Plunder dem Jungen; hast du doch eine schöne Summe baar und in Sachen. Zieh mit Hennig und Hannchen in ein Land, wo dich keiner kennt, und lebe da glücklich und ruhig. Hinterher schämte ich mich aber. Was sollte der Junge im zwanzigsten Jahre thun, wenn der Onkel im funfzigsten mit einem Mädchen durchginge? Nein, lieber vor Herzeleid gestorben, als daß der Junge, der Hennig, wenn er einen dummen Streich beginge, hintreten und sagen könnte: mein Onkel hat es nicht besser gemacht. Ja,

könnte ich den Jungen mit mir nehmen — wer wüßte doch, was ich thäte! Ihn habe ich herzlich lieb, und von dem Mädchen kann ich mein Herz nicht losreißen. Siehst du, Hennig? zuweilen wünsche ich, die Kroaten wären damals über mich gekommen; wer weiß, welchen dummen Streich sie verhindert hätten! So steht es mit mir. Was sagst du nun?"

Hennig legte den Finger an die Nase: Sünde ist es nicht, Herr Oberstwachtmeister, das weiß ich; denn sonst steckte es nicht in der Natur. Daß man sich davor schämt, wie Sie sagen, das ist nichts; denn der Armuth schämt man sich auch, und sie ist doch weder Sünde noch Schande. Also, Herr Oberstwachtmeister, seh' ich nicht ein, warum ich hätte die Kroaten über Sie lassen sollen. Wie es sich mit dem Testamente machen läßt, weiß ich freilich nicht; aber wenn ein Mensch in der Welt Rath geben kann, so ist es Hannchen.

Der Major überzeugte den alten Husaren bald, daß Hannchen gar nichts wissen dürfte. Auch das! sagte Hennig. Aber heirathen müssen Sie Mamsell Hannchen; denn es ist, Gott weiß, nichts Böses dabei. Und möglich muß

es werden, da setz' ich unsere beiden braunen Kutschpferde an ihres Herrn Bruders Kracken. Wenn wir nur Mamsell Hannchen einmal fragen dürften! Die würde bald einen Pfiff finden, wie wir an dem Testamente ein wenig rücken könnten.

„Einen Pfiff, Hennig?" fuhr der Major auf. „Das ist nun," setzte er sanfter hinzu, „Gott weiß, nichts. Wozu soll das hinten herum Schleichen, als zum Betriegen? In einer Sache, wo es auf Worthalten ankommt, hat man mit seinem Gewissen zu thun, und mit dem lieben Gott; da helfen aber keine Pfiffe. Ja, wäre ich mit Gott und meinem Gewissen aufs Reine, und dann — was noch ein schwerer Stand seyn wird — mit Mamsell Hannchen: so möchten die Leute reden, was sie wollten. Siehst du, das wäre gerade, wie meine Schwägerin sagt: seines Vortheils halben kann man wohl einmal etwas verschweigen oder mit einem Mäntelchen behängen. Ich bin zwar verliebt, aber ein ehrlicher Mann; und das will ich bleiben, so lange ich lebe."

In diesem Augenblicke trat Hannchen in

das Zimmer, und rief zu Tische. Der Major schlug erröthend die Augen nieder, und Hennig betrachtete Hannchen mit Wohlgefallen. Bei Tische war Hennig immer in tiefen Gedanken, und setzte weder Teller, noch sonst etwas, ordentlich hin. Wenn er seiner Meinung nach ein Mittel gefunden hatte, den Major aus der Verlegenheit zu ziehen, so sprang er hinter Hannchens Stuhl, und winkte ihm freundlich zu. Dann wurde der Major jedesmal roth. Hannchen bemerkte im Spiegel die Geberden des alten Husaren, und sein Zuwinken; auch sah sie des Majors Erröthen, und konnte also leicht denken, daß die beiden Männer etwas unter einander hätten, das sie nicht wissen sollte. Man stand endlich vom Tische auf, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Der Major ging still auf sein Zimmer, und Hennig in den Stall, um zwischen den Pferden recht reiflich nachzudenken, wie seinem Herrn zu helfen wäre.

Er sann bis um Mitternacht, rechnete, und brachte endlich den ganzen Plan in Ordnung. Nun sprang er freudig auf, und rief: der Teufel! das hat mir mehr Angst und Noth ge-

macht, als damals die Kroaten. Aber durch hab' ich ihn! — Er lief zu seinem Herrn, der so eben voll Sorge die Augen geschlossen hatte, schüttelte ihn, und sagte: Herr Oberstwachtmeister, Hannchen ist Ihre; und an dem Testamente wollen wir nicht ein Haar rücken! — Der Major richtete sich im Bette hoch auf, und Hennig fing an. Das Gut bringt Ihnen jährlich zehntausend Thaler ein, das ist klar; und die sind bisher Jahraus Jahrein d'rauf gegangen. Brächte es auch zwanzigtausend ein, sie störten noch Wittwen und Waisen auf, daß alles d'rauf ginge. Nun, sehen Sie, lieber Herr Oberstwachtmeister, künftig geben wir jährlich etwa siebentausend aus, und legen dreitausend hin. —

„Hennig, die Wittwen und Waisen lass' ich keine Noth leiden. Das ist nichts."

Nun ja doch. Diese dreitausend' Thaler, die wir jährlich beilegen, sollen eben für eine Wittwe und für Waisen seyn, die Sie auf der Welt am liebsten haben. Sie heirathen Mamsell Hannchen. Jetzt sind Sie beinahe ein Funfziger; und geht es nach der Bibel, so haben Sie noch zwanzig Jahre, auch wohl län-

ger, vor sich. Dreimal zwanzig, das sind sechzig tausend Thaler. Aber gesetzt auch, Sie lebten nur noch zehn Jahre, so sind es doch dreißig tausend Thaler. Hätten Sie dann etwa drei Kinder, so bekäme jedes einmal zehn tausend. Das wäre doch aller Ehre werth. Und glauben Sie denn, der kleine Hennig würde Ihre Kinder Noth leiden lassen?

„Aber wenn ich nun gleich nach der Hochzeit stürbe, Hennig, und ließe Wittwe und Kind zurück!"

So habe ich jährlich vierhundert Thaler. Und meinen Sie denn, ich hätte mir gar nichts gesammelt? Wo sollt' ich denn mit allem dem Gelde hin, das Sie mir fast jeden Monath schenken? Und dann die Summe, von der Sie heute sagten, und Gottes Segen dazu, und so eine sparsame Mutter, wie Hannchen; mich selbst nicht zu vergessen! Sind mir denn die Arme an die Schultern gewachsen, daß ich damit nur in der Luft herumfechten soll, wie der Kleine, wenn er seinen Spruch aufsagt? Es geht! wahrhaftigen Gott, es geht! Morgen können Sie Sich trauen lassen.

Der Major richtete sich hoch im Bette auf,

weil die dreiste Versicherung seines Hennig ihn mit neuem Muthe belebte. Auch er hatte diesen Plan schon gehabt. Es fehlte nur an einem ehrlichen Manne, der ihm Beifall gab; und jetzt war der ehrlichste in der Welt von selbst darauf gefallen. Der Major stand auf. Man zündete Lichte an, rechnete noch einmal, und zählte die Summe in der Chatulle. Es waren ungefähr vier tausend Thaler. „Ein Nothpfennig!" sagte der Major. Ja wohl! erwiederte Hennig; und ein Liebes-Nothpfennig. Aber, Sie haben ja auch Hannchen schon drei hundert Thaler jährlich vermacht. O ho! Geld genug! Gott gebe nur so viele Taufen, als wir Hunderte haben!

„Was wird meine Schwägerin sagen!" brachte der Major zuletzt noch mit tiefem Nachsinnen hervor.

Mag sie sagen, was sie Lust hat! Wir halten uns ja an das Testament. Heirathen müssen Sie; und, ich dummer Hans, so lange Mamsell Hannchen im Hause ist, habe ich noch nie daran gedacht! Ich möchte Mamsell Hannchen noch wecken; so vergnügt bin ich!

Der Major seufzte tief, strich langsam das Geld zusammen, und sagte: „was hilft unser

Zählen und Rechnen? Wenn nun Hannchen nicht will! Siehst du? da kommt noch ein Kroat, Hennig. Ja, wenn der weg wäre! Es ist ein junges hübsches Mädchen, und ich nachgerade ein alter Mann. Meine Hitze dazu, und das Tuckmäusern die letzten Monathe über, mögen mich auch schlecht bei ihr rekommandirt haben. Weiß Gott aber, das kam bloß von meiner Liebe zu dem guten Kinde her. Wenn sie mir nur ihre Hand gäbe, so könnte ich ihr wohl versprechen, daß nie wieder ein böses Wort aus meinem Munde kommen sollte."

Ach, reden Sie doch! Als ob ich es nicht längst besser wüßte! Das ist nun gar nichts.

„Was weißt du denn, Hennig? Sag einmal. Du sollst sehen, daß ich Recht habe."

Ich weiß, daß Hannchen Sie lieb hat, wie einen Vater, und immer mit nassen Augen von Ihnen spricht. Noch neulich sagte sie: der Herr Major sitzt zu Pferde, wie ein junger Mensch.

„Wie? Was sagte sie? Ist das wahr, lieber Hennig? sagte das gute Kind so?"

Ei, wohl hundertmal hat sie das gesagt. Lassen Sie doch die Grillen fahren. Genug, Hannchen will,

„Aber, Hennig, wenn sie nun doch nicht wollte! Großer Gott, ich habe sie so lieb, so unaussprechlich lieb."

Ei, Herr Oberstwachtmeister, ich will sie morgen schon ausholen. Aber ich sage Ihnen, sie will.

„Das Ausholen ist nichts. Ich denke, man muß da ehrlich zu Werke gehen. Wir legen es ja, Gott Lob, nicht auf ihr Unglück an. Ich will das diese Nacht überlegen. Morgen mehr, Hennig." — Hennig ging. Der Major rechnete nun wieder, und schlief, zum ersten Mal in seinem Leben, mitten unter Zahlen ein.

Am andern Morgen war Hennig früh auf, und holte die Staatsuniform. Der Major erröthete, als er das sah, und fragte: „Hennig, was hast du vor?" — Nun, erwiederte Hennig, Sie müssen doch Ihr Wort anbringen; und je schneller, je besser.

Der Major schüttelte bedächtig den Kopf. „Hm!" sagte er; „ich dächte, wir schwiegen noch ein Paar Tage."

Lange schweigen, wenn man nun doch einmal sprechen muß — davon habe ich mein Lebtage nichts gehalten. Das sieht aus, als ob

man einen Schurkenstreich vorhätte. — Er bewies in einer langen Rede, daß der Major jetzt auf der Stelle zu Hannchen hinüber gehen müsse; und endlich willigte der Major, doch nur mit vielen Seufzern, ein. Nun ging Hennig zu Hannchen, bat sie um Puder, und lachte heimlich, als er ihn bekam. Sehen Sie nur, sagte er dann zu dem Major, auf den Puderbeutel zeigend; der Feind hat uns selbst die Munition geliefert, mit der wir ihn beschießen wollen.

Der Major weigerte sich Anfangs; er meinte, es müßte ehrlich zugehen. Indeß, da sein Hennig darauf drang, so ließ er sich pudern, zog die beste Uniform und die gelben Stiefeln an, band die Tasche um, und strich sich den Knebelbart. — Und nun, sagte Hennig, können Sie dreist einhauen!

Hennig öffnete die Thür. Der Major holte einen tiefen Seufzer, sah verlegen hinaus, ohne zu gehen, hob, als Hennig ihn mit seinem „Nun! fort doch!" trieb, den Fuß, zog ihn aber sogleich wieder zurück. „Es ist ein närrisches Ding um so einen Gang," murmelte der Major. „Was kann mir nun

geschehen, als daß das gute Kind Nein sagt?"
— Sie wird Ja sagen, erwiederte Hennig. Aber machen Sie doch; sie geht sonst wahrhaftig in den Garten hinunter.

„Es ist doch wohl Niemand bei ihr, Hennig? Weißt du das auch gewiß? Und horche mir nicht, Hennig! hörst du?"

Der Kleine ist im Felde. Ich habe ihm gesagt, er soll sich vor Tische nicht sehen lassen; sonst könnt' er Ihnen in die Flanken fallen.

„Ich weiß ja wahrhaftig noch nicht einmal, was ich sagen soll, Hennig. Ein Viertelstündchen muß ich mich doch erst besinnen."

Sie müssen sich nicht besinnen, sondern sagen, was Ihnen das Herz eingiebt.

Der Major schritt langsam über die Schwelle, und ging den Gang hinunter nach Hannchens Zimmer. Hennig blieb in der Thür stehen, und sah ihm freundlich nach. Je näher der Major der Thüre kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Er krümmte schon den Finger, um anzuklopfen, besann sich aber, und kam den Gang wieder herauf zu Hennig, der nicht aufhörte, ihm mit dem Kopf und den Händen zu winken. „Wenn sie nun Nein

sagt!" Hennig fluchte seit langer Zeit zum ersten Male wieder. „Höre Hennig," sagte der Major, und setzte sich auf einen Stuhl; „ich wollte, daß ich erst ein wenig auf den Busch geklopft hätte: nicht meinet=, sondern des guten Kindes wegen. Wir gehen ja mit ihr um, wie mit einem offenbaren Feinde. Wenn sie es so ein wenig vorher merkte, so könnte sie sich doch besinnen, sich in Positur setzen, und dergleichen. Sie könnte ja einen Schreck davon haben, wenn ich so in ihr Zimmer hinein fiele, wie in Feindes Land."

Ei, sie wird es wohl merken, wenn Sie nur so zu ihr kommen. Und Hannchen weiß allemal, was sie sagen soll, weil sie immer die Wahrheit sagt. So gehen Sie doch! Da verlieren Sie nun die schöne Zeit!

Beide überlegten so noch eine halbe Stunde lang. Der Major stand auf, und setzte sich wieder. Als er endlich entschlossen war zu gehen, hörte er Hannchens Stimme. Sie hüpfte den Gang herauf, an des Majors Zimmer vorüber, die Treppe hinunter, und in den Garten zu den Arbeitern. — Habe ich es nicht gesagt? Nun ist es heute nichts. Den Nachmittag

geht ihr der Kleine nicht von der Seite. Jetzt könnte schon alles richtig seyn, und Sie säßen da nicht mehr, wie ein Jammerbild.

„Morgen ist es mir lieber, Hennig. Ich will dir sagen, warum. Da habe ich den Schmuck meiner Mutter noch halb; die andere Hälfte hat meine Schwägerin. Jetzt ärgert es mich erst, daß ich mir das Beste habe abschwatzen lassen; ich könnte es selbst gebrauchen. Sie wird die Geschenke nicht ansehen, das weiß ich wohl. Aber es ist doch besser; ich kann damit anfangen, und so giebt ein Wort das andere. Sie muß doch fragen: warum ich ihr das gebe." Der Major holte den Schmuck hervor, und er sowohl als Hennig putzten nun daran mit großer Emsigkeit. In dem Augenblicke kam Hannchen, um dem Major etwas zu sagen, und wunderte sich nicht wenig, ihn heute in der Staatsuniform zu finden. Hennig legte die Juwelen auf den Tisch, ging zum Zimmer hinaus, damit Beide allein wären, und stellte sich ein Paar Schritte weit von der Thür, weil er nicht horchen sollte.

Der Major erröthete, so oft Hannchen ihn ansah, und hatte nicht das Herz, ihr sein An-

liegen zu sagen. Als Hannchen nach einigen Minuten wieder heraus kam, sah Hennig ihr ängstlich, neugierig in das Gesicht. Er bemerkte darin eine sehr gleichgültige Miene, brummte mit großem Unwillen: nun so schlage das Wetter drein! und sprang zu seinem Herrn in das Zimmer.

Hannchen schüttelte den Kopf vor sich, und dachte: was mögen die Beiden haben! Der Major in seiner Staatsuniform, und, zum ersten Mal so lange sie im Hause war, gepudert; sein Erröthen gestern am Tische; heute Hennigs Winken und Wegschleichen, und dann das Putzen der Ringe, der Armbänder: das alles schien Hannchen sehr seltsam. Mittags kam der Major mit Spitzenmanschetten und sehr sorgfältig rasirt zu Tische. Während der Mahlzeit erröthete er wieder einmal über das andre, und Hennig hörte gar nicht auf zu lächeln und ihm zu winken. Nach Tische erzählte der Kleine seiner lieben Mamsell: Hennig hätte ihm verboten, diesen Vormittag auf ihr Zimmer zu kommen. Als Hannchen das alles zusammen nahm, und noch des Majors seltsame Unruhe während der letzten Wochen hinzu rechnete,

mußte sie nothwendig auf den Gedanken fallen, daß er einen Anschlag auf sie hätte. Sie wurde sehr bestürzt, und in ihrem Kopfe war ein solches Chaos, daß sie schlechterdings nicht überlegen konnte, was sie thun müßte. Den Nachmittag ging sie dem Major und Hennigen absichtlich aus dem Wege; am folgenden Morgen kleidete sie sich schnell an, schlich sich unbemerkt die Treppe hinunter, und machte einen weiten Gang in das Feld.

Der Major mußte gestern Hennigen sehr stark darüber brummen hören, daß er den günstigen Augenblick so ungenützt hatte vorüber gehen lassen; heute versprach er aber, desto dreister zu seyn. Er war sehr bald angekleidet, ging nun rascher den Gang hinunter, sagte leise vor sich eine kleine Anrede her, und pochte herzhaft an Hannchens Thür. Als niemand antwortete, pochte er wieder, und noch einmal. Endlich machte er die Thür auf, und das Zimmer war leer. Nun kehrte er langsam wieder um, und sagte mit Kopfschütteln: „Hennig, es ist, als ob es nicht seyn sollte! Ich habe doch alles ersinnliche Unglück dabei.“

Was Unglück! Glück haben Sie, sag' ich;

alles ersinnliche Glück! Sie ist nicht im Zimmer? Nun, sonst pflegt sie doch alle Tage bis um zehn Uhr zu singen, zu lesen, oder zu nähen. Haha, Mamsell Hannchen! Herr Oberstwachtmeister, Sehen Sie denn nicht, daß Sie schon gewonnen haben? Gestern Abend bei Tische wurde sie immer roth, wenn Sie roth wurden, und konnte Ihnen vor Zittern den Teller kaum hinreichen; heute läuft sie nun gar davon.

„Das nennst du gewinnen, Hennig, wenn sie zittert und davon läuft? Sagte ich nicht, sie würde nicht wollen? Du siehst es ja, sie fürchtet sich, daß sie Nein zu mir sagen soll; darum geht sie mir aus dem Wege. Warum sonst?"

Sie zittern wohl nicht? und Sie sind wohl so dreist zu ihr zu gehen? Ich habe Ihnen ja zureden müssen, wie ein Vater seinem Sohne, daß Sie nur den kurzen Weg dahin machten. Aber, thun Sie, was Sie wollen; ich will auch thun, was ich will! — Mit diesen Worten verließ Hennig das Zimmer, und ging hinunter, so laut und oft der Major ihm auch nachrief, daß er bleiben sollte.

Als Hannchen aus dem Felde zurückkam, trat Hennig ernsthaft auf sie zu, und sagte:

Mamsell Hannchen, Sie sollen gleich zu unserm Herrn Major kommen; er hat Ihnen etwas zu sagen. — Dieser Ton brachte Hannchen noch in eine andere Verlegenheit. So konnte der Major nicht mit ihr sprechen, wenn der Anschlag ihr galt; und doch — auf wen anders sollte das alles gehen?

„Weiß er nicht, Hennig, was der Herr Major von mir will?“ fragte sie ein wenig ängstlich, und ging zögernd mit ihm die Treppe hinauf.

Was er will, mein guter, lieber, braver Herr? Mamsell Hannchen, wenn ich doch wüßte, ob Sie den Herrn Major nur halb so lieb hätten, als er Sie! Ich bitte Sie, liebe Mamsell, geben Sie ihm eine gute Antwort. Sie haben ihm das Leben gerettet; machen Sie nun auch, daß ihm das Leben lieb wird. Mit Einem Worte: er will um Sie anhalten.

„Mein Gott, Hennig, da kann ich unmöglich zu ihm gehen! unmöglich! Das hat der Herr nicht befohlen, Hennig!“

Nun, meinetwegen. So gehen Sie auf Ihr Zimmer, und eschappiren Sie nicht wieder! Dann soll der Herr zu Ihnen kommen, wie

es auch wohl recht ist. Aber sitzen muß er nicht mehr da, und seufzen, und sich sein Leben abkümmern; das soll er nicht länger! weiß Gott, nicht eine Stunde länger! Dazu ist er zu gut. Und wenn Sie ein Herz für ihn haben, liebe Mamsell, (was Gott geben mag) so halten Sie ihn nicht lange hin mit dem Jaworte. Sie werden wahrhaftig eine glückliche Frau.

Nun ging Hennig zu dem Major, und sagte ihm ganz kurz: Mamsell Hannchen ist zu Hause, und wartet auf Sie. Gehen Sie, lieber Herr Oberstwachtmeister, und Gott sey mit Ihnen! Er zog den Major auf den Gang, führte ihn hinunter, und pochte an Hannchens Zimmer. Der Major ging hinein, und fand Hannchen in Thränen. Dieser Anblick machte ihn sehr bestürzt, gab ihm aber auch allen seinen Muth wieder. „Liebes, gutes Kind," sagte er, faßte ihre Hand, und trocknete ihr mit ihrem Tuche die Augen: „nein, weinen sollen Sie nicht. Noch nie ist ein Auge durch mich naß geworden, ausgenommen vor Freude. Ihr Auge soll nicht das erste seyn, das Thränen des Kummers über mich vergießt. Nein, liebes Kind, an Zwang denke ich nicht: das weiß Gott.

Ich möchte Sie nicht einmal überreden, und wenn ich auch könnte. Sehen Sie, ich lasse alle meine Hoffnungen fahren. Vergeben Sie mir. So ein reitzendes, angenehmes Frauenzimmer, wie Sie, mag sich freilich wundern, wenn ein Mann in meinen Jahren, und mit meinem Wesen, um Ihre Hand anhält. Ohne meinen alten Hennig hätt' ich es auch still weg getragen, und Sie würden erst mit meinem letzten Athemzuge erfahren haben, wie herzlich der alte Major sie lieb hatte. Trocknen Sie die schönen freundlichen Augen, liebes Kind. Sie sollen ungestört bleiben; verachten Sie mich nur darum nicht, weil ich Sie lieb habe."

Hannchen weinte noch stärker. Des Majors Auge stand voll Thränen, und er wollte gehen. Hannchen hielt ihn, und seufzte tief, um sich Athem zu schaffen. Herr Oberstwachtmeister, sagte sie endlich leise; wissen Sie zuverlässig, daß Sie mit mir glücklich seyn werden?

„Liebes Kind," erwiederte der Major, „das ist keine hübsche Frage, wenn ein Mann von meinem aufrichtigen Herzen um Sie anhält."

Herr Major, haben Sie alles überlegt?

Haben Sie an Ihre Verwandten gedacht? an den kleinen Hennig? an Ihr Testament?

„An alles, liebes Kind. Ohne Vernunft bin ich nicht daran gegangen. Wir, ich und Hennig, haben es eine ganze Nacht überlegt, und ich schon ganze Monathe vorher allein. Aber daran kehren Sie Sich nicht. Seiner Neigung kann Niemand gebieten, und Sie müssen Ihrem Herzen folgen, liebes Kind. Lassen Sie es gut seyn. Weinen sollen Sie nicht wieder."

Nun, so will ich denn meiner Neigung folgen, Herr Major. Ich kann nie einem edleren Manne meine Hand geben, als Ihnen, und auch nie einem Manne, den ich mehr liebte, als Sie. Ja, lieber Herr Major, ich bin die Ihrige, und mit einem ungetheilten Herzen die Ihrige. — Sie reichte ihm die Hand mit einem zärtlichen Blicke.

Das kam dem Major so höchst unerwartet, daß er wie betäubt stehen blieb. Er wurde blaß, dann wieder glühend roth, und seine Hand zitterte. Sie führte ihn an einen Stuhl. „Ist es so?" sagte er endlich, und drückte seine Lippen auf ihre Hand; „hab' ich Sie recht verstanden? . . . Lieber guter Gott! . . . nehmlich,

daß Sie meine Frau werden wollen. Haben Sie das gemeint?"

Ja, ich will Ihre Frau werden, weil ich Sie von ganzer Seele liebe; ich will Sie glücklich zu machen suchen, und in Ihren Armen glücklich seyn. — „In meinen Armen, liebes Mädchen?" rief der Major, und drückte sie an sein Herz; „in meinen Armen? ist das wahr?" — Hannchen schlang ihren Arm um seine Schultern, und Beide hielten sich innig umfaßt.

Jetzt steckte Hennig, der diesmal doch gehorcht hatte, den Kopf vorsichtig in die Thür. Als er die Umarmung sah, stürzte er herein, küßte Hannchen die Hand, und rief: Gott Lob, meine gnädige Frau Majorin! Gott Lob, mein lieber, glücklicher Herr Oberstwachtmeister! Der alte Mann hüpfte vor Freude, warf seine Mütze in die Höhe, und beging tausend andre Thorheiten. Auf einmal lief er weg, kam bald mit dem Juwelenkästchen wieder, und steckte es dem Major in die Hand. Der Major sah es an, lächelte und sagte: „setze das nur wieder hin, Hennig; es ist nicht nöthig. Hennig, ich fürchtete mich, und darum war ich ein Kind. Jetzt bin ich wieder der Ma-

jor Halden. Das da wird Hannchen einmal neh- men, wenn wir sonst nichts zu sprechen haben. Trag es nur ruhig wieder weg. Ich wollte, ich wäre hier in meinem Ueberrocke. Wir wa- ren Kinder, Hennig und ich, liebes edles Hann- chen, so alt wir auch sind. Sehen Sie, habe ich nicht die Staatsjacke angezogen, und Pu- der in die Haare gestreuet, als wollt' ich Sie blenden? Gott Lob, daß es so gekommen ist! Sie haben den Firlefanz nicht bemerkt; und ich, als Sie mir da die kleine Hand gaben, ich dachte, ich stände mitten im Himmel unter den lieben Engeln, und hätte Strahlen rings um mich her. Bring den Tand weg, Hennig!"

Hannchen lächelte. Bald aber ging es zu sehr ernsthaften Untersuchungen, welche des Ma- jors Testament betrafen. Der Plan, den seine Liebe erfunden hatte, schien Hannchen zwar ein wenig romantisch; allein da der Major aus zar- ter Empfindung nichts von den zu hoffenden Kindern erwähnte, so ging sie lächelnd über die Schwierigkeiten weg. Auch fand sie diese bei weitem nicht so groß; viel peinlicher war ihr der Gedanke, was die Schwägerin des Majors von seiner Heirath sagen würde. Darüber ging

nun wieder der Major lachend weg; und so fand man am Ende gar keine Schwierigkeit mehr bei dem Handel.

Hennig ging unterdessen hinunter, und seine Freude konnte nicht schweigen. In einer halben Stunde wußte das Haus, in einer Stunde das ganze Dorf: die Mamsell Riesen und der Herr Major sind Braut und Bräutigam. Jedermann freuete sich über diese Heirath. So wie Mamsell Hannchen sich unten im Hause sehen ließ, starrte man sie freundlich an, und die Haushälterin wünschte ihr sogar schon Glück. Hannchen bat nun den Major, nach Moorberg zu reiten, daß nicht die Nachricht durch einen Andern zuerst dahin käme.

Schon in einer Stunde saß er mit seinem alten Hennig zu Pferde, und ritt, noch immer überlegend, wie glücklich er wäre, den Weg nach Moorberg. Als er von einer Anhöhe den Thurm erblickte, sagte er: „wir sind ja bald da, Hennig! Wie die Zeit hingegangen ist! Mich soll nur wundern, was meine Schwägerin sagen wird.“ Aber nun sprach er auf dem noch übrigen Wege kein Wort mehr. Er faßte das, worüber man ihn fragen würde,

jetzt schärfer ins Auge, und konnte nicht leugnen, daß er auf alles nur sehr unbestimmte Antworten zu geben hatte. Von allen Seiten sah er nun wieder Schwierigkeiten. „Höre," sagte er zuletzt ganz betreten zu Hennig; „es ist mir, als sollt' ich in die Hölle reiten. Der Teufel! hat man doch Jahrelang an einem einfältigen Streiche zu käuen. Gieb Acht, meine Schwägerin wird mich tüchtig martern; und das Schlimmste ist, ich werde weiter nichts zu antworten haben, als was jeder Schurke sagen würde. Freilich könnte ich mich darauf berufen, daß in den Akten steht: „wenn anders der Major nicht heirathet oder keine Kinder bekommt;" aber damals versprach ich doch meinem Bruder, keine Frau zu nehmen. Sag' ich ihr: Hennig soll Erbe des Gutes seyn und bleiben; sieh! so glaubt sie das nicht, und ich kann es ihr nicht verdenken; denn hat sie nicht Recht zu sagen: wer Einmal gelogen hat, lügt immer? Und was soll ich ihr dann antworten?"

Was Sie wollen. Ihrer Frau Schwägerin wird alles nicht recht seyn; denn, haben Sie ihr schon je etwas zu Danke gesagt? Aber den Jungen lassen Sie Sich nur nicht abschwatzen! Den geb' ich nicht heraus, das sag' ich Ihnen.

So kam der Major immer näher nach Moorberg. Diesesmal ritt er, gegen seine Gewohnheit, sehr langsam über die Zugbrücke, und sagte nicht ein Wort von den Griechischen Jungfern über dem Thore.

Was würde der Major gedacht haben, wenn er gewußt hätte, in welchen Hoffnungen seine Schwägerin sich schon seit mehreren Wochen freute! Sie hatte unter den Domestiken in Sollingen einen Spion, der ihr jetzt hinterbrachte: der Major ist krank; er reitet nicht mehr, geht nicht vom Zimmer, und sitzt am Tische, ohne zu essen, ohne ein Wort zu reden. Hennig und die Mamsell sind in der größten Sorge, und einen Arzt will der alte Herr nicht haben. Das alles verhielt sich wirklich so. Aber daran, daß nun die Frau von Halden zu jedermann mit klagendem Tone und lauernden Augen sagte: „mein Schwager in Sollingen ist krank. Er ißt nicht mehr, er spricht kein Wort. Lieber Gott! die Kriegesstrapazen können auch die stärkste Gesundheit aufreiben. Er wird wohl mit dem Laube im Herbste fallen!"—daran waren ihre geheimen Hoffnungen Schuld, und nicht der Erzähler. Sie bekam, wenn der Major starb,

Sollingen bis zu Hennigs Mündigkeit in die Hände, und die Einkünfte des Gutes zehn Jahre lang konnte ihr dann doch niemand nehmen. Diese Hoffnung war bei ihr schon so gewiß, daß ihr Mann sich nicht mehr unterstand, zu sagen, was er dachte: mein Bruder überlebt uns Alle. Einige Wochen früher äußerte er einmal so etwas; aber die gnädige Frau erwiederte, mit glühend rothem Gesichte: rede doch nicht so unvernünftig in den Tag hinein! Ich sage dir, er kommt nicht durch den Herbst. Und die Möbel laß ich hieher bringen, und nicht einen Pfennig wende ich auf das alte Schloß. Meinetwegen mag es zusammenfallen. Will Hennig da wohnen, so kann er es wieder aufbauen lassen, wann er mündig ist. Der Junge erbt ja ohnedies mehr, als sein Bruder. — Mehr, liebe Frau? Wie du doch reden kannst! Du weißt ja bei Heller und Pfennig, was Moorberg, und was Sollingen einbringt. — Sie fuhr mit Hitze auf, und ihr Mann schwieg, wie er von jeher gewohnt gewesen war.

Heute stand sie nun am Fenster; und auf einmal ritt eben der Mann, von dem sie glaubte,

er läge auf dem Todbette, frisch und gesund auf den Hof. Sie wendete sich erschrocken vom Fenster ab zu ihrem Manne, und sagte, vor Aerger beinahe weinend: dein Bruder ist da! ... Gott vergebe mir die Sünde! Aber er wird mich noch unter die Erde bringen!

„Liebe Frau, was in aller Welt hat er dir denn nun wieder gethan?"

Gethan? Geh' ihm nur entgegen. Er kommt schon die Treppe herauf. Ich mag ihn nicht sehen.

In diesem Augenblicke trat der Major in das Zimmer, aber gar nicht mit seiner gewöhnlichen Eil, sondern bedächtig, vor Verlegenheit hustend. Die gnädige Frau blieb, und ihre erste Frage war: wie befinden Sie Sich denn, Herr Bruder? Der Major antwortete mit einigen Hm! hm! schüttelte den Kopf, setzte sich, und sah finster vor sich nieder. Er wußte nicht anzufangen, und nahm einen Umweg. „Hören Sie, Frau Schwester, ich habe mir das mit dem Steinbruche überlegt. Mir liegt er zu weit ab, Ihnen aber gelegener. Ich weiß, Sie hätten ihn schon längst gern gehabt; und da Karl's

Geburtstag bald einfällt, so will ich den Jungen mit dem Steinbruche anbinden."

Auf einmal verschwanden alle Falten in dem Gesichte der gnädigen Frau; die Augen wurden hell, und der Mund lächelnd. Ach, Sie guter Herr Bruder! Ihre Natur können Sie doch gar nicht verleugnen; Sie müssen immer geben!

„Geben? O ja, von Herzen gern thu' ich das, Frau Schwester. Was wollte ich nicht thun, wenn ich wüßte, daß Sie Theil an meiner Zufriedenheit nähmen!"

Liebster Herr Bruder, fragen Sie nur meinen Mann, wie ich mich nach Ihrer Gesundheit erkundigt habe!

„Ei, krank bin ich nicht gewesen. Hören Sie, das war ein besonderer Kasus, Frau Schwester." (Er strich sich über das Gesicht.) „Nun, ich denke, Sie werden Theil nehmen, wenn ich Ihnen sage, daß ich jetzt vollkommen glücklich bin. Sehen Sie, ich alter Sünder habe mir noch beigehen lassen, Bräutigam zu werden." — Zum Glück sah der Major vor sich hin auf den Boden; sonst würde er an der Todtenblässe seiner Schwägerin bemerkt haben, welchen Theil sie an seinem

Glücke nahm. — „Aber," setzte er nun sogleich hinzu; „der Hennig so wohl, als Ihre andren Kinder sollen nicht darunter leiden. Es bleibt beim Alten."

Das war doch ein Trost für die gnädige Frau; ihr Mann zerstörte ihn indeß sogleich wieder durch die Frage: wie ist das möglich, Bruder, wenn du selbst Kinder bekommst? Sag einmal: wie ist das möglich?

„Wie das möglich ist? Höre, lieber Bruder Kammerherr, hast du wohl schon einmal erlebt, daß ich mein Wort nicht gehalten hätte?"

O ja! rief die Schwägerin erbittert; leider! Haben Sie nicht hoch und theuer versprochen, nicht zu heirathen?

„Das habe ich; da bekenne ich meiner Sünden Schuld. Aber das war gegen Gottes Gebot, sehen Sie."

Und das ist auch gegen Gottes Gebot, werden Sie sagen, Ihre Kinder zu verstoßen, um Ihres Bruders Sohn erben zu lassen.

„Verstoßen? Wer redet davon? Ich möchte nicht einen Hund verstoßen. Aber wenn ich auch zehn Kinder bekäme, so sollte doch keins Noth leiden, und Hennig Sollingen von mir erben."

In diesem Augenblicke kam Karl in das Zimmer. Die Mutter flog auf ihn zu, umarmte ihn mit wirklich heißen Thränen, und sagte: großer Gott! du armes Kind! du unglückliches Kind! Was wird nun aus dir werden? Dein eigener Onkel macht dich unglücklich!

„Alle Höllenteufel!" fuhr der Major auf; „Frau! Gott erbarme sich! Sieh, Bruder, ich zittre vor Aerger an allen Gliedern! Wie? ich machte den Jungen da unglücklich? Der Junge wird ja einmal, Gott straf mich! reicher als ich; ihr scharrt ja genug für ihn zusammen! Meint ihr denn, ich wüßte nicht, was Euer Ziel und Streben hier ist? Ich soll nicht heirathen, damit der Junge da schlemmen oder geitzen kann; denn weiter — Gott erbarme sich, aber es ist die Wahrheit! — weiter zieht die Mutter ja nichts aus dem Jungen. Da sitzt ihr hier den ganzen Tag, und schindet und schabt Gesinde, Unterthanen, Kirchendiener und Hofmeister; laßt um euch her Hagelschlag, Mißwachs, Viehsterben und Feuerschaden wüthen und toben, ohne euch darum zu bekümmern. Den Segen, den Gott euch giebt, kehrt ihr in baaren Fluch um; das Gewinsel der Hungri-

gen um euren verdammten Geldsack her könnt ihr anhören, ohne daß euch das Herz weh thut. Und das alles darum, weil der Junge, der morgen schon auf dem Strohe liegen kann, weil der Ihro Exzellenz heißen soll! — Darum — o ich weiß es! — darum war der Hennig euch ein Dorn im Auge. Barmherziger Gott! darum verleugnete die Mutter . . ." Er sprang wüthend auf den Knaben los: „Geh auf deine Stube, Junge! du hast hier nichts zu suchen!"

Der Knabe sprang zur Thür hinaus; und der Major ließ seinen Ton sinken. „Der Teufel! ich hatte den Jungen vergessen. Gott vergeb' es mir! Ein Kind soll nicht wissen die Schuld seiner Eltern. Aber wahr ist es, sag' ich. Und wäre ich der liebe Gott, ich Wurm, ich wollte den Säbel ziehen und euch fuchteln; das Geitzen, die Habsucht, sollt' euch wohl vergehen. Darum war kein Mädchen für mich recht; darum hieß es, meine Hitze würde jede Frau unglücklich machen. Jetzt weiß ich es besser. Hier bin ich hitzig, hier; gegen meine Braut bin ich, Gott Lob! ein Lamm, und gegen jeden Unglücklichen auch. Ja, könntet ihr mich todt beten, ihr ständet nicht auf von der

Betbank; den Geldsack stelltet ihr vor euch hin, die Bank ließt ihr mit Gold beschlagen, und euer hochadeliges Wapen daran setzen, damit der liebe Gott doch wüßte, daß Leute von Familie vor ihm knieeten. Meint ihr, das kann gut gehen? Wahrhaftig nicht, oder es müßte kein Gott im Himmel seyn! Der Junge wird ein hochmüthiger Narr mit seinen Haarbeuteln und feinen Steinschnallen! ein Fluch für seine Unterthanen! das wird er! Und wenn wir einmal nackend und bloß vor Gottes Gerichte stehen; wenn nicht mehr von Kammerherrnschlüsseln, Grafentiteln und Landgütern, sondern von guten Thaten die Rede ist, und seine Unterthanen, die Gott an ihn gewiesen hat, wie an den Verwalter des Segens, Ach und Weh über ihn rufen . . . Nein, Gott behüte, daß es nicht wahr wird! Er ist meines guten Vaters Enkel. Herzensbruder Toffel, wenn der selige Vater, der die Armen nicht konnte ohne Hülfe gehen lassen, wenn der hier herein sähe, wie du Vögel ausstopfest, und deine Moorberger aushöhlst, wie du Finken blendest, worauf die unvernünftigen Heiden die Todesstrafe gesetzt hatten, wie der kleine Hennig

mir neulich vorlas: großer Gott, was würde der Vater dazu sagen!"

Hier ließ der Major den Ton gänzlich sinken. Der Gedanke an seinen Vater söhnte ihn mit dem Bruder und dem Neffen wieder aus. „Ich bitte dich, lieber Bruder," fuhr er fort, und hielt ihm die Hand hin; „trau es mir zu, daß ich es herzlich gut mit euch Allen meine. Und, wie gesagt, Hennig behält Sollingen. Das steht fest, wie die Welt, und wenn ich so viele Kinder bekäme, als Tage im Jahre sind."

Diese Versicherung setzte die gnädige Frau in Erstaunen. Nach einem solchen Donnerwetter hatte sie erwartet, daß der Major den ganzen Vertrag gänzlich aufheben würde; und jetzt wollte er ihn unverletzt bestehen lassen! Nun mochte es werden, wie es wollte — Hennig erhielt doch wenigstens Kindestheil; diesen Theil aber konnte sie ihm von der väterlichen Erbschaft abziehen, und ihrem geliebten Karl zulegen.

In dieser Hinsicht zog auch sie, als der Major seinen Ton milderte, gelindere Saiten auf. Mein Gott, Bruder Fritz! sagte sie: müssen Sie denn auf eine halbkranke Mutter

so losstürmen, die aus Zärtlichkeit für ihre Kinder ein wenig zu viel sagt? Es ist doch so natürlich, daß eine Mutter für das Wohl ihrer Kinder sorgt!

Das hätte können zu einer neuen Rede des Majors Anlaß geben; aber die Worte: „halbkranke Mutter," hatten ihn schon entwaffnet. „Halb krank?" sagte er mitleidig. „Nun, so vergeben Sie mir. Das hab' ich nicht gewußt. Zwar jetzt sehe ich, daß Sie ganz grüngelb im Gesichte aussehen. Was fehlt Ihnen denn?"

Man fing wieder an sich zu vertragen. — Und wer ist denn Ihre Braut, Herr Bruder? fragte die Schwägerin endlich. — „Die Mamsell Riesen; eben das Mädchen, das mir in Böhmen das Leben rettete: ein schönes, gutes, verständiges Frauenzimmer, das wahrhaftig wohl zehnmal besser ist, als ich."

Frau von Halden wurde jetzt wieder bleich. Nun gar eine Bürgerliche; und ein armes Mädchen dazu! Sie sah ihren Karl schon wieder um die Hälfte des Vermögens betrogen; denn, wie sollte diese Bettlerin, dachte sie, je auf den Gedanken kommen, einen Frem-

den miterben zu lassen? Ein gemeines Mädchen, eine Haushälterin, eine Magd, (als mehr hatte sie Mamsell Riesen nie betrachtet) sollte nun wie sie Frau von Halden heißen, und konnte sich wohl gar unterstehen, sie Schwester zu nennen! Ihr Blut kochte, und die bläulichen Lippen bebten vor Begierde zu sprechen. Aber dennoch schwieg sie, weil sie ihres Schwagers Grundsätze über diesen Punkt zu gut kannte, als daß sie hätte hoffen dürfen, nur zu Worte zu kommen; und wirklich hatte der Major gar nicht einmal daran gedacht, daß die bürgerliche Herkunft seiner Braut ein Hinderniß seyn könnte. Zu gleicher Zeit fiel der Frau von Halden auch ein, daß dieses Mädchen, um gnädige Frau zu werden, gern alles, was man zu Hennigs Vortheil abmachte, bewilligen, und daß ihre Kinder, als Halbschläge, in ihren Ansprüchen auf die Erbschaft wohl bescheidener seyn würden, als die Kinder einer Adeligen.

Gänzlich zu schweigen, war ihr indeß unmöglich. Es ist ja doch wohl ihre Hausjungfer? fragte sie hämisch.

„Behüte Gott!“ sagte der Major treu-

herzig; „sie hat mit der Haushaltung nichts zu thun gehabt." Und nun hielt er Hannchen eine lange Lobrede; er sprach von ihrer Liebe zu Hennigen, von ihrer Güte, ihrer Bescheidenheit, und erzählte dann die Art und Weise, wie er in sie verliebt geworden wäre, wie er um sie angehalten, und wie er sich gefürchtet hätte, daß sie ihm ihre Hand abschlagen möchte.

Die Furcht war überflüßig, sagte Frau von Halden, höhnisch lächelnd.

Der Major verstand seine Schwägerin nicht, und erwiederte nur: „das war sie, wie ich jetzt recht wohl weiß. Aber wer hätte auch denken sollen, daß ein so gutes, schönes Kind Gefallen an mir finden würde!"

Nun ließ Frau von Halden sich noch einmal das Versprechen ablegen, daß Hennig nicht durch diese Heirath leiden sollte. Der Major hätte mehr erhalten können, als er wollte; denn Frau von Halden dachte nur an Kindestheil für Hennig. Er bat zur Hochzeit; die Schwägerin nahm seine Einladung an, und war so artig, ihm zu sagen: nächster Tage besuche ich Sie in Sollingen; ich muß Ihre Braut doch kennen lernen.

Der Major war sehr vergnügt, küßte seine Schwägerin, ging lachend die Treppe hinunter, und sagte, als er zu Pferde stieg: „Hennig, sie sind vernünftiger und billiger, als ich dachte." Nun ritt er auch in vollem Trabe über die Zugbrücke nach Sollingen zu, um Hannchen desto früher beruhigen zu können.

Nach einigen Tagen machte Frau von Halden den versprochenen Besuch wirklich. Man sah es ihrem Gange, ihrer Miene und ihrer prächtigen Kleidung an, daß sie imponiren wollte. Sie hatte, nach ihrem eigenen Charakter, geglaubt, daß auch Hannchen sehr geputzt seyn würde; und nun kam diese in dem einfachsten häuslichen Anzuge. Eine solche Demuth, eine solche Furcht, wie Frau von Halden diese Bescheidenheit nannte, gab ihr Hoffnung, desto leichteres Spiel zu haben. Sie redete daher Hannchen, zwar steif, doch artig, an; allein sie hatte sich in dem Mädchen geirrt, und mußte schon nach einer halben Stunde die Hälfte ihrer Erwartungen aufgeben. Hannchen war höflich, ohne kriechend zu seyn; sie antwortete auf alles, was die gnädige Frau ihr rieth, zwar mit holder Freundlichkeit, aber doch ohne alle

Scheu: „das wird sich ja finden. Ich bin mit der jetzigen Einrichtung im Hause vollkommen zufrieden, und hoffe, es soll alles so fortgehen, wie bisher.“ So sanft und bescheiden diese Worte auch gesagt wurden, so verdrossen sie die gnädige Frau dennoch; aber der fürchterliche Major war zugegen, und sie mußte schweigen.

In einem Augenblicke, da Frau von Halden mit ihrer künftigen Schwägerin allein war, brachte sie das Gespräch auf Hennig und das Testament. Hannchen sagte ruhig: dabei habe ich nichts mitzureden; es ist des Herrn Majors Sache. Aber auch das wird sich finden. Ich versichere Ihnen nur, daß Sie den Kleinen nicht zärtlicher lieben können, als ich.

Frau von Halden fuhr zurück, ohne im Mindesten ihrer Sache gewisser zu seyn. Sie schimpfte, als sie wieder zu Hause war, mit verbissenem Grimme auf das Mädchen, das weder die Ehre fühlte, die Frau eines Adeligen zu werden, noch furchtsam genug zu seyn schien, sich von ihr beherrschen zu lassen. Alle Opfer, die sie gebracht hatte, halfen nun zu nichts. Was war von einem Mädchen zu erwarten, das nicht einmal einen Blick auf ihre Brillanten

Ringe warf, das ganz ruhig, ohne alle Verlegenheit, auf sie zu ging, und dessen hinterlistige Antwort auf alles, „das wird sich finden," gewesen war! Sie bereuete es jetzt tausendmal, daß sie die Bettlerin nicht wenigstens das ganze Gewicht ihres beleidigten Stolzes hatte empfinden lassen, da ihr ganzer Plan nun doch einmal zerstört schien. Hannchen und der alte Hennig waren, wie sie bemerkt hatte, sehr vertraut mit einander; und was konnte sie von Beiden anders erwarten, als daß sie damit umgingen, den Major an sich zu ziehen, um ihrer Familie dessen Vermögen zu entreißen? Ihr Haß gegen Beide und gegen den Major wurde äußerst giftig. O, sagte sie mit bittrem Verdrusse: wenn ich nur die Bettlerin nicht besucht hätte! wie wird sie triumphiren! und wie wird der alte grobe Reitknecht über mich spotten!

Sie hatte gesehen, daß ihr Sohn mit inniger Liebe an Hannchen hing; und gerade diese Liebe — wie sie glaubte, zu ihrer bittersten Feindin — tödtete in ihrem Herzen den letzten Ueberrest von mütterlichem Gefühle für den Knaben. Ihn haßte sie jetzt fast noch stärker, als die andern Personen in Sollingen,

welche die beiden Lebenskeime ihrer Empfindung, Ehr- und Habsucht, so stark verletzten. Sie sah sich beinahe mit Gewißheit um des Majors Vermögen betrogen, und würde völlig mit ihm gebrochen haben, wenn nicht die Hoffnung, daß er vielleicht ohne Kinder bleiben könnte, sie noch davon abgehalten hätte.

Zur Hochzeit kam sie nicht, weil sie krank war. Ihre neue Schwägerin machte ihr bald nachher einen Besuch, wurde aber von ihr so merklich kalt empfangen, daß der Major wohl zehnmal den Dessauer Marsch pfiff und Gott dankte, als er mit seiner Frau wieder im Wagen saß. „So bald sehen sie mich nicht wieder!" murmelte er vor sich; und er hielt Wort. Er ritt selten mehr nach Moorberg, und jedesmal nur auf einige Stunden.

Mit der Erziehung des kleinen Hennig ging jetzt eine große Veränderung vor; er bekam, auf Hannchens Rath, einen Hofmeister. Die ganze Familie ging dem Manne, dem man den geliebten Knaben anvertrauen wollte, mit Liebe entgegen. Der Major umarmte ihn mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit; die gnädige Frau reichte ihm die Hand, und bat um seine Freund-

schaft. Mit glücklicheren Aussichten hat wohl nicht leicht ein Hofmeister sein Geschäft angefangen. Der Major und Hannchen waren oft bei seinem Unterrichte zugegen, bezeigten ihm die ungeheucheltste Achtung, und behandelten ihn als ihren Freund. Der junge Mann dankte seinem Genius, der ihn in dieses Haus geführt hatte, worin man allen seinen Wünschen zuvor kam. Er erhielt ein eigenes Reitpferd; außerdem machte der Major ihm auf die feinste Weise sehr ansehnliche Geschenke, und gab ihm freiwillig die Versicherung, daß er nach dem Tode des alten Predigers die sehr gute Pfarre in Sollingen haben sollte.

Der Hofmeister glaubte dem Major nothwendig geworden zu seyn, weil dieser gern in seiner Gesellschaft war. Er sprach oft davon, daß er den Knaben auch dann noch unterrichten könnte, wenn er Pfarrer wäre; und der Major gab das zu. Endlich rückte der junge Mann, dem der Prediger zu lange lebte, mit dem Wunsche hervor, dessen Adjunktus zu werden. Der Major hatte nichts dawider, und versprach, mit dem Prediger zu reden. Der alte Mann erschrak bei diesem Vorschlage; er

glaubte, ein Adjunktus sey, wie ein Testament, der Vorbote eines nahen Todes, und bat den Major inständig, ihn seine wenigen noch übrigen Tage unbekümmert leben zu lassen. Der Major gab die Idee sogleich auf, und sagte dann zu dem Hofmeister: „es ist zwar ein Aberglaube, den der alte Mann da hat; indeß auch wir haben unsre schwachen Seiten, und beten ja: vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben, und so weiter. Kurz, der alte Mann will nicht."

Aber, Herr Major, erwiederte der Hofmeister; der Alte muß wollen, so bald Sie befehlen. Sie sind Patron.

„Das ist wohl wahr; aber Sie hören ja, es würde die letzten Tage des alten Mannes verbittern."

Was geht es uns an, Herr Oberstwachtmeister, wenn er so abergläubisch ist!

Der Major sah ihn mit großen Augen ins Gesicht; doch hielt er sich zurück, weil er gut von dem jungen Manne dachte. „Wie wäre es denn aber anzufangen, wenn der alte Mann nun einmal nicht will?"

Sie dürfen ja nur dem Consistorium anzeigen,

gen, daß er unfähig ist, seinen Dienst zu versehen.

„Den Henker auch!“ sagte der Major; „das wäre ja gelogen! Und der alte Mann stürbe ja vor Gram!“

Was sterben, Herr Oberstwachtmeister! Er behält ja die Einkünfte der Pfarre; und alt genug ist er überdies.

Der Major wurde feuerroth im Gesichte. Er nahm den kleinen Hennig bei der Schulter, und rief ihm zornig zu: „geh zu der Tante, Junge!“ Dann wendete er sich mit einem furchtbar ernsten Gesichte zu dem Hofmeister, und sagte: „Herr, wir sind geschiedene Leute. Nehmen Sie mir das nicht übel, ein Mann, der das Herz hat, einem Greise seine letzten Tage zu verbittern, der kann meines Neffen Hofmeister nicht seyn. Was, zum Teufel! ich sollte lügen, um einem alten Manne, der Niemanden etwas zu leide gethan hat, Unrecht zu thun? Herr, wären Sie nicht des Jungen Lehrer gewesen, bei meiner Seele! ich wollte Sie fuchteln, daß . . .“ Er sprang an das Fenster, und rief einem Bedienten zu: „Laßt den Wagen anspannen! . . . Herr, packen Sie ein,

und Marsch! Adjunktus vom Teufel können Sie werden, oder von meiner . . . Schwägerin, wollte er sagen; er verschluckte indeß das Wort . . . aber nicht von einem ehrlichen Manne!"

Mit diesen Worten verließ der Major das Zimmer, zählte eine Summe Geld ab, und schickte sie dem Hofmeister. „Nein," sagte er zu dem alten Hennig, der für ihn bitten wollte; „er muß noch diesen Abend fort. Und sollte der Junge nicht seinen Nahmen schreiben lernen, so dürfte mir doch der nicht sein Lehrer seyn. Zu schreiben giebt es im Himmel nichts; wohl aber braucht man da Herz und Redlichkeit."

Der Major sprach nach seiner Gewohnheit nicht mehr von dieser Sache. „Es war so ein kleiner Zwiespalt," antwortete er, wenn ihn jemand fragte. „Genug, der junge Mann wollte nicht bleiben." Man glaubte das dem Major, weil der Hofmeister in der Gegend, wo er noch eine Zeitlang blieb, dasselbe aussprengte, und hinzu setzte: der Junge ist dumm, und eine wilde Bestie. Der Major hat einen tollen Kopf. Der Reitknecht regiert das ganze Haus. Die gnädige Frau hätte es freilich recht gern gesehen, wenn ich geblieben wäre; ihr Mann

ist alt, und — sie hat mir manches Geschenk gemacht.

Das Gerücht kam auch nach Moorberg. Die Frau Kammerherrin schlug die Hände zusammen über die Wirthschaft ihres Schwagers, und erzählte nach, wie ausschweifend ihre Schwägerin lebte, und wie sehr ihr Sohn in den Händen dieser abscheulichen Familie verdorben würde. Aber, sagte man, so nehmen Sie doch Ihren Sohn zurück. — „Darf ich denn?" antwortete sie mit Achselzucken. „Ein Familien-Arrangement bindet mir die Hände. Und kann ich denn dieses boshafte Kind in mein Haus bringen? Würden nicht meine beiden andern von dem Buben angesteckt werden?" So sprach sie; und ihre Verläumdung wurde bestätigt. Der Major bekam wieder zwei Hofmeister hinter einander; aber alle Beide mußten nach einem Monathe sein Haus verlassen, und verbreiteten nun von seiner Familie und seiner Lebensart die seltsamsten Dinge.

Dem Major selbst wurde bei dem ewigen Wechsel der Hofmeister bange. Er hörte sogar einen Theil der Gerüchte, die auf seine Rechnung in der Gegend umherliefen; und sie blie-

ben nicht ohne alle Wirkung auf ihn, so daß er jetzt bisweilen allein spazieren ritt, um seinen Gedanken nachzuhangen. Auf einem dieser einsamen Spazierritte stieß er im Holze auf einen Menschen, der seine Aufmerksamkeit erregte. Der Mensch saß unter einer Buche am Boden, und aß ein Stück Brot, das er Bissen für Bissen mit seinem Hunde theilte. Er war armselig gekleidet, und sein Gesicht dennoch der reinste Ausdruck der Fröhlichkeit. Der Major grüßte ihn im Vorüberreiten; und der Mensch nahm seinen Hut ab. Siehst du wohl? sagte er mit einer komischen Geberde zu seinem Hunde. „Was soll der Hund sehen?" fragte der Major, der unmöglich schweigend an diesem fröhlichen Gesichte vorüber reiten konnte. Der Fremde lachte. Ei nun, sagte er in einem launigen Tone; ich wollte den Hund da aufmerksam auf Ihre Höflichkeit machen. Es ist etwas Seltenes, daß ein wohlgekleideter Mann zu Pferde, und noch dazu ein Officier, seine Mütze oder seinen Hut vor einem schlecht gekleideten Fußgänger abnimmt.

„Wer ist Er denn?" fragte der Major den Menschen, und betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit.

Ein Glückskind.

„Ein Glückskind? Das meint Er wohl so nicht; denn Sein Rock da scheint das nicht mit zu sagen.“

Der Rock, da haben Sie Recht, mein Herr. Aber, daß ich in diesem Rocke, der mein einziger ist, noch scherzen kann, das mag doch leicht so viel werth seyn, als ein ganzer Rock, und wenn auch ein Stern darauf säße.

„Wenn das nicht Leichtsinn ist, so hat Er Recht, Landsmann.“

Leichtsinn, oder leichter Sinn, ist zuweilen eine Gabe Gottes, wenigstens für Glückskinder von meinem Schlage. Auch mir hing sonst mein Schicksal auf dem Gemüthe wie Blei; aber nun geht mein Kummer durch mein Gemüth, wie die Luft durch meinen Rock; und wenn das ein Fehler ist, so macht er doch viel Unglück wieder gut.

„Aber, wo kommt Er her, und wo will Er hin?“

Das läßt sich schwer sagen, mein Herr. Ich komme aus der Wiege, und mein Weg geht gerade auf den Sarg los. Diese beiden Punkte meines Lebensweges kenne ich. Uebrigens suche

ich meinem Glücke auszuweichen; ich muß aber wohl etwas Anziehendes an mir haben: mein Geschick und mein Hund bleiben mir treu, und mein Schatten auch, aber freilich, wie ein falscher Freund, nur, wenn die Sonne lacht. Sie schütteln den Kopf, Herr, als wollten Sie sagen: da hat Er sich eine schlechte Gesellschaft gewählt. Ich dachte das Anfangs auch; aber nichts ist so schlecht, daß es nicht zu gebrauchen wäre. Mein Schicksal hat mich demüthig gemacht, und mich gelehrt, was ich noch nicht wußte, daß man die Welt nicht aus den Angeln heben kann. Mein Hund hat mich gelehrt, daß noch Liebe und Treue in der Welt ist; und — Sie glauben nicht, was für schöne Dinge man mit und über seinen Schatten reden kann.

„Ueber seinen Schatten? Das begreife ich nicht!"

Sie sollten einmal hören, wenn ich des Morgens bei Sonnenaufgang hinter meinem thurmlangen Schatten her gehe, wie philosophisch ich da mit ihm rede. Sieh, sage ich, lieber Schatten, bist du nicht wie ein Jüngling, dem, wenn ihm die Sonne des Lebens aufgeht, die Erde zu klein ist? Gerade, wenn

ich mein Bein aufhebe, so hebst auch du eins auf, als ob du über zehn Morgen wegschreiten wolltest; und doch ist, wenn du das Bein niedersetzest, dein Schritt kaum eine Spanne lang. So macht es der Jüngling auch. Er scheint eine Welt zerstören oder schaffen zu wollen; und am Ende thut er nichts von Allem, was man nach seinen Reden erwarten konnte. Aber das giebt sich, lieber Schatten. Laß die Lebenssonne nur höher heraufkommen; du wirst schon kleiner werden, wie der Jüngling kleinlauter wird, je mehr er lebt. Sehen Sie, so vergleiche ich den Schatten Morgens, Mittags und Abends mit hundert Dingen; und je länger wir mit einander gehen, desto bekannter werden wir. Ich kann jetzt sehr viel entbehren, was ich sonst für nothwendiges Bedürfniß hielt. Der Schatten ist meine Taschenuhr, mein Wegweiser, und auch bald mein Bedienter, bald mein Läufer. Schade nur, daß man sich nicht in seinen eigenen Schatten legen kann, wie man sich immer auf ihn legt!

„Nun, und was sagt Er denn Abends zu Seinem Schatten?"

Abends? Da wird ein Menschenschatten ein sehr ernsthaftes Ding: der beste Prediger, ein wahres Stundenglas, ein wahres Memento mori. Wenn der Schatten so vor einem her läuft, und immer länger, immer unsichtbarer wird, als ob er den Kopf schon in das Grau der Ewigkeit verbürge, und dabei hinter einem die untergehende Sonne, vor einem ein aufgehender Stern; — es ist, als riefe der Schatten einem zu: du wanderst in die Ewigkeit hinein! Deine Sonne geht unter. Aber verliere den Muth nicht; du wirst, wie ich, immer größer, und vor dir hängt schon der bessere Stern, der erste Strahl der Ewigkeit im Grabe.

Der Mensch wurde bei diesen Worten ernsthaft, und der Major auch. Beide sahen sich einige Sekunden schweigend, doch ruhig und zufrieden, an. „Aber wie ist Er denn dazu gekommen," fragte der Major weiter, „daß Er mit Seinem Schatten und Seinem Hunde so über die Erde hinzieht? Mich dünkt, Landsmann, Er wäre zu etwas Besserem bestimmt."

Der Mensch ist wohl immer zu etwas Besserem bestimmt gewesen, als er am Ende wird. Oder glauben Sie, daß Sie nichts Besseres

hätten werden können, als Sie sind? . . . Zu etwas Besserem! Sie wissen ja noch nicht, wie gut, oder wie schlecht ich bin. Freilich, wenn Sie sagen wollten: zu einem bessern Rocke, zu einer bessern Mahlzeit; so geb' ich Ihnen Recht, obgleich ganze Nationen auf der Erde leben und glücklich sind, die mich um diesen Rock und diese Rinde Brot beneiden würden. Ich bin ein Gelehrter, lieber Herr. (Der Major nahm schnell die Mütze ab.) Da mir aber zu meiner Gelehrsamkeit der Verstand fehlt, oder vielmehr so ein wenig von der Spitzbubennatur, so finden Sie mich heute hier in diesem Rocke. Sie hätten mich eben so leicht in einem Wagen antreffen können; und ich begreife noch immer nicht, warum das nicht der Fall ist; denn es fehlte nicht viel daran, daß es so weit mit mir kam. Sie sehen gerade so aus, als ob meine Begebenheiten Sie interessirten. Nun, ich kann sie Ihnen in einigen Worten erzählen. Ich habe studiert, und, glaube ich, recht viel gelernt; nur Eins nicht: zu rechter Zeit Scherz treiben und zu rechter Zeit ernsthaft seyn. Sah ich eine Schurkerei, so konnte ich nicht lachen, und wenn es auch ein

Präsident war, der sie beging. Bisweilen wieder, wenn die Herren, in deren Händen mein Glück stand, so ernsthaft waren, als ob das Wohl der Welt auf ihnen beruhete, und ihnen dann doch nur eine von ihren großen Erfindungen, ein Wort, eine Lesart in einem alten Buche, oder etwas Aehnliches, im Kopfe steckte: so fiel mir mein Schatten ein, und ich mußte lachen. Schon davor konnte ich zu nichts kommen. Ich hätte wohl, trotz meinem Lachen, ein Amt haben können; aber hier sollte ich ein Mädchen heirathen, das ich nicht liebte, da einen Grundsatz verleugnen, den ich für wahr hielt, dort einer Dame schmeicheln, vor der ich den Hut nicht abnehmen mochte. Sehen Sie, damals war ich mein Schatten am Morgen. Ich dachte, es könnte mir nicht fehlen, und ich würde schon über alle Hindernisse wegsteigen. Es ging nicht. Da blieb mir nichts als diese Flöte (er nahm eine aus der Tasche), und dieser Hund, den ich mir zu meinem Freunde erzogen habe. Ich wurde Schauspieler, und hätte auf der Schaubühne, die der Tempel der Moral seyn soll, beinahe meine guten Sitten verloren. Dann

legte ich eine Schule an; aber ich mußte sie wieder aufgeben, weil die Eltern verlangten, daß ich ihre Kinder zu Dummköpfen machen sollte. Nun suche ich jetzt mein Unterkommen, Gott weiß, wie: als Musikus, Fechtmeister, Tanzmeister, oder, wenn sonst nichts gehen will, als Drescher. Ich habe ein Paar Arme, und schäme mich vor nichts als vor dem Betteln und vor dem Betriegen, was mir auch beides nicht gelingen würde.

„Hm!" sagte der Major; „fürs erste gehen Sie mit mir, Landsmann. Der Winter ist nahe; und ich will Sie wenigstens wärmer kleiden: denn, wenn Sie es nicht anders machen als jetzt, so könnten Sie noch lange gehen und suchen."

Mit wem, fragte nun der Mensch, und nahm seinen Hut wieder ab — mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen? — Der Major nannte sich. — Das Einzige aber, Herr Major, was ich nicht werden will, ist Soldat. Sie wissen schon, warum.

„Nein, das weiß ich nicht," erwiederte der Major.

Ich dürfte nicht mit meinem Schatten plaudern, wenn ich exercirte; und das muß ich können. Also?

Der Major gab ihm die Hand darauf, und nun ging Herr Seibold neben dem Pferde her nach Sollingen zu. Beide überlegten unterweges schweigend: der Major, ob dieser Mensch wohl Hofmeister des kleinen Hennig werden könnte; und Seibold, was der Major wohl mit ihm zu machen gedächte.

Dem Major war es mit den Hofmeistern zu übel gegangen, als daß er sich diesmal sogleich hätte entschließen können. Er ließ das ganze Haus, sogar Hannchen, ungewiß über die Bestimmung des lustigen Kopfes, den er mitgebracht hatte. Wurde er darum gefragt, so sagte er: „den armen Seibold hat sein Schicksal gehetzt. Er soll sich hier ein vierzehn Tage oder vier Wochen ausruhen; dann mag er weiter ziehen.“ Aber schon nach drei Tagen hatte Seibold den Beifall des ganzen Hauses so sehr gewonnen, daß Hannchen ihren Mann bat, ihn noch vierzehn Tage länger bei sich zu behalten. Seibold nahm sich aller Geschäfte an, scherzte dabei fast unaufhörlich, und machte jedermann im Hause heiter. Er unterrichtete den Kleinen, oder vielmehr er lief mit ihm bald im Garten, bald

im Felde umher, und sprach dabei über allerlei sehr belehrend.

Die vier Wochen waren verlaufen, und der Major sagte: „lieber Seibold, Sie sind nun gekleidet, und hier haben Sie auch noch einen Zehrpfennig auf den Weg." (Mit diesen Worten legte er eine Rolle Geld auf den Tisch.) „Nun steht es bei Ihnen, was Sie machen wollen."

Herr Oberstwachtmeister, soll das mein Abschied seyn, so mache ich nur, was ich muß, und ziehe weiter. Aber ich wollte, Sie hätten einen treuen, ehrlichen Menschen nöthig, so . . .

„Nun? Heraus! Ich habe gute Menschen immer nöthig. Sagen Sie, was Sie wünschen, lieber Seibold."

Ich wünsche, hier zu bleiben; aber als irgend etwas, unter irgend einer Benennung.

„In Gottes Nahmen! Wie soll die Benennung heißen?"

Freund und Lehrer des kleinen Hennig, und, wenn Sie wollen, Ihr Freund, Ihrer ganzen Familie Freund.

Der Major schlug ein, und der Handel war abgemacht.

Seibold war ein hübscher, blühender Mann

von sechs und zwanzig Jahren, mit vielen und sehr mannichfaltigen Kenntnissen, leichtfertig, leichtsinnig, wild sogar, und dennoch in gewissen Stunden wieder ein überirdischer Schwärmer, der niemals die Welt sah, wie andere Menschen, und den der Anblick einer Wiege oder eines offnen Grabes bis zu Thränen rühren konnte, so wie ihn tausend andre Dinge, welche die Welt größten Theils für sehr ernsthaft hält, zu lautem Gelächter brachten. Von Natur war er sehr gesellig; doch nahm er, wie wir gehört haben, im Nothfalle auch mit seinem Schatten vorlieb. Er kannte die Welt und die Menschen; aber er wußte nicht mit ihnen umzugehen. Wenn er über Menschen sprach, oder von ihnen schrieb, so beurtheilte er sie immer sehr richtig; aber wenn er mit ihnen zu thun hatte, so handelte er, als ob er aus dem Monde unter sie herabgefallen wäre. Er gestand das selbst sehr freimüthig. Mein Herz ist zu schwach, zu leichtgläubig, sagte er zu Hannchen. Ich traue dem Menschen, mit dem ich zu thun habe, immer das Beste zu, mein Kopf mag sagen, was er will; denn ich habe jeden einzelnen Menschen lieb.

Diesem Manne wurden nun Herz und Kopf des kleinen Hennig übergeben, und gewiß zum größten Vortheil für beide. Der Knabe nahm sichtbar zu. Sein Verstand, der bisher wenigstens nicht verbildet war, bekam nun durch Seibold sehr helle Ideen, und sein Herz ein sehr feines zartes Gefühl für Recht und Unrecht. Seibold hatte den Grundsatz: man müsse die ganze Moral wenigstens zur Hälfte dem Herzen anvertrauen; denn, sagte er, Abscheu vor Unredlichkeit, Schurkerei und allen Lastern ist eine stärkere Schutzwehr der Tugend, als das tiefsinnigste Räsonnement über ihre Niedrigkeit. Das Herz muß sich gegen eine schlechte Handlung empören; sonst ist man höchstens ein tugendhafter Schwätzer. Der Verstand dient nur dazu, die Verhältnisse des Menschen richtig zu übersehen, damit man nicht ungerecht sey, wenn man gerecht seyn will.

Seibold suchte nach diesen Grundsätzen in dem Herzen des Knaben feurige Liebe zu allem Guten, Edlen und Großen, so wie den stärksten Widerwillen gegen alles Schlechte, Unedle und Niedrige, zu erregen; und das mußte ihm in einem sehr hohen Grade gelin-

gen, da der Knabe nur mit guten Menschen aus mancherlei Ständen, und von allen Stufen der Kultur, umgeben war. Mehr durch Beispiele, als durch Lehren, wurde der kleine Hennig edelmüthig, obgleich dabei auch etwas leichtsinnig, dreist und wild, weil niemand ihn tyrannisirte und weil er allen seinen Phantasieen folgen konnte. Er ritt jetzt die wildesten Pferde, setzte über die breitesten Gräben, erstieg die höchsten Bäume, und erhielt durch tägliche Uebung eine erstaunliche Gewalt über seinen Körper. Seibold lehrte ihn auch die Flöte und die Harfe spielen, singen, tanzen und fechten. Durch das Letztere wurden seine Figur und sein Anstand gebildet; durch die Musik sein Herz für sanftere Empfindungen geöffnet. Wenn er mit tiefer Rührung ein Lied zu seiner Harfe sang, so hätte man ihm seine Wildheit nicht zutrauen sollen. Kurz, seine Erziehung war in den besten Händen, und mußte, bei seiner Unverdorbenheit, einen edlen guten Menschen aus ihm machen.

Hannchen war nun schon zwei Jahre mit dem Major verheirathet, und hatte noch immer nicht die Hoffnung, Mutter zu werden.

Jetzt knüpfte die Schwägerin den abgerissenen Faden der Freundschaft wieder an; und nicht lange, so versprachen der Major und Hannchen ihr noch einmal sehr feierlich, den Vertrag wegen der Erbschaft treu zu halten. Hannchen freuete sich über die Wiederherstellung des guten Vernehmens mit der Moorbergischen Familie; denn sie hatte bemerkt, wie sehr ihren Mann das Mißverständniß mit seinem Bruder schmerzte. Er seufzte, wenn die Rede auf den Kammerherrn kam, schrieb oft sich selbst und seiner Hitze die Schuld der Feindschaft zu, und sagte ängstlich: „es ist doch mein Bruder; und als mein Vater starb, war sein letztes Wort: seyd einig, meine Kinder!" Aus wahrer Liebe zu dem Major, sah Hannchen nun allen Anmaßungen ihrer Schwägerin nach, und ertrug den drückenden Stolz, mit dem sie behandelt wurde, ohne jemals die Geduld zu verlieren.

Aber jetzt fühlte sie sich auf einmal schwanger. Der Gedanke, nun bald Mutter zu werden, machte sie glücklich; allein sie konnte nicht daran zweifeln, daß ihr Mann dieses Glück mit dem giftigsten Hasse seiner Schwägerin

würde bezahlen müssen. Zwar fiel es ihr nie ein, zum Vortheil ihres Kindes den Major sein Versprechen zurücknehmen zu lassen: sie war in ihren Wünschen mäßig, und ihr Mann hatte wirklich seit seiner Verheirathung schon sehr beträchtliche Summen zurückgelegt; blieb er nur noch einige Jahre leben, so reichte, wie sie zuverlässig wußte, das Kapital hin, sie, und auch ein Kind, anständig zu erhalten. Aber konnte sie hoffen, ihre Schwägerin von der Bescheidenheit ihrer Wünsche zu überzeugen? Sie sah eine neue Trennung der beiden Familien voraus, durch die ihr geliebter Mann, bei seinem Herzen und seiner Denkart, nothwendig sehr stark leiden mußte. Nach langem Sinnen fand sie endlich ein Mittel, diese Trennung zu verhüten. Sie verhehlte ihre Schwangerschaft allen Menschen, selbst ihrem Manne, gab eine Kränklichkeit vor, die man bei ihrer Gesichtsfarbe auch nicht bezweifelte, und konnte daher die meiste Zeit im Negligé erscheinen. Nun beredete sie ihren Mann, der ihretwegen in große Sorge gerieth, daß ein Bad ihre Gesundheit wieder herstellen würde. Sie wählte Pyrmont, traf die nöthigen Anstalten, besorgte

das Haus, und reiste mit ihrem Manne ab. Auf ihr dringendes Bitten mußte der Major seine eignen Pferde nach der ersten Tagereise zurückschicken, und den Bedienten, den er mitgenommen hatte, mit einem ansehnlichen Geschenk entlassen. Der Major gab ihr auch in diesem, ihm freilich seltsam scheinenden, Verlangen nach, weil sie kränklich war; und ehe nun ein andrer Bedienter kam, entdeckte sie ihm, daß er bald Vater seyn würde.

Man denke sich die Freude des Majors. Er wurde wechselsweise bleich und roth, nahm seine Mütze ab, machte das Fenster auf, sah mit dankbaren Blicken gen Himmel, vergoß Freudenthränen, und küßte seiner Frau mit solcher Ehrfurcht die Hände, als ob er noch einmal um sie anhalten wollte. Sobald er etwas ruhiger ward, stellte ihm Hannchen sein Verhältniß mit der Schwägerin vor, und zeigte ihm, daß die Geburt ihres Kindes ihn gewiß auf immer von seinem Bruder trennen würde. Er seufzte, und gestand das zu. Sie ergriff seine Hand, drückte sie mit Zärtlichkeit an ihre Brust, und hob wieder an: nun sieh, liebster Fritz, wir sind entschlossen, dem

kleinen Hennig Sollingen zu lassen, und können das, ohne unsere Elternpflichten zu verletzen; denn das Kapital wächst von Jahr zu Jahre genug, unser Kind einmal glücklich, ja reich, zu machen. Aber deine Schwägerin wird nie glauben, lieber Fritz, daß wir fähig sind, so zu denken und zu handeln. Ich habe daher meine Schwangerschaft verschwiegen, so weh es mir auch that, meine Freude nicht mit dir theilen zu können. Darum sollte Hennig nicht mit, so gern du ihn auch mitgenommen hättest; darum mußte der Kutscher zurück nach Sollingen, und darum wurde der Bediente entlassen. Sieh, lieber Fritz, hier, oder wo es dir sonst gefällt, will ich Mutter werden, ohne daß es jemand weiß. Dann kehren wir zurück, lassen das Kind nachkommen, geben es für ein fremdes aus, und erziehen es, wie natürlich, mit aller Sorgsamkeit guter Eltern. Davon haben wir noch obendrein einen Vortheil, den Seibold immer die beste Grundlage der Erziehung nennt: das Kind wird nicht wissen, daß es reich und vornehm ist.

Der Major schüttelte den Kopf, zog die Augenbraunen zusammen, und hatte vieles ein-

zuwenden; aber welcher Ehemann kann einer geliebten Gattin, die ihm so eben erst entdeckt hat, daß sie bald Mutter seyn wird, etwas abschlagen! Er mußte zuletzt einwilligen, und nun wurde alles Nöthige verabredet. Beide gingen auf einige Wochen nach Pyrmont, und dann in ein nahe gelegenes kleines Städtchen. Hier erwartete die Majorin unter einem fremden Nahmen ihre Entbindung, und ihr Mann mußte den unterweges angenommenen Bedienten wieder entlassen. Endlich wurde sie Mutter eines kleinen gesunden Mädchens. So schwach sie auch war, so flisterte sie dennoch ihrem Manne zu: Gott hat meine Wünsche erfüllt, lieber Fritz. Wenn es sein heiliger Wille ist, so wird das Kind einmal Hennigs Frau. — Die Idee, daß seine Tochter und sein geliebter Hennig Sollingen mit einander theilen sollten, setzte den Major in neues Entzücken. Er sagte mit leuchtenden Augen: „Hannchen, das wird Gott wahr werden lassen; denn es ist etwas Gutes. Ja, nun bin ich froh."

Das Kind wurde getauft und einer Amme übergeben. Sobald die Majorin die freie Luft

vertragen konnte, reisten sie mit dem Kinde und dem Taufzeugnisse aus dem Städtchen ab. In einer andern kleinen Stadt wurde das Kind unter einem fremden Nahmen mit seiner Amme bei einer sehr vernünftigen Frau auf ein halbes Jahr eingedungen, und die Eltern reisten nach Sollingen zurück, wo man von Allem, was vorgegangen war, auch nicht einmal eine Ahnung hatte, und wo man sich herzlich freuete, die Majorin nach einer Abwesenheit von fünf Monathen so gesund und blühend wieder zu sehen.

Als ein halbes Jahr vergangen war, ließ der Major das Kind und die Amme in eine benachbarte Stadt kommen, und fuhr mit seiner Gattin unter einem sehr schicklichen Vorwande eben dahin. Die Amme wurde reichlich bezahlt, die Rolle, welche sie zu spielen hätte, mit ihr verabred t, und ihr dann befohlen, um eine bestimmte Zeit an dem Wege zu stehen, den der Wagen kommen mußte. Als der Major zurückfuhr, stand die Amme mit dem Kinde richtig an dem vorgeschriebenen Orte. Der Wagen hielt an; die Majorin stieg aus, bemerkte die Person, sprach mit ihr, so daß Kut-

scher und Bedienten es hörten, hielt das Kind ihrem Manne hin, erkundigte sich nach den Umständen, äußerte ihr Mitleid bei der verabredeten Fabel, und erbot sich endlich, das Kind mitzunehmen und zu erziehen. Das Mädchen willigte ein, und erhielt ein Geschenk. Die Majorin nahm nun das Kind an ihre Brust, setzte sich wieder in den Wagen, und fuhr sehr fröhlich weiter. Eine Viertelstunde nach ihrer Ankunft in Sollingen, war die Geschichte von dem Kinde im ganzen Dorfe verbreitet, und niemand bezweifelte sie, da man die Wohlthätigkeit und Menschenliebe der Gutsherrschaft aus unzähligen Beispielen kannte. Der Major hatte indeß doch dafür gesorgt, daß die Amme noch in derselben Stunde in ihr Vaterland, Westphalen, zurückkehren mußte, damit nicht etwa ein Zufall das Geheimniß verrathen könnte.

Hannchen — so hieß das Kind — wurde mit der liebevollsten Zärtlichkeit erzogen, und die Mutter hatte nichts angelegentlicher zu thun, als ihr Hennigs Liebe zu erwerben. Er durfte die Kleine tragen, mit ihr spielen, ihr zu essen geben, u. s. weiter. Die Mutter

nannte es: seine kleine Braut; und wenn er etwas sehr Gutes gethan hatte, sagte sie: nun soll Hannchen dich auch recht lieb haben! Seibold war damit nicht recht zufrieden; er äußerte oft: Sie setzen dem Kleinen da Dinge in den Kopf, die er einmal Lust haben könnte, für Ernst zu nehmen. — Die Majorin erwiederte lächelnd: wenn das Kind gut wird — und das hoff' ich zu Gott und zu Ihnen —; so mag er das immerhin thun. Erziehen Sie in der Folge nur getrost, als ob Hannchen einmal Hennigs Frau werden sollte; ich will es nicht hindern.

Die Kammherrin sah indessen mit großem Mißvergnügen das kleine Mädchen in dem Hause ihres Schwagers. Das weiß doch der liebe Gott, sagte sie zu ihrem Manne, wie dein Bruder zu allem dem Bettelvolke kommt! Da heirathet er ein Mädchen, das ein Dutzend Jahre in der Welt umhergelaufen, Kammerjungfer und, Gott weiß, was alles sonst noch, gewesen ist; aus einem gemeinen Kerl von Husaren macht er seinen Herzensfreund; ein Bettler, den er am Zaune aufgerafft hat, ein nichtsnutziger Komödiant, ist sein Hofmei-

ster; und nun schleppt er gar ein Hurkind von der Straße ins Haus, und erzieht es, wie eine Prinzessinn. So wird das schöne Vermögen verschwendet, das doch einmal deinem Sohne gehört; und du sagst nichts dazu! Ja, laß ihn erst todt seyn; ich will die Bettler aus dem Hause bringen! Aber, so geht es! Darf nicht der Seibold am Tische das große Wort führen, als ob er die erste Person wäre? und redet der Mensch mich nicht immer an, ob ich gleich nie eine Sylbe mit ihm spreche? Mein Hofmeister sollte das thun! Das kommt davon, wenn man nichts auf seinen Rang hält. Dein seliger Vater ist an allem Schuld; der wußte auch nicht, wie freundlich er mit den Leuten seyn wollte, die in seinem Brote standen.

„Aber die Leute liebten auch meinen seligen Vater."

Was lieben! Sie sollen uns ehren. Brauchen wir denn die Liebe der Leute? Geht nicht die Haushaltung bei uns noch einmal so gut, als bei dem Major? So sieh doch nur hin, wer bessere Domestiken hat! Das kommt von der Liebe! Die Leute passen nicht auf, wenn man zu gut mit ihnen ist.

So ärgerte sich und klagte die Frau von Halden oft; aber der Major blieb bei seiner Wirthschaft: Seibold wendete sich bei Tische mit seinen seltsamen Fragen, Vergleichen und Einfällen immer an die Frau Kammerherrin; das kleine Mädchen war bei der Majorin im Zimmer, und wurde wie ihr eigenes Kind erzogen; der alte Hennig sprach noch immer mit, und der Major hörte nicht auf, seinen Rath zu befolgen. Noch mehr als das Alles verdroß aber die gnädige Frau die Liebenswürdigkeit des kleinen Hennig. Man durfte nur einen Blick auf die beiden Brüder werfen, wenn sie beisammen waren, um die Mutter sogleich der blindesten Partheilichkeit zu beschuldigen. Karl hatte eine recht anständige Stellung; aber er schien eine todte Bildsäule, wenn sein Bruder neben ihn hin trat. Hennig stand da, gleich dem Apoll, der den Python besiegt hat, mit freien, blitzenden Augen; und sah man das lachende, frohe Gesicht, die Rosenwangen, die seelenvolle Unschuld und den freundlichen Mund, so hätte man ihn für einen jungen Amor halten können.

Karl war nicht ohne Kopf, und hatte auch

Kenntnisse, vielleicht besser geordnete, als sein Bruder. Sprachen sie Beide, so hörte man an Karln, wie er sich bestrebte, ein Jüngling zu scheinen; an Hennig sah man gar kein Bestreben, und konnte ihn bisweilen sogar für kindischer halten, als er wirklich war. Aber zuletzt trug Hennig dennoch jedesmal den Sieg davon. Er überließ sich dem Feuer, das ihn wegriß, sprach mit Augen, Hand und Fuß, kurz, mit einer Leidenschaft, die oft Begeisterung, und in einem Tone, der Musik schien.

Karl sprach schnell, doch ohne Leben, in einem spitzen aber unkräftigen Tone, in geschliffenen aber kalten Ausdrücken; und dabei hatte er die eine Hand im Busen, die andre in der Westentasche. Hennig durfte mit seinem innigen Tone, mit den blitzenden Augen, dem begeisterten Gesicht, und den zusammenfallenden Händen nur einmal rufen: o mein Gott! so hatte er eine lange Rede seines Bruders besiegt. Karl hofmeisterte ihn fast unaufhörlich, wenn sie beisammen waren. Hennig hörte geduldig zu, und gab nach; wurde es ihm aber einmal zu arg, so ergriff er lachend seines Bruders Hand, und sagte: du schüttelst im-

mer den Kopf, wenn ich einmal einen Luftsprung, oder so etwas, mache. Weißt du wohl, Brüderchen, wann ein gutes Pferd immer den Kopf und die Ohren schüttelt? . . . Wann es sich zu schwach fühlt zu springen. — Kurz, die beiden Brüder liebten einander nicht, und kamen oft in förmliche Zänkereien.

Aber desto mehr hatte Hennig die Liebe seiner Schwester Emilie, so wenig diese sich das auch merken lassen durfte. Wenn es sich thun ließ, so gingen sie bei Seite, und dann fiel das kleine Mädchen dem Bruder mit zärtlichem Ungestüm um den Hals. Bisher war dem Knaben der Widerwille seiner Mutter gegen ihn unbekannt geblieben, weil der Major und Alle im Hause sich sorgfältig hüteten, ihn etwas davon merken zu lassen; aber jetzt entdeckte Emilie ihm mit kindischer Vertraulichkeit, daß Mama ihn gar nicht leiden könnte, und daß sie zu Hause immer auf ihn, auf den Onkel, auf die Tante, und auf Alle in Sollingen schimpfte.

Hennig wand sich aus Emiliens Armen, dachte mit trüben Augen nach, erinnerte sich an die unfreundlichen Blicke, die unaufhörlichen Vorwürfe seiner Mutter, und fand sehr bald,

daß es wirklich so seyn müßte, wie er jetzt von seiner Schwester hörte. Emilie, fragte er traurig, weißt du nicht, warum die Mutter mich nicht leiden kann?

Nein, das weiß ich nicht. Ich glaube, weil du gemauert hast, als du noch klein warest, oder . . . weil du bei dem Onkel bist, oder . . . Warte, ich will mich besinnen, lieber Hennig. Sie hat es einmal gesagt. Ich gab wohl Acht, weil ich dich liebe; aber recht behalten habe ich es doch nicht. — Jetzt fällt es mir ein. Weil sie dich geboren hat, sagte Mama. Nein, ich muß doch wohl nicht recht gehört haben; denn die Bonne sagt, alle Kinder müssen von ihren Müttern geboren werden. Und Karln hat die Mama ja auch geboren, und dem ist sie doch so gut, . . . so gut, wie ich dir. Nein, lieber Hennig, nicht weinen! Denke, ich wäre deine Mama; ich will dich desto lieber haben.

Hennig schüttelte traurig den Kopf, und sagte: ein Habicht ist ein blutgieriger Raubvogel; aber seine Jungen hat er lieb. Ich möchte nur wissen, was ich Mama gethan hätte! . . . Milchen, fuhr er schluchzend fort: wenn du einmal Kinder hast, so wirst du sie nicht verstoßen!

Emilie suchte ihn zu trösten, und sagte: sieh, Mama hat auch mich nicht halb so lieb, wie Karln, weil ich meine Bonne so lieb habe, und gleich weine, wenn Mama auf sie schilt, und weil ich ich mit Verwalters Christeln zuweilen spiele. Das soll ich nicht, weil ich ein Fräulein bin. Ach, ich habe mir schon manchmal gewünscht, daß ich ein Bauerkind seyn möchte.

Man kann denken, mit welcher Gewalt diese beiden, von Einem unnatürlichen Gefühle gedrückten, Kinderherzen sich nach dieser Unterredung an einander schließen mußten.

Der Knabe ging, sobald seine Mutter wieder abgereist war, zu seinem Onkel, wo er auch die Tante, Seibold und den alten Hennig antraf. Er warf sich in die Arme der Majorin, küßte ihre Hände mit ungewöhnlicher Heftigkeit, und brach auf einmal in ein lautes Weinen aus. Der alte Hennig sprang herzu, nahm ihn in seine Arme, und fragte, ob ihn sein Bruder etwa wieder beleidigt hätte. Bei meiner Seele, sagte er: so etwas ist es! Aber ich schlage dem Buben noch einmal seinen Puder in den Hirnschedel hinein. Meistert er nicht immer da den armen Kleinen, und stichelt auf ihn mit glatten

Worten und einem Honigsmaule so lange, bis ihm das Gift in der Brust sitzt?. Komm, Kleiner! Ich will dir den Goldfuchs satteln.

Der Major betrachtete den Knaben mit besorgten Blicken, und sagte: „den Goldfuchs, mein Söhnchen! Hennig soll mit dir reiten. Du mußt ihm nachsehen, lieber Junge; es ist dein Bruder."

Was ist dir? fragte Hannchen, und drückte den Kleinen an ihre Brust.

Meine Mutter haßt mich, antwortete der Knabe leise; Emilie hat es mir gesagt.

„Ich wollte, sie hätte dir sonst 'was gesagt, die Plappertasche! . . . Na, nun weiß er, was wir ihm so lange verschwiegen haben."

Plappertasche! wiederholte Seibold halb laut. — Freilich, nun weiß er es! setzte er leiser hinzu, und ging an das Fenster.

Laß sie dich hassen, rief der alte Husar; haben wir dich doch lieb, wie unser Leben.

Hassen? sagte Seibold; wer redet von hassen! Die Mutter hat ihn nur nicht so lieb, wie ihren Karl; und das ist ganz natürlich, weil sie ihm nicht ein Zehntheil so viel Gutes thun kann, wie ihrem Aeltesten. Da ist deine

Mutter (auf die Majorin zeigend); die hat dich erzogen, gebildet, und dir Gutes gethan. Deine Mutter liebt dich vielleicht nicht ganz so herzlich, wie wir; aber zwinge sie, daß sie es am Ende doch thun muß. Werde ein guter Mensch, daß sie Freude an dir erlebt. — Ich wollte doch, sie wäre hier, flisterte Seibold dem Major noch zu; mich sollte nur wundern, ob ihr Kuckuksherz die Thränen des Kindes aushalten könnte.

„Kuckuksherz?" erwiederte der Major leise: „ein Rabenherz, sagen Sie nur; eine Rabenmutter ist sie."

Man beruhigte den Knaben wieder, so gut man konnte, und Seibold zeigte ihm nun die Mittel, das Herz seiner Mutter zu gewinnen. Giebt sie es dir dennoch nicht, lieber Hennig, setzte er hinzu; so beweise der Welt, daß die Schuld nicht an dir lag. Mache, daß du die Liebe aller Menschen verdienst; dann wird Gott um deiner Tugenden willen der Mutter verzeihen, daß sie dich nicht liebte.

Hm! sagte Seibold nachher zu dem Major: das Schlimmste bei einem so unnatürlichen Handel ist, daß auch das Klügste, was

man

man dazu sagen kann, albern herauskommt; denn was kann man anders darüber sagen, als: schlag es dir aus dem Sinne!

„Wohl wahr!" antwortete der Major, und runzelte die Stirn. „Aber ist das nicht eine Rabenmutter? Sie zwingt gute Menschen, daß sie ihr Kind bitten müssen, seine eigene Mutter zu vergessen! Nein, zum Teufel! ich will hin. Schade, daß es bald Abend ist; sonst ritt' ich noch heute."

Am folgenden Morgen ließ er satteln, und sprengte nach Moorberg. Als er vor seiner Schwägerin stand, wußte er ihr erst eben so wenig etwas zu sagen, wie dem kleinen Hennig. Endlich aber rief er auf einmal, wie begeistert: „nein! und sollte es das letzte Mal seyn, das ich hier eingeritten wäre — in Gottes Nahmen! So wegreiten kann ich nicht wieder. Frau Schwägerin, der kleine Hennig ist so gut Ihr Sohn, wie Karl. Bis jetzt haben wir es dem Jungen verschwiegen, daß Sie ihn hassen; aber er hat es endlich gemerkt, und das Kind, das alle Menschen lieben, weil es ein Engel ist — das Kind steht nun da, und weint über seine Mutter. Hören Sie: über seine

Mutter! Nimmermehr kann Gott ohne Zorn ein Kind über die Grausamkeit seiner Mutter weinen sehen; oder ich müßte an ihm verzweifeln." Er sagte das halb zornig, halb mitleidig. Es schauderte ihn bei den Worten, und er wurde bald bleich, bald roth.

Frau von Halden sah ihn an, und erröthete. Ja, sagte sie endlich mit niedergeschlagenen Blicken; kann ich den Jungen denn lieb haben? Ist er nicht von lauter Menschen umgeben, die meine Feinde sind? . . . Da wird ihm seine Mutter, fuhr sie weinend fort, wie ein Geitzteufel, wie ein Unmensch geschildert. O, ich weiß es wohl!

„Wie? was?" fuhr der Major grimmig auf.

Von Ihnen sag' ich nicht, Herr Bruder, heulte sie mit zunehmender Erbitterung weiter fort. Aber ich sehe ja, wie Ihr Reitknecht mich haßt, und Ihr Hofmeister dazu, weil ich mich nicht mit ihm gemein mache, nicht jeden Bettler und Vagabunden ins Haus und an meinen Tisch kommen lasse, nicht jedes Hurkind wie mein eigenes aufziehe, meinen Kindern das Brot nicht vor dem Munde wegnehme, um es den Hunden vorzuwerfen. Da

setzen sie sich denn zusammen, sagen dem undankbaren, nichtsnutzigen Jungen, ich hasse ihn, und füllen sein schlechtes Herz mit Widerwillen gegen Vater und Mutter, gegen Bruder und Schwester. O, ich weiß es wohl!

Der Major war Anfangs halb starr vor Zorn, und schwieg. Endlich rief er: „Nein, das ist zu arg! zu arg! Gott gebe mir Geduld! Aber hören sollen Sie einmal meine Beichte, und dann will ich es Gott überlassen, Sie zu rühren, oder zu strafen, wie es sein heiliger Wille für gut findet. Hören sollen Sie; denn ich will meine Hände in Unschuld waschen. Ja, wenn wir Ihrem Sohne sagten (wovor uns Gott behütet hat): Junge, deine Mutter ist ein Geitzteufel; es wäre die reine Wahrheit. Wenn wir sagten: deine Mutter ist hart, grausam, unmenschlich; es wäre wieder die reine Wahrheit. Denn haben nicht alle Ihre Leute die Hölle bei Ihnen, von dem Hofmeister an, der Ihr Freund seyn sollte, weil er Ihre Kinder zu Menschen macht, bis auf den Küchenjungen? Hassen Sie nicht den Hennig, weil er Ihrem Karl, dem Hasenfuß, dem Taugenichts, im Wege steht? Lieber wollt' ich ja mein Ver-

mögen einem Goldmacher geben, ehe der Bube einen Ziegel von Sollingen haben sollte. Er kann tanzen, sich pudern und die Leute mißhandeln. Nun, ich sage ihnen voraus, er wird einmal auch seiner Mutter schlecht begegnen. Das wird er, bei dem großen Gott! Der Junge weiß ja schon nichts als Geld, und befehlen. Nicht einen Funken Menschenliebe hat er in der Brust. Sie ziehen ihn muthwillig zu einem Unmenschen auf; warum sollte er Sie denn lieben? Na, wir sprechen uns über den Punkt in ein sechs oder acht Jahren wieder. Dann sollen Sie wohl noch Ihre Arme nach dem verstoßenen Hennig ausstrecken! Und was Ihren Vagabunden betrifft — ich weiß wohl, auf wen das gehen soll, und weswegen Sie dem Seibold so feind sind. Weil er den kleinen Hennig lieb hat, und in Ihrer Gegenwart nicht wie ein Hund auf allen Vieren kriecht. Und das Hurkind? Gott im Himmel! hätte ich nur nicht so heilig versprochen, zu schweigen, Sie sollten von dem Kinde Dinge hören . . . Aber nur Geduld! es wird noch kommen! Jetzt bin ich fertig. Nur noch ein Wort. Hennig ist mein Erbe und mein Sohn. Uebrigens sehen

Sie uns nun als Fremde an, mich, meine Bettler, und das Hurkind dazu." Er stampfte auf den Boden, verließ eilig das Zimmer, schwang sich auf sein Pferd, und murmelte unterweges zu wiederholten Malen: „wart, ich will dich bei Hurkindern!"

Die Frau Kammerherrin war höchst erbittert; aber sie vergaß ihren Zorn beinahe vor Neugierde nach dem Geheimnisse in Absicht des kleinen Mädchens, das in Sollingen mit so zärtlicher Liebe erzogen wurde. Was für Dinge sollte sie hören! was sollte noch kommen! — Das Alter des Kindes fiel in die Reise des Majors und seiner Frau; auch glaubte sie Aehnlichkeit in einigen Zügen des Kindes und des Majors zu entdecken. Sie erkundigte sich nach den kleinsten Umständen bei der geheimnißvollen Reise nach Pyrmont, und bei der andren, von der ihre Schwägerin das Kind mitgebracht hatte. Jetzt erfuhr sie, daß der Major, ob er gleich fünf Monathe ausgeblieben, doch nur vier Wochen in Pyrmont gewesen war. Sie sah, daß es mit dem Kinde eine eigene Bewandniß haben mußte, der sie nur nicht auf die Spur kommen konnte. Die rich-

tige fiel ihr einige Male ein; aber sie sah dabei durchaus keinen Vortheil für Hannchen ab, und gab daher die Idee wieder auf, doch ohne deshalb ihre Neugierde fahren zu lassen.

Ueber den Zorn ihres Schwagers beruhigte sie sich bald; er hatte ja noch einmal feierlich versichert, daß Hennig sein Erbe seyn sollte, und sie wußte, wie heilig er sein Wort in jedem Falle hielt. Sie sah es sogar recht gern, daß der Umgang mit dem Major nun abgebrochen war; denn sie hatte bei jedem Besuche von und bei ihm den bittersten Verdruß gehabt. Alles in Sollingen hing mit Liebe an dem kleinen Hennig, und ihr Karl wurde übersehen. Auch Karl selbst, dem man zu Hause bei jeder Gelegenheit schmeichelte, bemerkte mit großem Verdrusse, daß sein jüngerer Bruder ihn beständig verdunkelte; er ging daher äußerst ungern nach Sollingen, und der völlige Bruch mit der dortigen Familie war ihm sehr angenehm.

Karl hatte das vierzehnte, und Hennig das dreizehnte Jahr zurückgelegt, als beide Familien sich trennten. Diese Trennung that übrigens nicht die heftige Wirkung auf den Ma-

jor, die Hannchen befürchtet hatte; und Seibold trug dazu bei, sie noch mehr aus seinen Gedanken zu bringen. Herr Oberstwachtmeister, sagte er; es giebt tausend Arten von Verbindungen zwischen den Menschen: Blutsfreundschaft, Verstandes-Freundschaft, Charakter-Freundschaft, Narrheits-Freundschaft, Schurkerei-Freundschaft, und so weiter. Mit Blutsfreundschaft fängt die Natur an; und das ist gut: denn fürs erste muß der Mensch etwas haben, an das er sich hängt, ohne zu wissen, warum. Dann kommt die Geschlechts-Freundschaft. Jüngling und Mädchen lieben einander, und man weiß bisweilen bei ihnen eben so wenig, warum, als bei Brüdern und Schwestern. Nun werden Herz und Kopf ausgebildet, oder verbildet, je nachdem es kommt; und dann fängt eine neue, oft heilige, ehrwürdige, Verwandtschaft an. Der Tugendhafte wird aller Redlichen, der Verständige aller Klugen Bruder. Mit Narren und Bösewichtern geht es eben so. Alle Narren sind Brüder; doch die Geburtsnarren suchen ihre Verwandten in der Narrheit nur in ihrem Stande auf. So kann ein ehrlicher Mann

näher mit einem treuen Hunde verwandt seyn, als mit einem Schurken, der auf zwei Beinen geht, und wenn er auch Eine Brust mit diesem Schurken gesogen hätte.

„Das ist nicht wahr, Seibold. Mensch bleibt Mensch. Sie gehen zu weit; das fühl' ich."

Meinen Sie nicht, daß der Androkles, von dem Ihnen Hennig neulich erzählte, den Löwen, der ihm Nahrung und Schutz gab, lieber gehabt hat, als seinen grausamen Herrn, der ihn zwang, in der Höhle eines wilden Thieres Schutz zu suchen?

„Ja, lieber gehabt hat! Aber davon ist die Rede nicht, sondern von Verwandtschaft."

Nun, und ist Liebe nicht die wahre Verwandtschaft? Haben nicht manche Leute Hunde, Katzen und Pferde lieber, als die besten Menschen? Die fühlen so etwas Katzenartiges in sich; wie wollte man das sonst erklären?

Der Major mußte am Ende zugeben, daß seine Verwandtschaft mit edlen und guten Menschen heiliger sey, als die mit seiner bösen Schwägerin. Er gewöhnte sich bald daran, nichts mehr von Moorberg zu hören oder zu sehen, und wurde vollkommen ruhig.

Auch Hennig gab seine Mutter und seinen Bruder auf, doch nicht Emilien, die er so herzlich liebte. Er klagte seinem Lehrer mit weinenden Augen, daß er sie gar nicht mehr sprechen könnte. — Hole die Büchse, Hennig! sagte Seibold; wir wollen hinüber nach Moorberg. Ich stehe dir dafür, du sollst sie alle Woche einmal sehen. Es sind zwei Meilen; und deine Schwester verdient wohl, daß du ein Paar Stunden nach ihr gehst.

Hennig war in einigen Minuten mit seiner Büchse wieder da, und ging nun mit Seibold nach Moorberg. Sie schlichen um den herrschaftlichen Garten her; und nicht lange, so zeigte sich Emiliens Bonne in der Allee. Hennig war in einem Sprunge bei ihr, sagte ihr, was er wünschte, und die Bonne ging, seine Schwester zu holen. Emilie kam mit funkelnden Augen, sank an ihres Bruders Herz, und führte ihn dann nach dem hintersten Theil eines Birkenwäldchens, wo sie völlig ungestört seyn konnten. Die Bonne blieb unterdessen in der Allee, welche auf die Gartenthür stieß, um ihnen ein Zeichen zu geben, wenn jemand käme. Im Birkenwäldchen setzten sich die Geschwister Arm

in Arm zu Seibolds Füßen nieder, und weinten mit einander. Sie schworen sich ewige unverletzliche Freundschaft, und redeten mit einander ab, sich jede Woche einmal an einem bestimmten Tage auf eben die Art zu sehen. Emilie küßte vor Freude dem guten Seibold die Hand, als sie hörte, daß er den Gedanken zu diesem Besuche gehabt hatte. Die Kinder plauderten mit einander, und Seibold erzählte ihnen dazwischen. Ehe sie es sich versahen, war eine Stunde verflossen, und sie mußten sich trennen.

Emilie, jetzt beinahe zwölf Jahre alt, war ein reitzendes Mädchen, und ihrem Bruder Hennig bis zum Verwechseln ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß sie eine viel zartere Gesichtsfarbe, und in ihrem Auge etwas Schwärmerisches hatte. Diese kleine Schwärmerei lag nicht nur in ihrem Blicke, sondern auch in ihrer Seele. Die Bonne, welche Emilien mit wahrer Zärtlichkeit liebte, war selbst nicht frei von Schwärmerei. Einsamkeit, der Druck, worunter sie lebte, und einige Bücher, ihre einzige Unterhaltung in Stunden der Muße, hatten ihren Kopf nach und nach mit Phantasieen von Freundschaft, Liebe, Natur und Treue angefüllt. Sie

selbst konnte die Romane nicht spielen, die sie im Kopfe hatte; aber sie that wenigstens, was in ihren Kräften stand: sie bildete Emilien nach sich, und erzählte ihr oft von Liebenden, die mitten im Elende, mitten unter den Verfolgungen harter Eltern, einander treu geblieben waren. Man kann also leicht denken, daß der Bonne sowohl als Emilien die heimlichen Besuche des Bruders Hennig sehr erwünscht seyn mußten. Beide hatten nun ihr Geheimniß; und besonders Emilie fühlte sich sehr glücklich, daß es ihr nicht länger an einer Liebe, einem Freunde, harten Eltern, Unglück und Thränen fehlte.

Die heimlichen Besuche, die Emilien so viele Freude machten, würden indeß doch bald wieder ins Stocken gerathen seyn, wenn nicht Seibold dabei zugegen gewesen wäre; denn was hätten die beiden kleinen Leute einander immer sagen sollen? Ewige Freundschaft hatten sie sich nun oft genug versichert; auch war von der Mutter Hasse gegen Hennig, und von ihrer Kälte gegen Emilien genug gesprochen. Jetzt mußte also der ältere Freund, Herr Seibold, anfangen, seine Rolle zu spielen. Er setzte sich zwischen

beide Kinder, und erzählte ihnen seine Schicksale. Als er nach einigen Wochen damit fertig war, und von Hennig noch immer gebeten wurde, an dem bestimmten Tage mit zu seiner Schwester zu gehen, dachte er darauf, diese Besuche für Emilien und seinen Zögling nützlich zu machen. Er fing an, das junge Mädchen zu unterrichten, brachte ein Buch mit, las daraus vor, sprach darüber, und suchte auf alle nur mögliche Art ihren Geist zu bilden. Bisweilen blies er auch mit Hennig die Flöte, und Emilie sang dazu; so verwandelten sich diese Besuche in kleine Lustpartieen, die Emilien, da ihr so selten eine Freude gemacht wurde, natürlicher Weise sehr angenehm waren. Die Besuche hatten noch nicht drei Monathe gedauert, so sah Emilie Seibolden mit eben dem Verlangen entgegen, wie ihrem Bruder; und auch Seibold, der ein großer Kinderfreund war, fand unvermerkt vorzügliches Wohlgefallen an dem liebenswürdigen Mädchen, das mit der unschuldigsten kindischen Unwissenheit des Verstandes schon das Gefühl der Jungfrau zu verbinden schien. Er freuete sich, zu der Bildung ihres Geistes etwas bei-

tragen zu können, besonders als er merkte, welche seltsame Ideen sie durch den Unterricht ihrer Gouvernante im Kopfe hatte; und Emilie selbst fühlte mit Vergnügen, wie viel sie in den Unterredungen mit ihrem Freunde Seibold lernte. Die Bonne war zuweilen die vierte Person in der kleinen Gesellschaft; und da sie fast täglich einige Stunden mit Emilien spazieren ging, so hatte niemand etwas Arges aus ihrer langen Abwesenheit vom Schlosse. Näherte sich auch einmal zufälliger Weise Jemand, so waren Hennig und Seibold in einer Sekunde über die Mauer weg und in dem Gebüsche.

Emilien würden diese Besuche schon darum interessant gewesen seyn, weil sie heimlich waren, und weil weder die Mama noch der Bruder Karl etwas davon wußten; aber bald heftete sich noch ein anderes Interesse an die süßen heimlichen Freuden. Die Kleine sah, daß sie von einem Manne werth gehalten wurde — von einem Manne, dem ihr Oheim die innigste Freundschaft und Achtung erwies. Sie war noch ein Kind; aber durch die Unvorsichtigkeit ihrer sonst guten Erzieherin wurde ihr Herz

schön durch eine Ahnung der Liebe gehoben. Freilich hatte sie noch keinen Gedanken an Liebe; aber es that doch ihrem Herzen wohl, daß ein Mann, der so viel wußte, der die Flöte so schön blies, der so edel war, und den alle Menschen so liebten — daß dieser Mann ihr vorlas, sie unterrichtete, mit ihr sang, und sie seine kleine Freundin nannte.

Das läßt sich leicht begreifen, wenn man den ersten Fäden der Empfindung in einem Mädchenherzen nachgespürt hat; daß Seibold aber nie daran dachte, wie vielen Schaden er dem Kinde dadurch that, daß er es an heimliche, der Mutter nicht bekannte Besuche gewöhnte, war ebenfalls sehr natürlich. Anfangs ging er nach Moorberg, um den Wunsch seines Lieblings, Hennigs, zu befriedigen; dann setzte er die Besuche fort, weil er glaubte, Emilien nützlich seyn zu können; und endlich bekam er selbst Interesse an dem kleinen gefühlvollen Mädchen. Nach einiger Zeit bemerkte er, daß in ihrem Köpfchen schon Romanideen saßen, und wollte sie wegschaffen. Er sprach mit Emilien, und zwar sehr vorsichtig; dann machte er die Bonne aufmerksam auf die Phantasieen des

Kindes. Aber, indeß er glaubte, daß es ihm recht gut gelänge, diese Phantasieen auszurotten, schuf er selbst in der Seele des Kindes eine neue Welt voll Bilder, in welcher er die Hauptfigur war; und seine seltsamen Schicksale, seine ehemalige ungebundene Art zu leben, machten, daß er das Ungewöhnliche, ja selbst das Schädliche, in diesen heimlichen Zusammenkünften nicht bemerkte. — Der Winter unterbrach diese Besuche nicht gänzlich. Man sprach einander auf verabredeten Spaziergängen, und Emilie hängte sich mit der Innigkeit eines Kindes immer fester an ihren Freund Seibold.

So war ein Jahr vergangen, und Seibold fand nichts mehr dabei zu erinnern, wenn der Major einmal mit krauser Stirn sagte: „Toffel ist nun doch einmal mein Bruder." Er billigte es sogar, als der Major einmal wieder nach Moorberg reiten wollte, weil der Bruder Toffel ein Fieber hatte. Nehmen Sie doch, sagte er, auch den kleinen Hennig mit, Herr Oberstwachtmeister. Und du, sey ja recht artig gegen deine Mutter! Grüß Emilien. O, die Emilie, Herr Oberstwachtmeister, ist ein wahrer Edelgestein. Schade, daß sie dort drüben seyn

muß! Sie glauben nicht, was aus dem Kinde zu machen wäre!

Das war dem Major genug gesagt. Er ritt hinüber, und fand Emilien gerade, wie Seibold sie ihm beschrieben hatte. Sie flog mit inniger Herzlichkeit in Hennigs Arme und an die Brust ihres Oheims, fragte sogleich nach ihrer lieben Tante, nach dem alten Hennig, nach dem edlen Seibold, und war dabei in solcher Begeisterung, daß dem Major das Herz vor Freude klopfte, und daß er über die Tochter nicht mehr an die Mutter dachte.

Die Mutter hatte in dem verflossenen Jahre den Gedanken gehabt, daß der Major, wenn er fortführe, sie und ihren Karl zu hassen, wohl gar auf den Einfall kommen möchte, ihr bei seinem Tode den allerschlimmsten Streich zu spielen. Er könnte ja, dachte sie, Hennigen zu seinem Erben einsetzen, ohne ihm dadurch seine Rechte auf die Erbschaft von seinem Vater zu nehmen; und einige in Ruf stehende Advokaten, bei denen sie sich Raths erholte, machten diese Besorgniß bei ihr noch stärker. Sie berief sich zwar auf des Majors Wort und Testament; allein man erinnerte sie, daß ein

zweites

zweites Testament das erste ungültig mache. Kurz, sie fand, daß sie den Major wieder versöhnen müßte. Als er nun nach Moorberg kam, gab sie Karln in aller Geschwindigkeit einige Regeln, wie er sich betragen sollte. Nein, Mama, erwiederte Karl: ich kann dem Onkel und meinem Bruder unmöglich schmeicheln; sie sind mir Beide unerträglich. — Bedenke doch, mein Sohn, sagte die Mutter, ihm liebkosend, daß dein Glück in den Händen des Onkels steht. Ich kann den Grobian eben so wenig leiden, wie du; aber du sollst sehen, wie ich ihm begegnen werde. — Sie hatte lange zu reden, ehe sie ihren Sohn überzeugen konnte, daß es so wäre. Endlich aber gelang es ihr; und Karl betrug sich nun um so freundlicher, da sein Onkel ein fürchterlicher Mann für ihn war.

Die Mutter empfing ihren Schwager mit lauter Freude. Einen solchen Empfang hätte der arglose Major nicht erwartet. Er überließ sich nun gänzlich seiner Gutherzigkeit, drückte seinen Neffen zärtlich an seine Brust, und fand nach einigen Minuten, daß Karl sich sehr zu seinem Vortheile geändert hätte. „Recht, lieber Junge,“ sagte er; „nun bist du ein Mensch!

Sieh, was sollte auch der dumme gnädige Herr Onkel? Deines Vaters lieber Bruder bin ich, dein lieber Onkel, wie du mich jetzt nennst; und du bist mein lieber Karl, meines guten Vaters Enkel." Die Schwägerin vollendete die Täuschung; sie erzählte dem Major, und zwar listig genug in klagendem Tone, daß Karl alles weggäbe, was er hätte, die Domestiken, wenn sie Fehler begingen, vertheidigte, jeden Bauer in Schutz nähme, und so weiter. — „Das thut er?" rief der Major, und küßte seine Schwägerin mit großer Freude; „das thut er, Herzensschwester? Nun, so hab' ich dem Jungen schweres Unrecht gethan. Gott vergebe es mir! Wahrhaftig, ich finde hier das ganze Haus umgeändert. Sehen Sie, liebste Schwester, lassen Sie mich jetzt so sagen! Verstand haben Sie von Gott genug bekommen, um einzusehen, daß . . . Doch still davon! Sie werden nun selbst finden, daß Menschlichkeit eine Brücke ist, wie Seibold sagt, die das Herz von dieser in jene Welt bauet; daß Menschenliebe und Hoffnung des ewigen Lebens Bild und Ueberschrift auf einer und derselben Münze sind: wer die Vorderseite, Menschenliebe, nicht hat, dem

fehlt auch die Rückseite, die Ueberschrift: Hoffnung. Nicht wahr, liebe Schwester, Sie finden jetzt, daß alles Andere, nehmlich Reichthum und Rang, Narrenspossen sind, nur die Bonbons, die Devisen, die man zur Spielerei, nicht zum Sattessen, mit auf die Tische setzt, nur, wie Seibold sagt, ein gemahltes Feuer im harten Winter, und, wie die Bibel sagt, ein Fallstrick für die Menschen."

Die Frau Kammerherrin gab ihm vollkommen Recht, und der arglose, gutherzige Major hatte dabei auch nicht eine Ahnung von ihrer Heuchelei. Zwar fiel ihm die schnelle und gänzliche Umänderung wohl auf; allein das störte ihn nicht in seinem fröhlichen Entzücken. — „Wurde doch," sagte er vor sich, „aus dem Saulus in einem Augenblick ein Paulus. Warum nicht auch hier?"

Der kleine Hennig blieb zu großer Verwunderung des Majors kalt gegen seinen Bruder, so viele Mühe sich dieser auch gab, seine Liebe zu gewinnen. Der Major nahm ihn in einen Winkel, und schalt auf seine üble Laune. „Vergeben und vergessen, Hennig! Höre, wenn Seibold wüßte, daß du so steif

da stehst, wie eine Wachspuppe, der würde dich . . .! Denk' an die fünfte Bitte, mein Söhnchen!" — Hennig drückte seinem Onkel die Hand, blieb aber noch immer so steif und kalt wie vorher. Sehr natürlich. Die kleine Emilie hatte geplaudert. Der Heuchler! flisterte sie ihrem Bruder zu; Mama hat ihm gesagt: der Onkel hat dein Glück in Händen; und nun sieh nur, wie er um den Onkel her schmeichelt!

Diese Entdeckung erregte in Hennigs Brust neben dem Widerwillen gegen seinen Bruder auch eine tiefe Verachtung. Er hatte gar keinen Begriff davon, wie man um einer Welt willen Jemanden auch nur ein verbindliches Wort sagen könne. In wie fern seines Bruders Glück von dem Onkel abhinge, begriff er eben so wenig: denn er hatte noch nie an künftiges Vermögen gedacht, so fertig er auch rechnete; indeß seines Bruders Glück stand in des Oheims Händen: mehr brauchte er nicht zu wissen, um Karls Heuchelei zu verschweigen, und bei allen Vorwürfen des Onkels nur die Achseln zu zucken.

Die Frau Kammerherrin fühlte, daß ihr neuer Sieg so lange ungewiß bleiben würde,

als Hennig noch in Sollingen wäre. Sie setzte sich daher zu dem Schwager, und fing an, über ihre Söhne mit ihm zu sprechen. Ich denke, sagte sie, nach gerade oft mit Unruhe daran, was die Vorsehung aus meinen beiden lieben Söhnen einmal machen wird.

„Die Vorsehung," erwiederte der Major, „hat darum den Kindern Eltern gegeben, daß die aus ihnen redliche Menschen machen, und ihnen über die Wahl eines Standes rathen sollen."

Das meine ich eben, lieber Bruder! — Und nun hielt sie dem Soldatenstand eine lange Lobrede, die sich mit den Worten schloß: mein Aeltester ist zu schwächlich zu einem Soldaten, sonst sollte er je eher je lieber in Dienste gehen. Aber mein guter Hennig — dem haben Sie, lieber Bruder, eine Erziehung gegeben, die einmal einen tüchtigen Soldaten aus ihm machen muß. Er reitet, er ficht, er . . .

„Soldat soll er nicht werden!" sagte der Major trocken; „dazu habe ich meine guten Gründe."

Aber, lieber Bruder, ich dachte . . . Doch Ihre Gründe werden vernünftig seyn. Ich dachte, weil Sie selbst gedient haben . . .

„Eben deswegen, Frau Schwester, kenne ich das Wesen anders, als Sie. Soldaten müssen seyn; und wenn das liebe Vaterland angegriffen würde, so wollt' ich selbst noch einmal mitziehen, und sollte ich auch die Flinte nehmen. Aber sonst . . .! Es ist kein schwererer Stand in der Welt; das habe ich wohl gefühlt. Subordination ist nöthig. — Wenn sie einen Menschen, der sich in dem Punkte vergangen hatte, arkebusirten, so schwamm mein Herz zwar in Thränen, und ich wünschte: wärest du doch todt; aber ich schwieg, und dachte nur: es muß seyn! Doch, Dank dir, lieber Gott, daß es in deinem Himmel keine Subordination, keinen Unfrieden, keinen Streit mehr giebt. Erbarme dich der Seele des Unglücklichen, und vergieb uns, daß wir ihn aus der Welt schaffen müssen! . . . Sehen Sie, Frau Schwester, zur Subordination ist der Hennig gar nicht erzogen; da paßte Karl tausendmal besser. Aber, wenn das auch nicht wäre — ich wollte, Sie sähen einmal ein Schlachtfeld, auf dem man selbst mit dem Säbel thätig gewesen ist! Wenn die Arbeit gethan war, — großer Gott! großer Gott! können das deine Kinder! — wenn ich den blu-

tigen Säbel abgewischt hatte, . . ." — Er schüttelte den Kopf, und fing heimlich an zu weinen. — „Nein, Gott bewahre den Hennig, daß er nicht sieht, was ich hundertmal habe sehen und fühlen müssen! Einen Menschen, ein Ebenbild Gottes, meinen Bruder, vom Pferde zu hauen! Ach!"

Ei, es sind ja aber doch Feinde, lieber Herr Bruder; und der Fürst, oder der König, wenn man d e m dient, befiehlt es.

„Hm! hätte mein Vater ein Paar Meilen weiter gegen Mittag gewohnt, so wären es Freunde, und der Kaiser beföhle es. Es waren Feinde, freilich; aber doch Menschen! Und wissen Sie wohl, was ich allemal heimlich betete, wenn der alte Oberste sein „vorwärts, Marsch, in Gottes Nahmen!" rief? Lieber Gott, betete ich, sey doch so gnädig, der ersten Kanonenkugel ein Billet auf mein Leben zu geben! (Sehen Sie, die Soldaten sagen immer: jede Kugel hat ihr Billet; ob das gleich nicht wahr ist, wie der Stabsprediger es mir oft erklärt hat.) Nun, es sollte nicht seyn, und es war gut: denn jetzt kann ich doch wieder schlafen, ohne daß die Ster-

benden um mich her winseln und seufzen; in den ersten drei Jahren nach dem Kriege konnte ich das nicht. Hätte ich das alles in meiner Jugend so gewußt, ich wäre nicht in des großen Königs Dienste gegangen, sondern ruhig in dem Lande unsres Fürsten geblieben. Nein, nein! Hennig soll kein Soldat werden, ausgenommen, wenn es noth thäte, wenn es an Vertheidigern des Vaterlandes fehlte; dann müßte er."

Frau von Halden schwieg; denn von der tiefsten Rührung bis zu dem höchsten Zorne war bei dem Major nur ein Schritt, und er konnte nie leichter heftig werden, als wenn ihm Thränen in den Augen standen, oder wenn er Beklemmung in seinem Herzen fühlte. Auch dieser Plan, Hennigen zu entfernen, war verunglückt. Sie mußte sich also gänzlich auf sich selbst und auf ihren Karl verlassen. In der That gelang es heute Beiden, sich die Gunst des Majors in einem hohen Grade zu erwerben; denn er glaubte eher an alle Laster der Menschen, als an Heuchelei, diese tiefste aller Niederträchtigkeiten, von der sein argloses Herz sich gar keinen Begriff machen konnte. Er war zufrie-

den mit Karln, mit der Schwägerin, und mit seinem Bruder. Um ihn noch mehr zu gewinnen, ließ man den Hofmeister und die Bonne mit am Tische essen, und sprach mit Beiden sehr artig.

Als Emilie sah, daß ihre Mutter gegen den Onkel so freundlich und gefällig war, entwarf sie einen Plan, dieses gute Vernehmen zu ihrem Vortheile zu nützen. Sie äußerte bei einem Spaziergange mit dem Major den Wunsch, einmal einen Monath lang bei ihrer Tante zu seyn. Lieber Onkel, sagte sie, ich sehe meinen Bruder Hennig und die Tante so selten. Und das kleine Hannchen muß nun auch schon recht groß werden. Ach, ich möchte wohl einmal recht lange in Sollingen seyn! Und Herr Seibold ist so gut, und ich habe ihn so lieb.

„Nun, Milchen, so komm mit!" sagte der Major.

Ja, erwiederte Emilie, mit heimlichen Blikken; Onkel muß es aber der Mama sagen. Wenn ich es sage, so erlaubt sie es nicht. Und dann muß Onkel die Mama bitten, daß sie auch Karln mit nach Sollingen gehen läßt. Karl kommt zwar nicht mit, das weiß ich; aber desto leichter wird Mama erlauben, daß ich hin darf.

Der Onkel lächelte darüber, daß er bei einer solchen Kleinigkeit so umständlich zu Werke gehen sollte; aber Emilie wußte wohl, was sie bat, und erinnerte den Onkel noch einmal, ja um Karln, und erst dann, wenn Mama Nein sagte, um sie zu bitten.

„Höre, Milchen," sagte der Major; „du gehst ja mit deiner Mutter um, wie mit einem Feinde. Das ist nicht recht, mein Töchterchen! Hübsch gerade heraus mit deinen Eltern!"

Lieber Onkel, mit Ihnen wollte ich immer gerade herausgehen, Ihnen wollte ich alles in der Welt sagen, alles, was mir die Bonne anvertrauet; aber mit Mama ist das nichts. Machen Sie es anders, lieber Onkel, so komme ich nicht mit; und ich wollte doch so gern einmal zu Ihnen, weil ich Sie Alle in Sollingen so lieb, ach! so herzlich lieb habe.

„Hast du? Nun, ich will es so machen, wie du sagst, liebes Milchen." Der Major bat seine Schwägerin, ihm Karln auf einen Monath mitzugeben. Sie wurde verlegen, und brauchte Entschuldigungsgründe, die augenscheinlich aus der Luft gegriffen waren; denn sie wußte nur allzu gut, daß Karl bei dem

Major nicht acht Tage lang in seiner heutigen Rolle bleiben könnte. Um nur los zu kommen, schlug sie von selbst Emilien vor, und die Kleine sagte ihr Ja in einem Tone, als ob ihr wenig an dieser Reise gelegen wäre.

Der Major dachte: „lieber Gott! ist es möglich, daß eine Mutter das Vertrauen ihres Kindes so verlieren kann!" Emilie bekam von ihrer Mutter einige Verhaltungsregeln, und fuhr dann nach Sollingen. Die Bonne mußte zu Hause bleiben, so gern sie auch mitgereist wäre; denn die Frau von Halden trauete ihr nicht. Emilie klatschte in die Händchen, so wie sie Moorberg nur im Rücken hatte, und sprang freudig in die Arme ihrer Tante, als sie in Sollingen aus dem Wagen stieg.

Seibold war sehr vergnügt, als er das Mädchen wiedersah, dem er, weil es mit solcher Begeisterung, mit solcher mädchenhafter, und doch so kindlicher Innigkeit an ihm hing, so nützlich seyn konnte. Der Major übergab ihm Emilien, mit der Bemerkung: „Sie haben einen Zug aus der Seele des Kindes wegzuschaffen, der mir gar nicht gefällt. Denken Sie nur! sie macht schon Kabalen gegen ihre Mutter." —

Das kommt von dem Romanenlesen ihrer Gouvernante, antwortete Seibold sehr treuherzig; dadurch ist die Phantasie des Kindes in Bewegung gesetzt; aber ich stehe Ihnen dafür, Herr Oberstwachtmeister, Emiliens Herz ist ohne Flecken. Doch heraus muß der Zug, da haben Sie Recht. Es wäre Schade, wenn nicht auch in dem Köpfchen der Kleinen die beste Ordnung wäre! Ich danke Gott, daß sie hier ist. Nun hoffe ich, die Romanenideen von Liebe, Treue und dergleichen wohl wieder wegzuschaffen.

Diese Versicherung gab Seibold mit der gutherzigsten Zuversicht. Was würde er aber gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß eben Er die Ursache von Emiliens Hierseyn war, daß eben Er eine so große Rolle in ihrem Köpfchen spielte! Er nahm sich vor, den Monath, den Emilie in Sollingen bleiben sollte, recht zu nützen, und sie war daher vom frühen Morgen bis in den späten Abend bei ihm. Ueber sie versäumte er sogar den Unterricht seines Hennig. Er ging mit ihr spazieren, suchte sie dabei auszuholen, und fand bald, daß die Romanenideen bei ihr tiefer und fester saßen, als er vorher dachte, und daß in ihrem Kopfe schon tausend Begriffe

waren, die er noch nicht darin vermuthete. Sie hatte die Bücher ihrer Bonne mit Begierde gelesen. Freilich gab ihre Unwissenheit in anderen Stücken und ihre Unschuld allen ihren Vorstellungen ein eigenes Kolorit, so daß man diese leicht für Einfälle eines Kindes hätte halten können; aber ein so theilmender Beobachter wie Seibold mußte in dem Grunde ihrer Phantasie die Wahrheit dennoch entdecken. Sie dahin zu bringen, daß sie diese Gefühle und dunkeln Vorstellungen vergäße, das war, wie Seibold bald merkte, unmöglich. Es blieb ihm also nichts übrig, als ihre Gefühle zu entwickeln, ihre dunkeln Vorstellungen aufzuhellen, und ihr zu zeigen, daß es bloße Träume wären, deren Wirklichkeit sie in der Welt nicht erwarten dürfte. Er that richtig, was geschehen mußte, wenn dieses schon in so jungen Jahren empfindende Herz nicht spät oder früh ein Raub der Sinnlichkeit werden sollte; nur hätte es ein Anderer thun sollen, und nicht Er, der selbst der Gegenstand dieser dunklen Sehnsucht, dieser Wünsche und Träumereien war. Er sprach mit Emilien, und, weil diese Art von Unterredung es nothwendig machte, wie mit einem erwachsenen Mädchen.

Diese Auszeichnung blieb von ihr nicht unbemerkt; sie fühlte sich durch Seibolds Vertrauen sehr geehrt, und gab sich nun alle Mühe, in diesem Verhältnisse mit ihm zu bleiben.

Um nun ja kein Kind mehr zu scheinen, that sie, als verstände sie Alles, was Seibold ihr sagte. Manches, was sie verstand, beantwortete sie, so gesetzt sie nur konnte; und das Andre ließ sie hingehen, ohne etwas zu erwiedern. Sie versprach, alles zu thun, was er von ihr verlangte, sich nach allem, was er sagte, zu richten, und dachte nicht einmal daran, es verstehen zu wollen. Es war ihr nur darum zu thun, ihm groß und verständig zu scheinen; und sie schien ihm wirklich so: das merkte sie an der zutraulichen Güte, mit der er sie behandelte. Er glaubte Alles ganz vortrefflich gemacht zu haben, und gab ihr die Hand darauf, daß er immer ihr Freund, ihr Rathgeber seyn wollte.

Emilie war sehr zufrieden; sie fühlte sich nun mit Stolz über andre Kinder hinweg gehoben, da sie die Freundin eines Mannes, und eines edlen Mannes, war. Jetzt hängte sie sich, selbst stärker als ihr Gefühl es ihr gebot, an Seibold, um ja seine Freundschaft durch

Kälte nicht wieder zu verlieren. Sie hatte nun, als seine Freundin, einen ihr in der That fremden Charakter zu behaupten: den Charakter eines erwachsenen Mädchens; und sie hielt ihn mit vieler Ueberwindung.

So wenig auch Seibold bei diesem Handel dachte, so hätte er dennoch kein Mensch seyn müssen, wenn ihm die kleine Emilie durch ihre innige, seelenvolle Anhänglichkeit nicht interessant geworden wäre. Was er für sie empfand, schien ihm eine reine väterliche Liebe zu seyn; aber in diese Liebe mischten sich zugleich ein seltsames, scheues, zartes Gefühl und eine Höflichkeit, die ihn hätten aufmerksam machen müssen, wenn er sich ihrer deutlich bewußt, und nicht so fröhlich leichtsinnig gewesen wäre.

Ein Blick von ihm, ein kleiner Wink mit den Augen, war hinlänglich, Emilien dahin zu bringen, daß sie ihre liebste Beschäftigung unterbrach, und nur auf ihn ihre ganze Aufmerksamkeit heftete. Verließ er das Zimmer, so ging auch sie einen Augenblick nachher hinaus, und suchte so lange, bis sie ihn gefunden hatte. Beim Spazierengehen faßte sie seine Hand, und ließ sie nicht los, der Weg mochte so schmal

werden, wie er wollte; und das alles nannte sie, wenn der Major sie bisweilen mit Seibold neckte: Dankbarkeit.

Bester Onkel, sagte sie; ja, ich habe auf der Erde niemanden lieber, als den guten Seibold. Er ist mein Lehrer, mein Freund, mein Rathgeber; und wenn ich einmal gut werde, so habe ich es ihm zu verdanken.

Das fand der Major sehr lobenswerth. Er küßte Emilien dafür, und sagte: „habe du ihn nur lieb; wir lieben ihn Alle. Und Gott gebe, daß einmal dein künftiger Mann ein Mensch ist, wie Seibold!" Niemand dachte daran, daß diese und ähnliche Aeußerungen Gift für das Herz des Mädchens seyn könnten. Sie erregten freilich Anfangs keinen eigentlichen Gedanken bei Emilien; aber sie schärften ihre Gefühle, aus denen zuletzt Gedanken, sogar Vorsätze und Entschlüsse, wurden. Ihre Bonne sprach, wie schon erinnert worden ist, von nichts öfter und bitterer, als von dem Ahnenstolze, weil sie von dem so viel zu leiden hatte. Sie gab sich alle Mühe, Emiliens Herz gegen diesen so gewöhnlichen Fehler zu sichern, und ging in ihrem Eifer wohl oft ein wenig zu weit. So erklärte sie, zum Beispiel, die

Miß-

Mißheirathen für Beweise von Verstand, von einem edlen, sich über elende Vorurtheile weg- setzenden Herzen; sie sprach davon so oft, bis ihre Schülerin begriff, was sie meinte und was sie andeuten wollte. Es war also natürlich, daß Emilien bei den Worten ihres Oheims: „Gott gebe, daß einmal dein künftiger Mann ein Mensch ist, wie Seibold!" jene Aeußerungen über Mißheirathen wieder einfielen, und daß der Gedanke: du könntest ja einmal Seibolds Frau werden! bei ihr so klar wurde, wie er in der Seele eines Kindes werden konnte. — Kurz, in Emiliens Brust setzte sich der zarte Keim einer Liebe an, der um so schneller wuchs, da jedermann in Sollingen ihn recht absichtlich zu pflegen schien.

Seibold war den ganzen Tag bei ihr, las ihr vor, unterrichtete sie, lehrte sie die Harfe spielen, hatte sie dabei zwischen seinen Knieen vor sich stehen, hielt sie in seinen Armen, nahm sie auf seinen Schooß, wenn sie fleißig gewesen war, und küßte sie, wenn sie ihm mit Kinder-Unschuld die Wange streichelte. Er gab ihr alle ihre Liebkosungen wieder, weil er nicht wußte, wie viel sie ihm gab. Der Om-

kel und die Tante neckten sie unaufhörlich mit ihrem lieben Seibold, den sie nie verließ, und gaben ihr den Rath, sich an ihn schmieden zu lassen, damit sie ihn immer behielte. Der kleine Hennig zankte sich mit ihr in Scherz darüber, daß sie ihm Seibolds Liebe und nun auch seinen Unterricht entzöge. Kurz, es ging Allen in der Sollingischen Familie, wie es tausend Müttern mit ihren Töchtern geht: sie wußten nicht, was sich in dem Herzen des Mädchens regte. Emilie hatte aufgehört ein Kind zu seyn, und man hielt sie noch immer dafür.

Auch in ihren Kenntnissen machte sie unglaubliche Fortschritte; denn Seibolds Liebkosungen waren ja der Preis ihres Fleißes. Sie schrieb Aufsätze, die Seibold der Majorin mit Erstaunen zeigte; man bewunderte Emiliens hohes Gefühl in diesen Aufsätzen, ohne nur einmal auf den Argwohn zu fallen, daß etwas Besonderes ihre Seele mit einer solchen Begeisterung füllen müsse.

Der Monath war verlaufen. Der Major erhielt von der Mutter noch einen Monath, dann wieder einen, und endlich ein ganzes Jahr. Er und alle Menschen im Hause wußten zu-

letzt nicht, wen sie mehr liebten: Emilien oder den kleinen Hennig; jeder aber wußte, daß Emilie nur Seibolden liebte: denn in der That schien sie allen Anderen nur deshalb freundlich zu begegnen, weil Seibold es wollte.

Seibold las mit ihr historische Schriften, vermied alle Dichter, und verbot ihr sogar, einen zu lesen. Emilie befolgte seinen Willen, so sehr es sie auch schmerzte, daß sie nicht genießen sollte, was ihr aus einigen von Hennig vorgelesenen Stücken, und aus der Erinnerung (denn ihre Gouvernante hatte schon Dichter mit ihr gelesen) so äußerst reitzend war. Aber was bedurfte ein Herz, in welchem die Liebe so mächtig aufwuchs, eines Dichters? Hennigs Styl blieb prosaisch, so viele Verse er auch las; und Alles, was Emilie schrieb, war Poesie, ob sie gleich nicht Einen Dichter in die Hand nahm. Seibold fürchtete den romantischen Schwung ihres Kopfes, dessen Ursache ihm verborgen blieb, und gab sich daher Mühe, ihren Charakter zu befestigen. Er suchte einen edlen Stolz in ihr zu erwecken, der das Leben wie eine Armseligkeit verachtet, und nur die Erfüllung der Pflicht anerkennt;

er erregte bei ihr allmählich tiefen Abscheu vor dem Genusse der groben Sinnlichkeit; er stellte es ihr als das höchste Glück vor, Herr seiner selbst zu seyn, sich nicht von seinen Gefühlen, noch weniger von seiner Sinnlichkeit, von Schmerz und Freude, beherrschen zu lassen. Der weichlichen Schwärmerei in ihrer Seele suchte er ein Gegengewicht in der stolzesten Größe zu geben. Er las ihr die Geschichte der Arria, der Portia, aller großen Römerinnen und Griechinnen vor. Was diesen ihr Vaterland gewesen war, dazu machte er bei Emilien die Pflicht, die Tugend; und sie fing von diesem Tage an, kalt, einfach zu werden: freilich in Kleinigkeiten, in Kindereien; aber was sie übersehen konnte, nahm den neuen Charakter an, den Seibold ihr geben wollte. Sie putzte sich nicht mehr: denn sie dachte an die Mutter der Gracchen; sie weinte nicht mehr: denn die edelsten Römerinnen hatten bei Leiden keine Thräne vergossen; sie bestrebte sich, einfach und kurz zu reden: denn auch die Spartanerinnen hatten das gethan.

Selbst dieser Stolz, diese Kälte, wurde eine neue Flamme in ihrem Herzen, und so

betrog sie Seibolden aufs neue. Sie war stolz geworden, um jedes Hinderniß ihrer Liebe zu verachten, erhaben über Schmerz und Freude, um ihrem Freunde treu zu bleiben, kalt gegen das Meiste, weil es nicht zu ihrer Liebe gehörte. Seibold erstaunte über die Gewalt, die das Mädchen über sich selbst hatte.

Endlich kam der Tag der Trennung, so lange er auch verzögert war. Schon drei Tage vorher war der Major sehr ängstlich, weil er sich vor den Klagen des Mädchens fürchtete. „Gieb Acht," sagte er zu Hannchen; „es geht nicht gut, wenn Emilie von dem Seibold weg soll!" Der Morgen war da. Emilie kam mit verweinten Augen und bleich zum Vorschein. Seibold faßte ihre Hand, und sagte: es thut dir weh, Emilie, daß du uns verlassen sollst; aber es ist deine Pflicht. Mehr habe ich dir nicht zu sagen. — Emilie sah ihn starr an, und ihre Thräne blieb im Auge stehen. Sie sprach ernst, aber doch freundlich, mit ihrem Oheim. Als der Wagen vor das Haus fuhr, brach einige Male ein weinender Ton durch ihre Worte; und dennoch hielt sie sich wieder. Adieu! rief sie auf einmal, sprang

die Treppe hinunter in den Wagen, und rief dem Kutscher zu: fort! geschwind!

Alle im Zimmer sahen einander mit großen Augen an, und der Major sagte: „wahrhaftig! Seibold, Sie haben das Mädchen zu einem Manne gemacht, ohne an ihrer Seele etwas zu verderben." Seibold hatte sich an Emilien so gewöhnt, daß er die ersten Tage nach ihrer Abreise ganz zerstreuet und wie verlassen umher ging. Wenn der Major neckend zu Hannchen sagte: „er ist eben so verliebt in Emilien, wie sie in ihn;" so antwortete Seibold: ja, Herr Oberstwachtmeister, ich habe nie einen Menschen so zärtlich geliebt, wie dieses Kind; aber Sie glauben auch nicht, welch eine große Seele in unsrer Emilie wohnt.

Frau von Halden hatte ihre Tochter nun seit einem Jahre nicht gesehen; denn sie kam nicht nach Sollingen, unter dem Vorwande, daß sie das Fahren nicht vertragen könnte, doch eigentlich, um die ehemalige Kammerjungfer nicht Frau Schwägerin nennen zu dürfen. Emilie war nun vierzehn Jahre alt; man hätte sie aber für funfzehnjährig angesehen: so ausgebildet waren jetzt alle ihre Züge. Die

Mutter erstaunte, als sie Emilien wiedersah, deren Gang etwas Edles, deren Stellung etwas Großes, und deren Gesicht etwas Stolzes bekommen hatte. Ihr war vor dem ersten Anblick ihrer Tochter sehr bange gewesen. Nun sollst du sehen, sagte sie in den letzten Tagen vor der Ankunft zu ihrem Manne, welch ein Bauermädchen die Emilie seyn wird! Zwei Jahre lang werde ich an ihr zu predigen haben, ehe man es ihr wieder ansieht, daß sie keine Pastorentochter oder noch etwas Gemeineres ist! — So hatte sie geklagt; und nun trat Emilie so edel in das Zimmer. Sie konnte ihr Vergnügen darüber nicht verbergen, und sagte: Ih! willkommen, liebes Mädchen! Mein Gott, Herzens-Kind, du bist ja wahrhaftig so schön geworden, wie die Venus. Ei, mein Himmel! welch einen Gang hat das Mädchen! wahrhaftig, wie eine Königin! Hat denn der Schwager einen Tanzmeister da gehabt? Dreh dich doch einmal um! Aber, lieber Mann, so sieh doch her! du bist ja Vater! — Wahrhaftig, flisterte sie halb laut; das Mädchen ist ein wahrer Engel! — Aber Emilie! deine Hände! Hat dir denn

der Geitzhals, hätte ich bald gesagt, der Onkel, nicht einmal Handschuhe gehalten? Herr Gott, deine Arme sind ja braun von Sonnenbrand! Das dacht' ich wohl! Aber wie vollständig das Mädchen geworden ist! Wahrhaftig Milchen, nun muß ich bald aufs Brautbett denken.

So zufrieden die Mutter Anfangs auch gewesen war, so unzufrieden wurde sie nachher, als sie Emilien näher beobachtete. In das Mädchen war der Geist des Widerspruches gefahren, und eines sehr wunderlichen, mit dem sie nichts anzufangen wußte, der sie erbitterte, und doch zugleich furchtsam machte. Emilie verwarf z. B. gewisse Kleidungsstücke, und trug sie nicht. Fragte die Mutter: warum; so gab Emilie den Grund davon sehr ruhig an. Nun schalt die Mutter nach ihrer Gewohnheit, und behauptete: man müsse es machen wie Andre; Mode sey Mode. Während die Mutter so sprach, änderte Emilie mit großer Ruhe das Kleidungsstück, von welchem die Rede war, nach ihrem Willen. Ihre Mutter fuhr auf, und Emilie sagte mit der größten Gelassenheit: „ich will gern gehor-

chen, liebe Mutter, so bald Sie mir nur einen einzigen Grund anführen, warum Sie es so haben wollen; denn daß es Mode ist, gilt mir für keinen Grund. Auch das, was ich trage, ist Mode; und von zwei Moden wähle ich immer die bescheidenste und einfachste." Dabei blieb es; denn zu einem Zanke ließ es Emliens Kälte nicht kommen.

Eben so ging es mit dem Bruder Karl. Dieser junge Mensch hatte gegen jedermann, selbst gegen Vater und Mutter, einen befehlenden Ton angenommen; aber Emilie wagte es, ihm nicht zu gehorchen. Ohne sich mit ihm in einen Streit einzulassen, sah sie ihn, wenn er den Herrn mit ihr spielen wollte, nur scharf an, und sagte ruhig: „du willst das; ich aber will das nicht!" Am unbegreiflichsten war Karln dabei, daß sie ihm Gefälligkeiten erwies, die er gar nicht erwarten konnte, und oft zu einer Zeit, wo er sie sehr unhöflich behandelt hatte. Kurz, Emilie war ein seltsames Geschöpf, mit dem alle anderen Menschen im Hause sehr gut fertig werden konnten, nur die Mutter und der Bruder nicht. Die Mutter klagte ihrem Manne: sieh,

da hat dein Bruder wieder eins von seinen edlen Stückchen gemacht! Emilien gegen mich und Karln aufgehetzt! Das ist dein edler Bruder! Ein Teufel zwischen Eltern und Kindern!

Kam das Gespräch in Emiliens Gegenwart auf den Oheim und den Bruder Hennig, so ließ sie ihre Mutter sagen, was sie wollte; mischte sich aber ihr Bruder hinein, so sah sie ihm ernst und scharf in das Gesicht. Schwieg er dann nicht bald, so sagte sie: „Karl, du bist ein armseliger Mensch. Eine einzige von den Tugenden des Onkels oder des Bruders würde dich schon achtenswerth machen." Dann fuhr Karl auf, und Emilie, wenn man sie zu Worte kommen ließ, fing an ihre Behauptung mit vielem Feuer zu erweisen, ohne auf seine Schmähungen und Sticheleien etwas zu erwiedern.

Das Seltsamste bei der Sache war, daß die Mutter, so sehr auch Emiliens Betragen sie verdroß, es doch nicht wagte, sie hart zu behandeln. Sie hob in einem solchen Zanke zwischen Emilien und Karln wohl einmal die Hand auf, und rief heftig: Emilie! — Emilie aber sah sie ruhig, doch ehrerbietig, an,

und sagte: „ich bitte Sie, Mutter, behandeln Sie mich nicht so! Ich sage meine Meinung, wie Karl die seinige. Ihre Liebe zu ihm kann ihn unmöglich berechtigen, mir zu befehlen, daß ich schweigen soll.“ Frau von Halden erröthete halb vor Zorn, halb vor Scham, ließ die Hand sinken, die sie schon aufgehoben hatte, hustete verlegen, und brach das Gespräch auf einmal ab. Der Vater schwieg, ob er gleich immer Emilien den Sieg wünschte, und die Familie saß dann einige Minuten unruhig und stumm neben einander.

Nach einer solchen Scene war indeß die Mutter immer bald wieder versöhnt, da ihre Eitelkeit durch Emilien so süße Opfer bekam. Hatte man Gesellschaft in Moorberg, und Emilie trat in das Zimmer, so erröthete die Mutter vor Verdruß über die einfache, prunklose Kleidung ihrer Tochter; allein nach einer halben Stunde war aller Verdruß verschwunden. Emilie gerieth bald in ein Gespräch mit irgend einem aus der Gesellschaft, der dann mit Aufmerksamkeit vor dem holden, schönen Mädchen stand, und ihr mit sichtbarer Ehrerbietung zuhörte. Sie sprach nur von alltäg-

lichen Dingen: von der Natur, von den Armen im Dorfe, von der letzten Feuersbrunst, von einem Unglücklichen, von ihrem Oheim, ihrer Tante, ihrem Bruder, und dem alten Henning; aber welcher Mann hätte von diesem Lächeln, von diesem seelenvollen Blicke, von diesem schönen Mitleiden, von diesem himmlischen Entzücken ein Auge verwenden können!

Wenn die Mutter eine solche Unterredung bemerkte, so näherte sie sich mit großer Freundlichkeit, und horchte von der Seite auf jedes Wort, das Emilie sagte. Der Inhalt gefiel ihr nicht immer; doch sie vergaß das über die ehrerbietigen Antworten des Fremden. Hörte endlich das Gespräch auf, so trat sie zu dem letzteren, und fing an: Sie haben ja recht viel mit meiner Emilie geplaudert. Ich bedaure es, wenn Ihnen das Mädchen lange Weile gemacht haben sollte. Die Antwort des Fremden war dann für sie ein köstlicher Weihrauch, den sie mit langen Zügen in sich sog. Ihre Blicke begleiteten Emilien unaufhörlich, so lange die Gesellschaft da war; sie bewunderte die Sicherheit, mit der ihre Tochter sich überall zu betragen wußte, und ärgerte sich

nur dann über sie, wenn irgend ein Anderer, oder gar ein Mädchen, das große Wort nahm, weil Emilie dann sogleich schwieg, und auch nicht einmal eine höhnische Miene machte.

Französisch sprach Emilie nie, wenn sie es anders vermeiden konnte, so viele Fertigkeit sie auch in dieser Sprache hatte, und so oft auch ihre Mutter ihr Gelegenheit gab, dadurch zu glänzen. Um sie zu zwingen, wurde oft ein armer Franzose aus der Nachbarschaft eingeladen; denn nur mit dem unterhielt sich Emilie Französisch, weil er das Deutsche sehr elend sprach.

Eben so wollte Emilie in Gesellschaft nie die Harfe spielen, die sie noch immer mit großer Begeisterung übte; und wurde sie ja einmal durch das Bitten der ganzen Gesellschaft dazu gezwungen, so spielte sie gewiß schlechter als sonst, und wußte dann das Gespräch so geschickt auf etwas Anderes zu bringen, daß man die Harfe bald wieder vergaß.

Dieses Verhalten hatte ihr Seibold empfohlen, dessen Rath sie auf das sorgfältigste befolgte. Sie stand in einem Briefwechsel mit ihrem Freunde, und erzählte ihm alles, ihr Betragen, ihre Gedanken, ihre Empfindungen.

So ungern Seibold auch Briefe schrieb, so ließ er doch keinen von Emilien unbeantwortet. Er hielt es für seine Pflicht, sich des lieben Mädchens auch jetzt noch anzunehmen, und gab ihr Verhaltungsregeln über ihr Betragen gegen ihre Mutter, gegen ihren Bruder, und selbst gegen ihre Bonne. Diese nahm Emilien nach der Trennung von einem Jahre mit unbeschreiblicher Liebe wieder auf; aber auch sie fand ihre Schülerin gänzlich verändert. Das natürliche Vertrauen, das Emilie sonst gegen sie geäußert hatte, wurde in eine andere Form gegossen; es war mehr das Vertrauen einer Schwester, einer Freundin. Emilie schlug es ihrer Bonne ein- für allemal ab, wieder Romane mit ihr zu lesen; doch die Träumereien der schwermüthigen Erzieherin, die sie anzuhören nicht umhin konnte, waren eben so schlimm, und vielleicht noch schlimmer, als die Romane, die sie ehemals zusammen gelesen hatten.

Emilie erzählte Seibolden freilich auch ihre Unterredungen mit der Bonne; doch verschwieg sie einen kleinen Umstand dabei: ihr Wohlgefallen an den Erzählungen derselben. Dagegen wiederholte sie alles das, was Seibold über

diesen Punkt gesagt hatte, so natürlich, daß er sehr ruhig wurde. Selbst Emilie wußte nicht, daß sie ihren Lehrer betrog.

Die heimlichen Zusammenkünfte fingen jetzt aufs neue an. Emilie hatte Seibolden so viel zu sagen, was sich ihrer Meinung nach gar nicht schreiben ließ; und er konnte also nicht umhin, sie von Zeit zu Zeit auf eine Stunde zu besuchen. Kam er, so war ihr Herz so voll, daß sie vor Freude jedes Mal vergaß, was sie fragen wollte, und ihn um einen neuen Besuch bat, damit sie sich erst wieder erinnern könnte.

Seibold hätte merken müssen, daß die Empfindungen des Mädchens mehr als Freundschaft waren, wenn er ein böser Mensch gewesen wäre. Emilie hatte jedes Mal, wenn er kam, schon eine Stunde auf ihn gehofft; sie flog ihm mit lautem Freudengeschrei entgegen, und war so unbeschreiblich zärtlich, so innig bewegt, so unruhig! Er fing sogar schon an, ähnliche Empfindungen zu haben, wenn er das Mädchen erblickte; aber diese Liebe war auf einem so seltsamen Boden gewachsen, daß vielleicht auch größere Kenner, als der fröhliche Seibold, der die einzelnen Verhältnisse so oft übersah, sich hätten täuschen lassen.

Emilie war noch immer ein Kind; wie konnte Seibolden auch nur träumen, daß sie ihm gefährlich wäre! Sie war reich, und von Adel; dieser Gedanke betrog ihn, wenn er über die Art seiner Empfindung nachdachte. Wäre Emilie von seinem Stande gewesen, so würde ihm wahrscheinlich doch einmal der Gedanke eingefallen seyn, vielleicht in der Zukunft durch den Besitz dieses Mädchens glücklich zu werden. Schon dieser Gedanke allein wäre dann hinlänglich gewesen, ihm die Stärke seiner Neigung zu Emilien zu zeigen; allein in seinem Verhältnisse konnte er ihn nie haben, und so blieb ihm die Art seiner Empfindung immer unbekannt.

Er war ein Enthusiast in der Freundschaft, und hier fand er ein Herz, das sich dem seinigen gänzlich hingab. Emilie ihrer Seits konnte gar nichts thun, ihren Freund mit seinen geheimen Empfindungen bekannt zu machen. Mit Hülfe ihrer Romane hätte sie freilich bald wissen können, daß sie mehr als Freundschaft für Seibold fühlte; allein er spottete über die Liebe, erklärte sie für versteckte Sinnlichkeit, und hatte seine Schülerin wohl hundertmal vor dieser Leidenschaft gewarnt. Um ihrem

geliebten Lehrer gefällig zu seyn, sprach sie wie er, nannte ihre Liebe zu ihm Dankbarkeit, Achtung, und glaubte ganz ehrlich, daß es nichts andres wäre. Da sie sich in dem Besitze ihres Freundes glücklich fühlte, so kümmerte es sie nicht, unter welchem Nahmen sie ihn besaß.

So wuchs diese Liebe, allen Menschen unbekannt; und nach und nach wurden durch sie die Herzen der beiden Liebenden so fest umschlungen, daß keine Gewalt sie wieder trennen konnte, ohne sie zu zerreißen. Vielleicht würden aber Zeit und Entfernung diese so seltsam entstandene Leidenschaft dennoch wieder zerstört haben, wenn nicht die Mutter selbst, ohne es zu wollen, der Tochter das süße Gift in dem schönsten Gefäße gegeben hätte.

Der alte Franzose lobte Emiliens Kenntniß der Französischen Sprache. Mais, gnädige Frau, sagte er in gebrochenem Deutsch, maken Sie lesen an Ihr' aimable Tokter niks als Französisch. Es ihr fehl niks par dieu, als ßu vergeß totalement der Deutsch. Ihr Styl er is ßu sehr kalt, trop diffus, nik genuk animé. Attendez! sie muß lesen die besten écrivains françois, et au nom du ciel rien de sé-

rieux, ettewas, wodurk sie sik forme für den sentiment. Ik komm ßu erhalten ein Buk. A la verité is der auteur kein François de naissance, aber würdik geboren ßu seyn à Paris. C'est la nouvelle Heloise. Maken Sie lern den Buk par coeur an Mademoiselle Emélie. Paris davon is enchanté. Quel style! Er surpasse all idée, all imagination. Ik es hab' erhalten von Bâle. C'est adorable, delicieux. Mademoiselle, ik geh es Ihnen ßu schick. Sie werden seh, wie viel der Buk is schön! über all' expression!

„Was ist es denn für ein Buch?" fragte Emilie.

Un Roman, ma charmante Déesse: lettres de deux amans. O, Sie haben niemal geles' etwas Kleiches.

„Und werde es nicht lesen. Man hat mich vor dieser Lektüre gewarnt; sie ist ein verderbendes Gift."

Gift? poison? Quel pédant Ihnen hat gesak das? Ik Ihnen sak, es hat kein Buk auf der Erde, das formir mehr den Styl als dies. Sie müss es lesen; Sie müss davon maken die lecture an Ihre Frau Mutter.

Das sollst du, Emilie, sagte die Frau von Halden, die freilich nicht viel Französisch mehr wußte. Ich brauche eben so gut noch Forthülfe in der Sprache. Man vergißt auf dem Lande alles. Schicken Sie es nur.

Der Franzose schickte es; aber Emilie dachte an Seibold, und war durchaus nicht zum Vorlesen zu bringen. So sollst du es wenigstens anhören, sagte die Mutter aufgebracht, und ließ die Bonne rufen. Da setze dich hin, Emilie! Lesen Sie, Mamsell! Und Karl, gieb auch du Acht.

Die Bonne fing mit zitternder Stimme an. Emilie dachte: ich kann ja zuhören oder nicht. Wirklich überhörte sie auch die ersten Perioden; aber bald machte Einiges sie aufmerksam. Bei der Stelle im ersten Briefe: J'ose me flatter quelquefois que le ciel a mis une conformité secrette entre nos affections, ainsi qu'entre nos goûts . . . Nous avons des manières uniformes de sentir et de voir; et pourquoi n'oserois-je imaginer dans nos coeurs ce même concert que j'apperçois dans nos jugemens*)? glaubte Emilie, Sei-

*) Ich schmeichle mir zuweilen mit dem Gedanken, daß eine geheime Aehnlichkeit unserer Empfin-

bolden sprechen zu hören. — Die Bonne las weiter:

Quelquefois nos yeux se rencontrent; quelques soupirs nous échappent en même temps; quelques larmes furtives ... ô Julie! si cet accord venoit de plus loin ... si le ciel nous avoit destinés ... *)! Emilie horchte mit stiller Aufmerksamkeit, und seufzte. Der Brief fing an, Seibolden und sein Betragen gegen sie, wenn er bei ihr war, so genau zu beschreiben, daß sie in große Bewegung gerieth. Der zweite und dritte Brief setzte sie in noch größere Bewegung. Es war ihr, als ob Seibold an sie schriebe. Die Illusion wurde so stark, daß sie aufstehen wollte, um ihre Theilnahme zu verbergen; die Mutter befahl ihr aber, sitzen zu bleiben. Die Bonne las weiter. Emilie, die kaum zuzuhören schien, ver-

dungen, unserer Neigungen, unsers Geschmackes da ist. Wir denken, wir sehen auf Eine Weise. Ach, lassen Sie mir den Gedanken, daß auch unsere Herzen ähnlich fühlen.

*) Zuweilen begegnen sich unsre Blicke. Sie seufzen, wenn ich seufze; eine verstohlne Thräne in Ihrem Auge — Ach, Julie, wenn der Himmel uns für einander bestimmt hätte!

schlang alle Worte; und jedes entzündete ein neues Gefühl in ihrem Herzen, ein neues Licht in ihren Ideen. Als die Mutter anfing lange Weile zu bekommen, und das Vorlesen aufhören mußte, ging Emilie schweigend mit der Bonne auf ihr Zimmer; und jetzt fühlte sie zum ersten Male bestimmt, daß Sie Seiboldeu liebte, wie Julie ihren Lehrer.

Sie stand am Fenster, und sah durch die Scheiben. Die Bonne fragte: was ist Ihnen? und Emilie antwortete in einem weinenden Tone: puissances du ciel! j'avois une ame pour la douleur, donnez-m'en une pour la felicité *)! Mit diesem Ausrufe warf sie sich heftig um den Hals ihrer Bonne, doch ohne sich zu erklären.

Am folgenden Abend las die Bonne weiter. Bei dem elften Briefe sagte Karl: wenn das meine Schwester wäre, so sperrte ich sie ein; und den albernen Menschen von Liebhaber ließ' ich mit Hunden aus dem Hause hetzen.

„O, du elender Mensch!" sagte Emilie, sprang auf, und setzte sich in dem Augenblicke

*) Mächte des Himmels! ich hatte eine Seele für den Schmerz; gebt mir auch eine für die Freude.

wieder. Die Mutter nahm Karls Parthei, Emilie vertheidigte Julien mit Hitze; und dennoch ließ die thörichte Mutter weiter lesen, nachdem sie Emilien eine Närrin gescholten hatte.

Bei der Stelle: c'est pour cela, qu'on a dit que l'amour faisoit des Heros *)! schlug Karl ein lautes Gelächter auf. Schnell sah die Mutter Emilien an. Diese schwieg mit einem stolzen, verachtenden Blicke; sie fühlte, welche Stärke sie durch ihre Liebe, ohne sie zu kennen, schon bekommen hatte. Nun, sagte die Mutter, was das auch für Zeug ist!

Emilie konnte nicht länger schweigen. „Man muß," sagte sie, „wenigstens ein Mensch seyn, um durch etwas ein Held zu werden. Karl wird nie einer, durch nichts, durch gar nichts." — Durch die Liebe wahrhaftig nicht, antwortete Karl mit einem noch lauteren Gelächter; ich wüßte auch nicht, wie das zugehen sollte. — „Ich aber fühle, wie es zugeht!" antwortete Emilie; und die thörichte Mutter ließ weiter lesen.

Bei dem vierzehnten Briefe sagte Karl: mein Gott, welch ein lächerlicher Lärmen um

*) Daher hat man gesagt: die Liebe macht Helden.

einen Kuß! — Emilie ließ das Köpfchen auf den Busen sinken, ohne ein Wort zu erwiedern. Sie hörte nach diesem verführerischen Briefe nicht mehr recht zu, versank in tiefe Träumereien, und seufzte laut; aber dennoch ließ die Mutter weiter lesen, sogar bis zu dem drei und funfzigsten Briefe. Nein, sagte sie; das wird doch allzu arg! Wie kann der Franzose mir und Emilien ein solches Buch empfehlen! Ja, Emilie, machtest du mir solche Dinge, ich wüßte nicht, was ich thäte. Die Julie ist ein liederliches Mädchen, troß ihrem schönen Geschwäße. — So sprach die Mutter eine Zeitlang fort, um den Eindruck in Emiliens Phantasie wieder zu vertilgen; aber es war schon Gift in des Mädchens Adern, obgleich ein andres, als die Mutter dachte. Emilie war nun mit allen ihren Empfindungen im Hellen; sie wußte, daß sie Seiboldₑn liebte, und zweifelte nicht, daß sie von ihm wieder geliebt würde. Hätte Seibold nur eine Ahnung von dem gehabt, was mit seiner Schülerin vorging, so würde er jeder Zeile in ihrem nächsten Briefe die Leidenschaft angesehen haben, womit er geschrieben war. Sie hütete sich wohl, das Wort Liebe zu brauchen,

und schrieb anstatt dessen: Freundschaft, Uebereinstimmung der Seelen; aber Alles war so feurig gesagt, daß selbst Seibold den Kopf ein wenig dabei schüttelte, und, als er dem Major den Brief vorlas, die Bemerkung machte: das Mädchen mischt doch überall ihr Herz mit ins Spiel!

Der Major erwiederte: „wenn es nur nicht Heuchelei ist, lieber Seibold! Die Worte sind gar zu hübsch gesetzt, und so viel Ach und Weh, hätte ich bald gesagt, dazwischen, daß man denken sollte, sie nähme auf immer von Ihnen Abschied."— Heuchelei ist es gewiß nicht, behauptete Seibold mit einer Art von Hitze.—„Nun, so muß sie einmal dem Bruder Toffel über die Weinflasche gekommen seyn; denn so schreibt kein Mensch bei kaltem Blute."

Der Major traf beinahe die Wahrheit. Wäre er mit einer anderen Liebe als der seinigen, die eben nicht viel hatte seufzen dürfen, bekannt gewesen, so würde er Seibolden das Geheimniß verrathen haben; doch jetzt blieb es bei diesen wenigen Worten.

Als Seibold Emilien das nächste Mal besuchte, empfing sie ihn mit einer unruhigen,

blöden Heftigkeit, mit einer zärtlichen Zurückhaltung. Er hätte wenigstens jetzt merken sollen, daß es nicht mehr war wie ehedem, wo sie ihm lachend in die Arme hüpfte und ihn küßte. Als er sie heute, wie er gewohnt war, in seine Arme nahm, erröthete sie, und ihr Busen klopfte stärker. Theils fühlte sie, was Saint-Preux bei dem ersten Kusse seiner Geliebten empfand; Theils überredete sie sich, alle die Empfindungen zu haben, welche Rousseau beschreibt, und bekam sie nach und nach wirklich.

Sie war die ganze Stunde über, welche Seibold bei ihr blieb, so heftig, so in sich versunken, so mit sich beschäftigt, und dennoch so zärtlich, daß sie ihrem Freunde ihre Leidenschaft mittheilte. Seibold empfand jetzt zum ersten Male, daß er ein Mädchen im Arme hielt. Er fühlte sich bewegt, ohne zu wissen, warum. Das alte Vertrauen erstarb mitten unter Emiliens Liebkosungen; in dessen Stelle trat eine gewisse Scheu mit Achtung gemischt, und das „Du" wollte nicht mehr von seinen Lippen. Nie hätte er weniger, nie schlechter mit Emilien gesprochen, als heute, und nie war ihm die Zeit schneller vergangen. Das Mädchen kam ihm jetzt schö-

ner vor als sonst, ihre Figur schlanker, edler, lieblicher, ihr Arm runder. Er sagte sich selbst heimlich zum ersten Male: es ist ein schönes Mädchen!

Schon die kleinste Hoffnung, die fernste Aussicht, Emilien einmal die Seinige nennen zu dürfen, würde ihn bald über das, was in ihm vorging, belehrt haben; aber ihr Geburtsrang ließ ihn nicht zur Entwickelung seiner Gefühle kommen. Zwar verträumte er die eine Hälfte des Weges nach Sollingen, und fühlte ein gewisses Verlangen, eine gewisse Sehnsucht nach Emilien; aber auf der andern kam er nach und nach wieder in seine gute Laune.

Emilie ihrer Seits kehrte mit dem brennenden Pfeile im Herzen zurück; sie nahm die Heloise, die noch auf dem Tische ihrer Mutter lag, und las auf ihrem Zimmer den ersten Band zu Ende. Das Buch that die größte Wirkung auf ihr Herz; und nicht lange, so brannte ihre Liebe zu Seibold in hellen Flammen. Zu gleicher Zeit fühlte sie, daß sie entschlossener sey, und für den Besitz ihres Geliebten mehr thun könne, als Julie. Sie faßte den Entschluß, nie die Gattin eines an-

dern Mannes zu werden, als Seibolds, und zwar mit der ganzen eigensinnigen Festigkeit, deren sie bei ihrer Mutter so sehr bedurfte.

Juliens Lage war der ihrigen so auffallend ähnlich, daß sie die glühenden Briefe beinahe Seite für Seite auf sich und Seibold anwenden konnte. Auch sogar eine Claire war da, sobald Emilie nur wollte: die Bonne. Es fehlte an dem ganzen Romane, der schon in des Mädchens Kopfe lag, weiter nichts, als ein Brief, worin Seibold ihr seine Liebe entdeckte; doch auf den wartete sie noch immer vergebens. Sie hatte schon vorher geglaubt, daß Seibold sie liebe; aber seit dem letzten Besuche konnte sie nun gar nicht mehr daran zweifeln: denn warum wäre er sonst so stumm, so in sich gekehrt gewesen? warum hätte er sie so verstohlen, so heimlich zärtlich angeblickt? Er liebt mich, sagte sie vor sich allein; ja, er liebt mich! Und bald wird die schöne Stunde kommen, da ich eben so glühende Briefe von ihm in den Händen habe, wie Julie sie von ihrem Geliebten erhielt. — Ihre Erwartung war so zuversichtlich, daß sie den nächsten Brief von Seibold mit einem geheimen Beben erbrach,

Sie las ihn mit fliegenden Blicken, und — schlug ihn innig betrübt, empfindlich sogar, wieder zusammen; denn er enthielt nichts als die Beschreibung von einem Familienfeste, das man in Sollingen an Hennigs Geburtstage gefeiert, und einige moralische Bemerkungen über Geburtstage, in denen Seibold sich ganz seiner guten Laune überlassen hatte. Sie studierte bald nachher den Brief recht emsig durch, um irgend eine Wendung zu finden, die seine Liebe verriethe. In der That fand sie Liebe genug darin, aber nicht die, welche sie wollte. Seibold nannte sie: meine Tochter. Sie hatte sonst das Wort mit Freude von ihm gehört; doch jetzt war es ihr zuwider. „Meine Freundin," sagte er zwar auch, aber in einer so scherzhaften Wendung, daß da sogar die Worte „meine Geliebte" ohne alle Bedeutung geblieben wären.

Jetzt weinte das funfzehnjährige Mädchen die erste Thräne des süßesten Unglücks; und doch fand sie endlich das Mittel, den Faden ihrer schönen Romanenträume, den der kalte Brief zerrissen hatte, wieder anzuspinnen. „Der Brief," dachte sie, „ist kälter, als irgend einer, den er mir je geschrieben hat. Warum kälter?

Ist das nicht Verstellung? Hält ihn nicht mein Stand zurück? Fürchtet er sich vielleicht, mich unglücklich zu machen? Denn — habe ich nicht seine Liebe in seinen Augen gelesen?" Sie versank in ihre Phantasieen, überredete sich bald, Seibold handle aus edlem Stolze so, und hängte sich deshalb nur noch fester an ihn. Jetzt sah sie schönen Tagen entgegen: dem herrlichen Schauspiel eines Kampfes zwischen seinem Edelmuth und seiner Liebe. Sie freuete sich auf den Augenblick, da er, von dieser mächtigen Leidenschaft überwältigt, ihr zu Füßen sinken würde.

Seibold kam, fast gegen ihre Erwartung, zu der bestimmten Zeit, und ging mit seinem frohen, arglosen Gesichte auf sie zu. Sie flog ihm mit ihrer leidenschaftlichen Herzlichkeit entgegen. Nach einer halben Stunde, in der sie wegen seiner unbefangenen Fröhlichkeit sogar ein wenig mit ihm gemault hatte, wurde er wieder unruhig, nachdenkend, wortarm. Schon stieg der Triumph der Liebe in ihr Auge; aber Seibold nahm Abschied, nannte sie wieder „seine liebe Tochter," und verließ sie, ohne sich nur mit einem Worte verrathen zu haben.

Sie ging mit Kopfschütteln über seine Hart-

näckigkeit nach Hause. Zwar machte seine Unruhe sie sicher, daß er sie liebte; aber — ein junges Herz ist ungeduldig. Sie wollte den Geliebten zu ihren Füßen sehen, seine Marter, seinen Kampf endigen, und an seiner Brust die süßen Worte: ich liebe dich! hören und sagen. Tausend Gründe geboten ihr, der Sache ein Ende zu machen. Sie setzte sich nieder, ihm zu schreiben, und nahm mit der Kühnheit einer glühenden Phantasie die Feder; aber schon den ersten Zug ihrer Hand führte die jungfräuliche Scham, die züchtige Furchtsamkeit. Der Brief wurde kälter, als irgend einer von allen, die sie ihm je geschrieben; und dennoch glüheten ihre Wangen bei den undeutlichen Winken, die sie ihm von ihrer Liebe gegeben hatte. Sie zerriß den Brief, und warf jetzt sogar einen Blick auf die Schwierigkeiten, die ihrer Liebe entgegen standen.

Ein Gedanke an ihre stolze Familie blieb nicht ganz ohne Wirkung in ihrem Herzen. Seibold hatte zu oft mit ihr von den Pflichten, die sie ihren Eltern schuldig sey, gesprochen. Emilie, sagte er, deine Mutter haßt dich nicht, wie sie Hennigen haßt; sie liebt dich nur nicht

so herzlich, wie Karln: doch bei dem allen mehr, als du je mit dem pünktlichsten Gehorsam, mit der größten Dankbarkeit verdienen kannst. Suche ihr Herz durch Gehorsam und Geduld zu gewinnen. Ehre ihre Partheilichkeit, und zeige ihr, daß du wenigstens ihre Liebe gern verdienen möchtest, und daß es nicht an dir liegt, wenn du sie nicht hast.

Daran erinnerte sich Emilie; und nun fing sie wenigstens an zu zweifeln, ob sie gleich Entschuldigungsgründe genug zu haben glaubte. Sie beschloß am Ende, unthätig zu bleiben und die Sache dem Zufalle zu überlassen. Das thut ja der Mensch fast immer, wenn er vermuthet, daß der Zufall ihn begünstigen werde.

Emilie fand auf diese Art ihr Gewissen beruhigt, warf die Feder weg, nahm sich vor, Seibolds Erklärung ruhig abzuwarten, und hoffte, dennoch bald an das gewünschte Ziel zu kommen. Als Seibold sie das nächste Mal wieder besuchte, wachte sie über sich, und wurde dadurch kalt, selbst kälter, als sie seyn wollte. Er war und blieb heiter, scherzte und lachte eine Stunde lang, und kehrte dann zurück, ohne ihre Hoffnung erfüllt zu haben. Emilie

ging tiefsinnig nach Hause. Jetzt dachte sie zum ersten Male ernstlich: wie, wenn Seibold mich nicht liebte! Wenn das bei ihm weiter nichts als Freundschaft und väterliches Wohlwollen wäre! Sie sann über Seibolds Betragen nach. Konnte die Unruhe, die er gezeigt hatte, nicht bloß durch ihre Heftigkeit veranlaßt worden seyn? Hatte er nicht so oft erklärt, daß er die Leidenschaft der Liebe verachte? Ihr ganzes Glück stürzte bei diesen Vorstellungen zusammen. Sie sank von dem so süßen Stolze, die Geliebte des edlen Seibold zu seyn, auf einmal zu der Beschämung hinab, sich vielleicht abgewiesen zu sehen. Ihr ganzes Herz wurde im Innern sehr heftig angegriffen. Sie erschrak vor sich selbst, bedeckte ihr Gesicht vor Scham, und wünschte jetzt nichts mehr, als daß nur Seibold ihre Leidenschaft nicht schon bemerkt haben möchte. Bei dem allen überredete sie sich noch immer, daß sie Seibolden liebe, wie Julie ihren Lehrer. Den Gedanken, daß Rousseau's Heloise und die Romane ihrer Bonne zum Theil diese Leidenschaft in ihrem Herzen rege gemacht hätten, warf sie weit von sich, so oft er auch wiederkam.

In diesem Augenblicke fehlte Emilien nur eine Mutter, zu der sie Vertrauen haben durfte, um zu dem Gefühl ihrer Thorheit zu kommen. Warum können die Mütter gewöhnlich nichts als die ersten Gefühle ihrer Töchter verspotten oder verdammen? warum nicht mit Güte die erwachende Leidenschaft leiten, deren Allmacht sie selbst aus ihrer Jugend her kennen? — Emilie mußte alle ihre Sorge, ihre Angst, ihre Hoffnung, ihre Scham, ihre Entschlüsse, tief in ihre Brust vergraben. Ihren einzigen Freund, Seibold, dem sie sich sonst in kleinen Verlegenheiten anvertrauet hatte, konnte sie gerade am wenigsten zu Rathe ziehen. So stand sie ganz allein da mit ihrer glühenden Leidenschaft, die eben durch das Verheimlichen alle ihre Gefühle noch immer stärker entflammte; und sie glaubte nun sehr unglücklich zu seyn, weil sie ihre Liebe für ewig hielt, obgleich diese Leidenschaft bei ihr vielleicht wenig mehr war, als das erwachende Gefühl, durch ihre Phantasie belebt. Sie nahm sich zuletzt vor, Seibolden nicht wiederzusehen; und dieser Entschluß beruhigte sie ein wenig.

Das alles dachte sie in der ersten Hitze, den

Abend nachher, als Seibold in Moorberg bei ihr gewesen war. Am folgenden Morgen wunderte sie sich, daß sie noch so gesund aufstand, und so süß geschlafen hatte. Sie begriff nicht, wie man so unglücklich und dennoch so ruhig seyn könne. Ihre herben Gefühle waren milder geworden; jetzt verschaffte die Hoffnung sich wieder Gehör, und sagte ihr, daß auch in dem schlimmsten Falle ihr Unglück doch mit einer geheimen Süßigkeit verbunden seyn würde. Sie gerieth bald wieder in ihre lieben, romantischen Träumereien, und ehe noch der zu Seibolds Besuchen gewählte Tag kam, war der Entschluß, ihn nicht wiederzusehen, rein aus ihrer Seele verschwunden. Sie ging, ohne einmal daran zu denken, in die Birken. Seibold kam, als sie schon einige Zeit gewartet hätte, sehr eilig, sagte bestürzt: gehen Sie Emilie! und sprang wieder über die Mauer, ohne nur ein Wort von ihr angehört zu haben. Sie kehrte langsam, über diesen Vorfall sinnend, zurück, und trat in das Zimmer ihrer Mutter, als Seibold so eben mit einer Bestellung fertig war, die ihm der Major aufgetragen haben sollte.

Emilie erschrak; und auch er schien in Ver-

legenheit zu seyn, als er sie erblickte. Sie fragte: wollen Sie wohl ein Buch an die Tante mitnehmen? Als er sich verbeugte, ging sie, in der Meinung, daß er ihr folgen würde; allein er kam nicht, und sie mußte das Buch bringen. Er steckte es ein, und empfahl sich dann. Im Weggehen fragte ihn Emilie, doch so, daß ihre Mutter nichts hörte: wann Seibold? — Niemals! antwortete er. — Niemals? erwiederte sie, und wurde bleich. — Niemals, Emilie! wiederholte er; ich war unbesonnen! Mit diesen Worten verließ er sie.

Jetzt! jetzt! rief sie auf ihrem Zimmer mit blitzenden Augen, weil sie Seibolds Worte für eine Liebeserklärung hielt. Sie triumphirte; aber wie kleinlaut wurde sie, als er am folgenden Tage ihr in einem Billet die Sache erklärte. „Indem ich, schrieb er, gestern auf das Birkenwäldchen zu ging, kam der Gärtner. Er sah mich an, nahm den Hut ab, und sagte lächelnd: Fräulein Milchen ist schon da. — Es war in der That unbesonnen von uns Beiden, daß wir einander so oft heimlich sprachen, ohne daran zu denken, daß diese Besuche endlich bekannt werden mußten. Je mehr ich überlege, liebe

Emilie, desto mehr finde ich, daß dein Lehrer noch immer nicht von seinem alten Fehler, nur sein Herz, und nie die Welt zu fragen, befreiet ist. Es hätte nicht Einmal seyn sollen, Emilie. Eine Heimlichkeit, die ein Mädchen hat, und sey es auch mit ihrem väterlichsten Lehrer, ist bis in das vierzigste Jahr Unrecht."

Der ruhige Ton in diesem Billet stach gegen das, was Emilie erwartet hatte, sehr auffallend ab. Seibolb machte den heimlichen Besuchen ein Ende, ohne nur mit einem Worte darüber zu klagen, daß er es thun mußte: gerade, als ob diese Besuche die gleichgültigste Sache von der Welt gewesen wären. Die arme Emilie fühlte sich unglaublich beschämt und gedemüthigt; indeß war sie nicht eitel genug, unwillig über Seibold zu werden: sie wurde es nur über sich selbst, und war in sich zurückgezogen. Doch das süße Gift der Sehnsucht nach Liebe hatte ihr Wesen zu stark durchdrungen, als daß jene kleine Beschämung im Stande gewesen wäre, sie gänzlich zu heilen.

Um diese Zeit kam eine junge Dame zum Besuche nach Moorberg, und zwar zu Pferde. Man sprach mit ihr viel über das Reiten der

Frauenzimmer; und kaum war sie wieder fort, so beschäftigte Frau von Halden sich mit dem Gedanken, daß auch ihre Tochter reiten lernen sollte. Emilie ergriff diese Vorstellung mit großer Begierde, und machte sogleich einige Versuche, die sehr gut gelangen. Frau von Halden sagte: ein schönes Reitpferd könnte der Onkel dir wohl geben! und es wurde beschlossen, daß Emilie nach Sollingen hinüber reiten und den Onkel auf gute Art um ein Pferd bitten sollte.

Das war es eben, weshalb Emilien das Reiten so viel Vergnügen machte. Sie ritt mit ihrem Bruder nach Sollingen. Der Major empfing sein Milchen mit einem Freudengeschrei; der alte Hennig rief ihr sein Hussah! zu; der Bruder Hennig hob sie vom Pferde, und Seibold hing mit leuchtenden Augen an der edlen Figur des schönen Mädchens. Bald warf der Major seinen Blick auf das Pferd, und rief: „den Goldfuchs, Hennig! Auf dem Kameele muß das Kind sich ja Angst und Weh reiten. Die Knauserei sieht doch aus allem hervor, was sie in Moorberg machen. Einem solchen Mädchen, meiner Nichte, den Gaul zu geben! Milchen, den Goldfuchs sollst du haben.

Du wirst sehen, wie der tanzt! Laßt mir doch auch meinen satteln." Seibold rief nach seinem Schwarzen, und Hennig forderte seinen Springer. Alle saßen bald zu Pferde; aber nun fand sich, daß Milchen den Goldfuchs nicht bändigen konnte. „Das ist nichts!" sagte der Onkel; „du mußt ein Paar Wochen hier bleiben, bis du mit dem Thiere bekannter bist."

Karl wollte vom Dableiben nichts hören. — „So reite du nach Hause, und sage deiner Mama, daß Emilie den Schwanzriemen nicht von dem Zügel zu unterscheiden weiß, daß sie so krumm auf dem Pferde sitzt, als hinge sie einem alten Manne auf dem Rücken, daß Reiten kein Tanzen ist, daß, wenn sie den Goldfuchs haben will, sie ihn auch muß regieren können, und so weiter. Das sag du deiner Mama, und grüße von uns schönstens." Karl trabte nach Hause; und die glückliche Emilie, für die sogleich in der nächsten Stadt ein sehr prächtiges Reitkleid bestellt wurde, ritt nun alle Tage mit dem Oheim, den beiden Hennigen, und dem geliebten Seibold im Felde umher.

Als sie sich zum ersten Male in dem engen, prächtigen Reitkleide zeigte, bemerkte sie mit fröh=

sich pochendem Herzen, daß Seibolds Blick auf ihr hing: nicht lächelnd, wie die Blicke ihrer Verwandten, sondern verdunkelt, verstohlen, heimlich. Seibold näherte sich ihr furchtsam von der Seite, und redete sie nicht mit dem Tone an, wie sonst. Als Emilie sich muthig auf den Goldfuchs schwang und leicht dahin tanzte, erhoben die Andren ein Freudengeschrei; Seibold aber ritt düster an ihrer Seite daher, hielt kaum den Zügel, und betrachtete sie mit langen, heimlichen Blicken. Er blieb immer neben ihr, und sie las in seinen Augen den Wunsch, daß sie den Major und ihren Bruder dahin sprengen lassen und mit ihm zurückbleiben möchte; aber dennoch sprach er fast nichts, hob jedes Mal, wenn er einige Worte sagte, mit einem tiefen Seufzer an, und brach ab, ohne geendigt zu haben. —

Emilie fühlte jetzt mit geringerem Triumphe, aber mit mehr Wohlwollen für Seibold, daß sie ihm nicht gleichgültig war. Ihr Herz schlug hoch vor Liebe, und sie gerieth neben ihm in süße Träumereien, die vortheilhafter für ihn sprachen, als er selbst es gekonnt hätte. Der Major kam zurück. „Aber,“

rief er lachend, „reiten die Beiden nicht, als ob sie zur Leiche ritten? und sehen sie nicht aus, als ob sie sich gezankt hätten?" Sie erschraken Beide, und ritten nun mit den Anderen, wie im Fluge, nach Hause. Das Vertrauen zwischen Emilien und Seibold hatte aufgehört; er umfaßte sie nicht mehr, wenn sie bei ihm auf dem Zimmer war, und zog sie nicht mehr in seine Arme, an seine Brust, auf seine Kniee. Der Grund von dem Allen war, — weil ihr das Reitkleid so schön saß.

Emilie ging in den Garten, und Seibold folgte ihr nach einer kleinen Weile mit zögernden Schritten. Er erröthete, als sie sich ihm näherte. Sie hängte sich in seinen Arm, wie sonst; aber zu einer Unterredung kam es nicht mehr. Der Major begriff nicht, wie man so lange, ohne müde zu werden, gehen könne. Was würde er gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß Beide nicht zehn Worte mit einander gesprochen hatten!

Seibold fühlte jetzt weit stärker, als vorher, daß Emilie äußerst reitzend war. Ihre edle Figur, die sich in dem ungeschnürten engen Kleide so deutlich zeigte, und ihr jugend-

licher Busen, der sich mit einem Seufzer hob, wenn sie das Auge auf ihn warf, erregten in seiner Brust so starke unbekannte Empfindungen, daß er es nicht wagte, seinen Blick wieder gerade auf sie zu richten. Freilich nannte er seine Empfindung nicht: Liebe. Aber, dachte er, ich würde das reitzende Mädchen unendlich lieben, wenn sie von meinem Stande wäre. Er fühlte nicht, daß dieser Gedanke kein andrer war, als der: ich liebe sie unendlich.

Lange konnte eine Täuschung hier nicht dauern. Seibolds Zustand wurde peinlich, und er merkte nur allzu bald, daß er Emilien, trotz ihrem Geburtsrange, liebte. Er bebte vor diesem Gedanken, zumal als er noch hinzu dachte: „und Emilie liebt auch mich!" Ob er vor Schmerz oder vor Entzücken bebte, davon wußte er sich keine Rechenschaft zu geben.

Er rieb wohl hundertmal die Falten von seiner Stirn; und immer kamen sie wieder. Es geht so nicht! sagte er endlich. Ich will Mittel ersinnen, mich von der verderblichen Leidenschaft zu befreien; und meine rasende Phantasie stellt mir weiter nichts dar, als Wege, zu dem Besitze des Mädchens zu gelangen.

Er sah bald, daß er unmöglich Emilien je die Seinige nennen könnte, ohne sie dem Hasse ihrer Verwandten auszusetzen, ohne sie aus dem väterlichen Hause zu entführen, und sich mit ihr den Zufällen eines umher irrenden Lebens Preis zu geben. Emilie, das fühlte er wohl, würde einen solchen Schritt nicht unrecht finden; und auf des Majors Unterstützung, wenn auch nicht auf dessen Beifall, glaubte er doch am Ende rechnen zu können. Seine Phantasie mahlte sogar einen Rand von Rosen um das Bild seiner Flucht mit Emilien: aber er war gewohnt, seiner Vernunft den Urtheilsspruch über seine Handlungen zu überlassen; und sie erklärte die Sache für ein Bubenstück.

Zwar zog er bei diesem harten Urtheile die Stirn in Falten; aber dennoch hielt er sich daran. Und sollt' ich auch, sagte er entschlossen, noch einmal mit meinem Hunde und meinem Schatten eine Wanderung über die Erde anfangen — bei Gott, lieber mit denen, als mit Emilien, lieber so, als mit einem Bubenstücke auf dem Gewissen!

So weit war die Verhandlung recht gut gegangen; und nun kam es zu der Ueberle-

gung, welche Mittel die besten wären, sich selbst und das Mädchen zu heilen. Sich selbst — daran verzweifelte er sogleich. Aber Emilien! Es gab kein anderes Mittel, als ihr alle Hoffnung zu nehmen. Er wollte kalt, heiter, lustig scheinen, Possen treiben, wenn sie seufzte, lachen, wenn ihr eine Thräne in das Auge stiege, tanzen, wenn sie mit dem langsamen Schritte der unglücklichen Liebe daher träte. Das war leicht beschlossen; aber die Ausführung wurde ihm schwerer, als er gedacht hatte.

Er ging zu dem Major, wo Emilie sich befand. Heute mußte er nach Einfällen suchen; und überdies sagte er sie mit einer gewissen Bitterkeit, deren man an ihm gar nicht gewohnt war. Er machte Possen, so gut es gehen wollte; doch wenn nun Emilie auf ihn zu trat, ihm die Hand reichte, und mit rührendem Tone „Seibold!" zu ihm sagte: so stand er da, als sollte er zum Tode gehen. Nicht lange, so fühlte er, daß es am besten wäre, ihre Gegenwart zu meiden; und das that er, so schwer ihm auch jeder Schritt wurde, durch den er sich von ihr entfernte.

Lange hätte er auch das nicht ausgehalten;

es war also ein Glück, daß Emilie einen Boten bekam, der sie nach Moorberg rief. Auch für Seibold wurde sein Pferd gesattelt. Er stand am Fenster, wollte, und wollte wieder nicht, nahm den Hut, warf ihn weg, und machte verdrießliche Gesichter. Endlich ging er ohne Hut, und hinkend, hinunter. Ich habe mich stark am Fuße beschädigt, sagte er, und muß zu Hause bleiben. Emilie näherte sich ihm, um Abschied zu nehmen; er sah vor sich nieder. Sie reichte ihm ihre Hand; er nahm sie, als wollte er sie nie wieder loslassen. Der Major rief endlich: „aber, sagt mir nur, wie lange nehmt ihr denn Abschied! So setze dich doch auf, Emilie!"

Emilie zog ihre Hand zurück, und Beide sahen sich an, als sollten sie sterben. Seibold ging, als Emilie mit den Uebrigen weggeritten war, auf sein Zimmer, warf sich mit Heftigkeit auf einen Stuhl, und rief: sie ist fort! sie ist fort! Er wäre beinahe hinunter gelaufen, um nachzureiten, wenn er sich nicht vor den Spöttereien des Majors gefürchtet hätte.

Doch nach vier und zwanzig Stunden war er schon um vieles ruhiger. Er rief wohl noch Emi-

liens reitzendes Bild in seine Phantasie zurück, und träumte sich stundenlang an ihre Seite, in ihren Arm; aber dabei blieb es auch. „Pfui!" sagte er zu sich selbst; „welch ein verächtlicher Mensch müßte ich seyn, wenn ich des Mädchens Leidenschaft nähren wollte!" So viel es ihm auch kostete, er beantwortete Emiliens lange, seelenvolle Briefe, in denen die Leidenschaft sehr deutlich sprach, dennoch nur mit einigen kurzen, bloß höflichen Worten. Er tadelte ihre Spötteleien über ihren eigenen Stand, als eine Undankbarkeit gegen die Vorsehung, als überspannte Romanenideen. Nach und nach stieg er von der alten Vertraulichkeit bis zur Fremdheit, und nannte Emilien: Sie. In ihrem nächsten Briefe sprach das gekränkte Gefühl der Freundin, und sie verlangte wieder das alte vertrauliche Du. Er drehete ihre ernsthaften Vorwürfe in Scherz um, und blieb bei dem „Sie," wie vorher. Emilie wurde irre an ihm. Sie wollte es auf eine andere Weise versuchen, und schrieb ihm einige Zeit gar nicht. Auch das ertrug er, und schwieg ebenfalls. Dann schrieb sie ihm wieder, zärtlicher als sonst; und aus der Antwort, welcher der Oheim einige Zeilen angehängt hatte, sah

sie, daß Seibold ihre Briefe als ein Gemeingut betrachtete und sie der Familie mittheilte.

Sie kam selbst nach Sollingen; aber Seibold war so heiter, so unbefangen, so natürlich, daß ihre Liebe, die so eben hervorbrechen wollte, sich wieder in das Innere ihrer Seele verbergen mußte. Seibold war ein edler Mann, und hatte den Muth, seine Rolle fortzusetzen, so schwer sie ihm auch wurde. Er fürchtete nichts mehr, als daß einmal ihren Lippen das Geständniß der Liebe entschlüpfen möchte. Diesen entscheidenden Augenblick suchte er, wo möglich, zu verhüten. Er sagte in Emiliens Gegenwart, zufälliger Weise, wie es ihr schien: Herr Oberstwachtmeister, Sie fanden mich mit meinem Hunde und meinem Schatten. Der Himmel gebe, daß mich nicht noch einmal Jemand so finden muß! Ich würde Sollingen ungern verlassen.

„Verlassen?" erwiederte der Major, und drückte ihm die Hand. „Das wolle Gott verhüten! Was könnte Sie je dahin bringen, Seibold?"

Meine Pflicht, Herr Oberstwachtmeister; die Ueberzeugung, daß Entfernung mich vor irgend einem Unrechte bewahren könnte.

„Hoho! das müßte eine seltsame Begebenheit seyn, die es zu etwas Gutem machte, aus Sollingen wegzugehen."

Das müßte es freilich; aber ich fühle, daß ich in einem solchen Falle Ihr Haus, worin ich so glücklich bin, ohne Bedenken verlassen würde.

Das sagte Seibold mit blitzenden Augen. Emilie erblaßte. Also stand sie in Gefahr, den edlen Mann gänzlich zu verlieren, ihn unglücklich zu machen. Sie verließ das Zimmer, weinte sich aus, verbarg ihre Liebe, die jetzt noch höher aufflammte, desto sorgfältiger, und verließ Sollingen mit der Ueberzeugung, daß Seibold für sie verloren wäre. Ach, dachte sie unzählige Male; wenn ich nur das Einzige wüßte, ob er mich liebt! Sie warf sich in diesen quälenden Zweifeln hin und her. Seibold war sonst so frei von Vorurtheilen; er hatte den Ahnenstolz so oft für das elendeste von allen erklärt: und jetzt? Freilich sah sie wohl, daß er und sie in ganz verschiedenen Lagen waren. Sie konnte ihm großmüthig ihre Hand anbieten; und er mußte, wenn er eben so großmüthig seyn wollte, sie ausschlagen. Aber, sagte sie mit einiger Erbitterung, würde ich denn

nicht glücklich mit ihm seyn? Bedenkt er denn gar nicht, daß ich es nur mit ihm seyn kann? O, dürfte ich ihm nur einmal sagen, wie unrecht er mir eben dadurch thut, daß er recht zu thun glaubt! Was würde er mir antworten können?

Sie überlegte, womit Seibold sich wohl zu vertheidigen im Stande wäre; und nun bemerkte sie zum ersten Male recht deutlich die furchtbaren Schwierigkeiten, die ihrem Wunsche im Wege standen. Am Ende sah sie, daß sie auf keine andere Weise Seibolds Geliebte — es mußte heraus — Seibolds Frau werden könnte, als wenn sie mit ihm entliefe. Was thut das? dachte sie bei dieser Vorstellung; werde ich doch dadurch glücklich! — Freilich sah sie nun auch, daß Seibold einen solchen Schritt nicht so geradezu wagen konnte. Es wäre wohl möglich, dachte sie weiter, wenn Seibold nur wüßte, wie ich denke, und daß ich Alles — Rang, Vermögen, Vaterland, Ruhe — für das Glück mit ihm zu leben, aufopfern würde. Aber eben daran, setzte sie heftig hinzu, glaubt er nicht. Ich kenne ihn! Er hält das für eine Folge von den Romanen

manen der Bonne, und mich noch immer für ein Kind. Ich muß schweigen; ich darf ihm nicht sagen, was ich ihm seyn könnte.

So überlegte sie; und dennoch blieb Alles, wie vorher. Endlich nahm der Zufall sich ihrer an, und brachte zugleich neues Leben in beide Familien.

Karl war um diese Zeit, in seinem neunzehnten Jahre, nach der Hauptstadt abgegangen, um seine Laufbahn am Hofe anzutreten. Er hatte den Titel Kammerjunker bekommen, und befand sich jetzt sehr an seiner Stelle. Seine Briefe waren voll von dem Glücke, dessen er genoß; und Hofleute, die auf dem schlüpfrigen Boden alt geworden waren, gaben der entzückten Mutter die Versicherung, daß ihr Karl für den Hof passe, als ob er daran geboren wäre. In der That zeichnete er sich durch mancherlei Kenntnisse und Eigenschaften aus, die an einem Hofe etwas Seltenes sind. Sein Betragen war bescheiden, aufmerksam, dienstfertig; und auch die eigentlichen Hoftugenden bekam er sehr bald: er sprach geschwind und leise, lächelte immer, war nie verlegen, wußte ein Gespräch ganz artig

zu unterhalten, konnte schweigen, und hatte doch eine Gutartigkeit, für die man ihn bewunderte. Ein Prinz vom Hause unterschied ihn bald, und zog ihn an sich. Der Prinz hatte Talente, und Karl wußte tausend Dinge, die man vergebens bei den Uebrigen am Hofe suchte. Es las noch etwas über die bildenden Künste, merkte sich noch die Nahmen von einigen Mahlern, nebst den Worten, mit denen ihre Manier bezeichnet wird, und sprach nun in der That besser über Gemählde, als jeder Andre am Hofe. Der Prinz ging, ritt, fuhr beinahe immer in seiner Gesellschaft; und Karl schwamm in Wonne und Glück. Man würde ihn nach sechs Monathen nicht wieder gekannt haben: so hatte er sich abgeschliffen, so frei und leicht war sein Anstand, so natürlich artig alles, was er sagte.

Sein Bruder Hennig, jetzt siebzehn Jahre alt, war ein schlanker Jüngling, mit funkelnden Augen, mit Wangen, die vor Gluth springen zu wollen schienen, und mit einem edlen Gange. Man sah es ihm bei dem ersten Blicke an, daß er nie auf dem glatten Parkett eines Hofzimmers gestanden hatte, und daß er dahin

nie passen würde. Er war ein wenig wild, und konnte wohl einmal bei einem Erntetanze der Bauern schwärmen. Sein Pferd mußte immer in Galopp gehen. Er rauchte Tabak, wie sein Oheim, und trank zuweilen, ihm zu gefallen, auch ein Glas Wein mehr, als er sollte, ohne das Trinken zu lieben. Seine Kleidung war natürlich und gut; aber die Frauenzimmer fanden immer etwas daran auszusetzen. Er war ein Waghals, der sich, besonders wenn Frauenzimmer ihn sahen, mitten im Galopp vom Pferde warf, oder sonst eine gefährliche Posse unternahm. In der Regel war er sehr geduldig, doch, wenn er lange gereitzt wurde, zornig und heftig; mit Einem Worte: ein Wildfang.

Emilien, die jetzt beinahe sechzehn Jahre alt war, kennt der Leser.

Gerade um diese Zeit bezog der Graf Espenbruch, ein sehr reicher Mann, ein Landgut in der Nähe von Moorberg. Er brachte eine Tochter mit: sein einziges Kind, und seine Erbin, ein Mädchen von vierzehn Jahren, deren Schönheit und Reichthum der Ruf schon vorher angekündigt hatte. Der alte eigensinnige Graf, ein Mann voller Formen, übrigens

aber sehr ehrlich, war eine Zeitlang Gesandter in Regensburg gewesen, hatte zweien Kaiser-Krönungen mit beigewohnt, und hielt auf die alte Spanische Etikette, an die er von Jugend auf gewöhnt war. Er hatte seinen Hof, dem er so lange diente, deshalb verlassen, weil der junge Fürst einige Male Bürgerliche zu Tische bat, und zwei oder drei schöne Mädchen von sehr angesehenen bürgerlichen Familien durchaus zu einem Hofballe bitten lassen wollte. Der alte Graf war gerade nicht stolz, vielmehr gegen jedermann sehr höflich; aber so etwas vertrug sich doch schlechterdings nicht mit der Hofsitte. „Jedes Ding in seiner Ordnung!" sagte er, überwarf sich mit seinem Fürsten, und forderte in aller Unterthänigkeit seinen Abschied. Er erhielt ihn, und die Mädchen kamen doch nicht auf den Hofball; denn die Väter waren so klug, ebenfalls zu sagen: jedes Ding in seiner Ordnung! So blieb Alles beim Alten. Der Hofmarschall sagte dem Fürsten: Ew. Durchlaucht können doch nichts dabei beabsichtigen, als die beiden hübschen Mädchen — zu sehen; und die Hofdamen haben Ursache, es übel zu nehmen, wenn sie übersehen werden. Der

Fürst zog die Stirn kraus, und murmelte vor sich: da soll man sich ewig mit der langen Weile schleppen! — Es blieb, wie gesagt, beim Alten, ausgenommen, daß der Graf Espenbruch seine Stelle niederlegte, und ein angenehmes Landgut nicht weit von Moorberg bezog.

Sobald Frau von Halden Erkundigungen über ihren Nachbar eingezogen hatte, fiel sie auf den Gedanken, daß die kleine reiche Gräfin eine Partie für ihren Karl seyn würde. Schon nach einigen Tagen kam der Graf, in Begleitung einer Cousine, die ihm seit dem Tode seiner Gemahlin die Haushaltung führte, um dem Kammerherrn seinen Besuch zu machen. Frau von Halden, die sein ceremoniöses Wesen schon kannte, empfing ihn unten an der Treppe, und mit allen Zeichen der Achtung. Der Graf war zufrieden, und sagte auf dem Rückwege zu seiner Cousine: die Leute, der Herr von Halden und seine Frau Gemahlin, wissen doch zu leben! — Eine angenehme Frau! antwortete das alte Fräulein, welches in einer halben Stunde von der Halden hundert Neuigkeiten aus der Gegend erfahren hatte.

Bald fuhr der Graf auch nach Sollingen, um den Major zu besuchen; und hier kam ihm niemand entgegen. „Wer, in aller Welt, Hannchen," sagte der Major zu seiner Frau, und machte das Fenster wieder zu — „wer kommt denn da? Ein alter Mann mit einem Orden, über und über mit Gold besetzt, und eine alte Frau mit einer Schleppe, so lang, daß sie die ganze Treppe von oben bis unten bedecken kann!" Er wußte noch nicht einmal, daß ein Graf in der Gegend wohnte. Auf eine Erinnerung von seiner Frau ging er dem Fremden entgegen, aber — welche Fehler! — in seinem Ueberrocke und mit der brennenden Pfeife im Munde.

Ich bin der Graf Espenbruch aus Ransleben, fing der Alte an. Es ist meine Schuldigkeit, Ihnen meinen Besuch abzustatten, Herr Oberstwachtmeister; und ich bitte . . . — „Ei, der Teufel!" unterbrach ihn der Major; „haben Sie Ransleben gekauft? Gratulire. Wollen Sie Sich's bequem machen? Kaffee und eine Pfeife Tabak, oder ein Glas Wein, Herr Graf? Nun, einen getreuen, ehrlichen Nachbar sollen Sie an mir haben. Na, willkommen hier im Grünen, Herr Nachbar!" Und damit

bot er dem Grafen die Hand. Dieser schüttelte den Kopf; denn der Major rauchte seine Pfeife ruhig fort, rief dann aus dem Fenster, daß man den Pferden Futter geben sollte, und fragte; „Herr Graf, haben Sie die Pferde schon lange?" Er hatte sie erst vor Kurzem gekauft, und sagte den Preis. „Ei, der Teufel! Herr Graf, da sind Sie angeführt!" So beging der Major, ohne etwas Arges daraus zu haben, einen Verstoß gegen die gute Lebensart über den andern. Das Fräulein erzählte unterdessen der Majorin, was sie von der Kammerherrin gehört hatte, kam dann auf Bälle und Cour-Tage, und fragte: sind Sie auch schon an einem Hofe gewesen? Die Majorin antwortete lächelnd: nein; ich bin eines Predigers Tochter. — Lieber Gott! erwiederte die Alte seufzend; sehen Sie einmal! eines Predigers Tochter!

Die Majorin hätte beinahe laut aufgelacht. Ihr kleines Hannchen saß und putzte ihre Puppe, ohne sich im mindesten um die Fremden zu bekümmern. Des Majors Neffe, Hennig, kam auf einen Augenblick in das Zimmer; aber die Gesellschaft gefiel ihm nicht, und er ging wieder seines Weges. Bald nachher empfahl sich der

Graf. Er sagte zu seiner Cousine: „es mag ein lieber Mann seyn, der Herr Major von Halden; aber Lebensart hat er nicht im geringsten. Wer in aller Welt raucht wohl Tabak, wenn Fremde zum ersten Male zu ihm kommen? Er sollte doch wenigstens einen Unterschied machen!" — Das kann man nicht von ihm verlangen, erwiederte die Cousine; die Frau Majorin ist ja nur eines Predigers Tochter, und das kleine Mädchen hat eine Bettlerin zur Mutter. Der junge Mensch, den der hochgeborne Herr Cousin gesehen haben, ist ein Sohn der Frau Kammerherrin, und von dem Herrn Major adoptirt; aber man sieht es ihm auch gleich an, daß die Majorin ihn erzogen hat. Ich war doch eine fremde Dame; und küßte er mir wohl die Hand?

„Ja, wo soll ein Husar, der aus dem Lager auf sein Gut geht, Lebensart lernen? Es ist traurig. Ein ehrlicher Mann scheint er zu seyn. Nun, wir haben das Unsrige gethan, und werden ja sehen, was er weiter thut." — Unter diesen und ähnlichen Gesprächen fuhren sie wieder nach Hause.

Die Frau Kammerherrin von Halden machte

nach einigen Tagen ihren Gegenbesuch mit so vieler Pracht, als sie nur konnte. Im Gespräche mit dem alten Fräulein kam sie auf den Major; und Beide merkten es einander bald an, daß sie viel von ihm zu sagen hatten. Frau von Halden erzählte sehr seltsame Dinge von ihrem Schwager; denn es lag ihr ja daran, daß man keinen vortheilhaften Begriff von ihm bekommen sollte.

Endlich zeigte sich auch die junge schöne Gräfin. Frau von Halden bewarb sich augenscheinlich um ihre Gunst, liebkos'te ihr mit aller der Freundlichkeit, deren sie fähig war, und stellte sie dann ihrem Manne als das liebenswürdigste Kind vor, das sie jemals gesehen hätte. Beim Abschiednehmen bat sie die kleine Gräfin um ihre Freundschaft für Emilien. Die alte Cousine versprach, recht oft nach Moorberg zu kommen und die kleine Luise mitzubringen.

Der jungen Gräfin hatte die Frau von Halden eben nicht sonderlich gefallen, aber desto mehr auch heute der alten Cousine, der sie auf die unverschämteste Art schmeichelte, und dem alten Grafen, gegen den sie so höflich, oder vielmehr kriechend, gewesen war. Auf dem Rück-

wege sann sie mit freundlicher Miene und öfterem Kopfnicken über ihre Plane nach; und schon sah sie ihren Karl als den Besitzer der Gräfin und ihres großen Vermögens. Sie kam fröhlich zu Hause, und packte sogleich vielerlei Dinge ein, von denen sie mit der alten Cousine gesprochen hatte, und welche diese Theils sehen, Theils gern haben wollte.

Dem Major fiel es nicht lange nachher auf einem Spazierritte mit Seibold ein, dem Grafen seinen Gegenbesuch zu machen. Beide sprengten nun nach Ransleben, und kamen Vormittags um neun Uhr dort an. Sie mußten eine Viertelstunde allein bleiben, weil der Graf noch nicht gekleidet war. Endlich kam er im vollen Anzuge, und wunderte sich nicht wenig, daß er den Major in seinem Ueberrocke vor sich sah. Er fragte bald, wer Seibold wäre. „Es ist mein Freund," sagte der Major, „und meines Neffen Lehrer. Wir ritten ein wenig, der Morgenluft zu genießen; da fiel es mir ein, daß ich Sie besuchen wollte, und es ging den Augenblick fort über Stock und Stein." Der Graf fand das wieder ein wenig allzu gerade aus; indeß behandelte er sie Beide mit an-

ständiger Höflichkeit. Als sie fort waren, sagte er: wie ich schon neulich bemerkt habe, es ist ein lieber ehrlicher Mann, der Herr Major, und sein Hofmeister sehr gelehrt, wie es scheint; aber von der Lebensart verstehen sie Beide nicht das ABC.

Nun brach das Fräulein mit den Nachrichten los, die ihr die Frau Kammerherrin von dem Major mitgetheilt hatte, und die auf ihrer giftigen Zunge noch übler wurden. Der Graf wunderte sich. Hm! sagte er; seine eigne Schwägerin spricht so von ihm? Da muß er es doch arg machen! Der Graf war nun entschlossen, nicht wieder nach Sollingen zu fahren, so sehr ihm auch Seibolds Kenntnisse gefallen hatten.

Dagegen wurden die Besuche zwischen den Familien in Moorberg und Ransleben desto häufiger, und die Freundschaft der Frau von Halden mit dem Fräulein Cousine alle Tage inniger. Jene machte mit zärtlichen Händedrücken schon Anspielungen auf ihren Plan. Wollte Gott, sagte sie, daß wir so verwandt wären, wie ich es mit dem Major bin; wie glücklich würde ich seyn! — Nun glaubte sie, ihren Karl so bald als möglich in Ransleben

einführen zu müssen, und bat den Grafen um Erlaubniß, ihn vorstellen zu dürfen. Sie schrieb Karln ihren Plan; und er war auf den Flügeln der Ehrsucht da. Er fuhr mit seinem Vater zu dem Grafen hinüber, und erhielt bei dem kurzen Besuche sogleich dessen ganzen Beifall. Seine künftige Braut bekam er nicht zu sehen, und eben so wenig das alte Fräulein, das seine Gönnerin werden sollte; allein seine Mutter gab eine Fete, zu der vor allen Andren die Ransleber eingeladen wurden. Die Frau Kammerherrin war entzückt über das Betragen ihres Sohnes, und ermahnte Emilien unaufhörlich, dessen Anwesenheit zu nützen, und sich nach ihm zu bilden. Karl machte sich geltend, und sprach sogar davon, daß er Emilien leicht als Hofdame bei der Gemahlin seines Beschützers, des Prinzen, oder bei der Fürstin anbringen könnte. Aber dein Kopfhängen mußt du lassen, Emilie, sagte er; das riecht nach dem Lande, und man würde dich damit lächerlich machen. Emilie sah ihn verachtend an, und erklärte sehr bestimmt, daß sie nie an einem Hofe leben würde.

Das kommt noch von dem verdammten

Jahre her, sagte die Mutter, da sie bei dem Major gewesen ist! — Ja wohl, davon kommt es! dachte Emilie mit einem Seufzer. Sie blieb unerschütterlich bei ihrem Vorsatze; denn die Einsamkeit machte sie glücklicher, als der Hofglanz ihren Bruder.

Das Gerücht von des Kammerjunkers Ankunft und von seiner Liebenswürdigkeit war auch bis nach Sollingen gedrungen. „Der Junge sollte zwar eigentlich zu mir kommen," sagte der Major; „aber er ist meines Bruders Sohn. Wir müssen einmal wieder hinüber, und ich werde mich freuen, wenn etwas aus ihm zu werden scheint. Du mußt auch mit, lieber Hennig. Aber zieh deine beste Jacke an, mein Sohn. Karl soll sehen, daß auch wir Schneider haben. Und auch Sie müssen mit, lieber Seibold. Das Mädchen, die Emilie, fragt sich sonst die Zunge nach Ihnen ab, wenn ich hinkomme und Sie nicht mitbringe. Kurz und gut, Sie müssen; mir zu gefallen, wenn Sie auch keine Lust haben. Sie glauben nicht, wie lieb Emilie Sie hat! Wir wollen einmal eine prächtige Reiterei machen. Morgen früh um sieben Uhr sitzt die Eskadron auf. Schlag sieben Uhr! und

die Staatsuniformen! Ich werde erst Musterung halten."

Am folgenden Morgen um sechs Uhr saßen der Major, sein Neffe, Seibold, der alte Hennig, und noch zwei Reitknechte, zu Pferde, alle mit prächtigen Schabracken, die von Golde starrten. Hennig in einem rothen Reitkollet mit goldenen Epauletts, zog die Blicke seines Oheims auf sich. „Der Junge," flisterte er Seibolden lächelnd zu, „sieht doch aus wie der Engel Michael. Sehen Sie nur die Figur, und das Gesicht! Na, wenn der sein Hannchen einmal findet, dem wird es nicht so viele Angst kosten, wie mir und dem alten Hennig."

Als sie auf den Hof von Moorberg sprengten, stieß die gnädige Frau vor Angst einen derben Fluch aus: denn heute sollte die Fete seyn, zu der sie den Grafen Espenbruch eingeladen hatte; und nun führte das Unglück gerade den Major und ihren Sohn her. Ach! setzte sie hinzu, und schlug die Hände zusammen: und wie ein Prinz gekleidet!

Die Sollinger traten herein. Emilie stürzte außer Athem in das Zimmer und gerade auf Seibolden zu. Sie wäre ohne Zweifel in seine

Arme gesunken, ohne an ihre Mutter zu denken, wenn nicht der Major sie aufgefangen hätte. Dieser zog sie an seine Brust, und liebkoste ihr; aber sie hatte die nassen Augen immer auf Seibold geheftet, der vor Verwirrung nicht wußte, wohin er blicken sollte. Emilie erholte sich in des Majors Armen ein wenig, so daß sie nur mit einem zärtlich bestrafenden Blicke vor Seibold hintrat, und ihn leise fragte: haben Sie Ihre Emilie denn ganz vergessen?

Vor aller Angst, wie sie dieser unangenehmen Gäste wieder los werden sollte, bemerkte die Mutter nicht, daß Emilie Seiboldеn sehr vertraulich die Hand bot. Diesen Mittag, sagte sie zu dem Major, ist eine große Gesellschaft bei uns, und zwar, wie ich wohl hinzusetzen kann, zum Theil von Leuten, die ihnen nicht angenehm sind. Sie nannte einige Personen, die der Major wirklich nicht leiden konnte; und er rief zum Fenster hinaus: „Hennig, es soll nicht abgesattelt werden!"

Jetzt kam auch der Kammerjunker. Er betrug sich sehr artig, und bescheidener, als sonst gewöhnlich. Der Major war mit ihm zufrieden, und sagte das der Mutter. Nun blähete

diese sich auf, und erzählte von der Gnade des Prinzen, von dem Beifalle, den ihr Karl am ganzen Hofe hätte, und so weiter. Endlich wollte sie ihren ältesten mit Hennig vergleichen; aber da kam sie übel an. „Nichts, nichts!" rief der Major halb zornig; „da ist nichts zu vergleichen! Der Karl ist, wie Seibold sagt, ein Baum, den man en éventail geschnitten hat, der seinen Schatten nur auf ein Fenster wirft, das Gesichtchen einer Dame zu schützen, und um sich her sengen und brennen läßt, wie die Sonne will. Hennig aber ist eine hohe Buche, die weit umher ihre schattigen Zweige verbreitet, unter die sich jeder müde Wanderer legen kann, und die Niemanden ihren Schatten abschlägt. Er wäre im Stande, wie Simson, ein Stadtthor wegzutragen, damit er Platz hätte, hineinzugehen. Karl aber? der ist so geschmeidig, daß er durch ein Mäuseloch kriechen könnte. Sie haben den Karl nun einmal an einen Hof bringen wollen, und es ist mir schon recht, daß er nicht ewig um mich her von Prinzessinnen und dergleichen schwatzt; aber mein Hennig, nehmen Sie mir das nicht übel,

ist

ist ein Simson gegen ihn. Sehen Sie, das ist also nichts mit Ihrem Vergleiche."

Aber bringen Sie einmal Hennigen an einen Hof; Sie werden sehen, ob er da fortkommt.

„Das soll er auch nicht; dazu ist er nicht erzogen. Aber bringen Sie einmal Beide, wie den Robinson, auf eine wüste Insel, oder unter Wilde, oder unter die Menschen, in Gefahr, in Noth und Elend, wo es darauf ankommt, Muth zu haben, zu helfen, zu arbeiten, etwas zu entbehren, sein Leben in die Schanze zu schlagen: da sollen Sie sehen, ob nicht Karl stocksteif da steht, wenn Hennig Arme und Beine, Kopf und Herz so geschwind bewegt, wie ein Ohrwurm. Nein, noch einmal, das ist nichts!"

Die gnädige Frau hätte ihm gern seine Antwort zurückgegeben: dazu ist Karl auch nicht erzogen! Aber sie schwieg, damit der Major diesesmal in Güte, und je eher je lieber, wieder nach Hause reiten möchte. Emilie hörte zu ihrer Verwunderung, daß der Onkel schon vor Tische wieder weg wollte, und bat ihn, zu bleiben. Aber, Emilie, sagte die Mutter; du weißt ja, daß der Herr Bruder in der Gesellschaft der Leute, die wir zu Tische haben,

allemal ungeduldig wird. Warum sollen wir ihm nicht einen Aerger ersparen? Du kannst ja den Onkel eine halbe Stunde weit begleiten.

Das schlug an. Die Mutter hatte verlangt, daß Emilie heute ihr Reitkleid anziehen sollte, weil dieser Anzug ihr am vortheilhaftesten stand. Emilie weigerte sich, da es in ihren Augen unnatürlich und lächerlich war, ohne zu reiten, ein Reitkleid zu tragen. Jetzt aber setzte die Mutter ihren Willen ohne Schwierigkeit durch, und sie freuete sich schon darauf, daß die Gesellschaft ihre Tochter, die vortrefflich zu Pferde saß, würde zurückkommen sehen. Das Reitkleid wurde hervor gelangt, und die Mutter hielt nun den Major bis gegen Mittag auf, damit Emilie nicht zu früh wiederkommen könnte. Um zwölf Uhr saß die ganze Gesellschaft aus Söllingen mit Emilien zu Pferde; und jetzt rief ein Bedienter: der Herr Graf von Espenbruch kommt den Berg herauf! Schnell flog der Kammerjunker hinunter über den Hof, um den ceremoniösen Grafen schon am Thore zu empfangen. So eben sprengten die Reiter über die Zugbrücke, als der Wagen des Grafen auf diese einbog; und

nun entstand eine kleine Unordnung. Der Kutscher wollte die ersten Pferde zurückziehen; es ging aber nicht, da sie sich hoben. Das alte Fräulein im Wagen schrie; der Major donnerte mit seiner kräftigen Stimme dazwischen, und warf sein Pferd herum. Emilie hielt bei Seibolden nahe am Rande der Brücke, die eine nur drei Fuß hohe Brustwehr hatte, und gab mehr auf ihren Nachbar, als auf ihr Pferd, Acht. Sie kam durch das rasche Umwenden des Oheims ins Gedränge. Der Goldfuchs wurde scheu, und hob sich. Seibold griff in den Zügel, und zwar aus Angst zu stark; nun machte der Goldfuchs einen wilden Satz, und seine schöne Reiterin stürzte über die Brustwehr in den tiefen Schloßgraben hinunter.

Jetzt erhob sich ein furchtbares allgemeines Geschrei. Seibold sprang todtenbleich vom Pferde, und stürzte sich mit dem Ausruf: heiliger Gott! von der andren Seite der Brücke, über die Brustwehr weg, ins Wasser. Der Major hing beinahe leblos auf dem Pferde. Der Bruder Hennig war in einem Augenblicke auf den Füßen, riß eine Latte von der Mauer, lief an das Ufer des Grabens, und

watete bis an die Schultern hinein. Seibold hatte Emilien schon gefaßt und schwamm mit ihr dem Ufer zu. Hier ergriff er die Stange, die Hennig ihm zureichte. Beide hielten nun Emilien über das Wasser, und trugen sie an das Ufer. Emilie war schon gerettet, als die Knechte vom Hofe erst mit Seilen und Stangen kamen. Sie hatte in nicht geringer Gefahr geschwebt; denn nicht weit von der Brükke war die Mühle, und das Wasser hatte deshalb ein starkes Gefälle.

Jezt nahm Seibold Emilien auf den Arm, und rief: Hans! einen Arzt! Sogleich sprengte ein Reitknecht nach der nächsten Stadt, und beinahe eben so schnell flog Seibold mit seiner süßen Last über den Hof. Hennig eilte ihm nach, und alle Leute mit den Pferden am Zügel kehrten wieder um. Der Major wurde von seinem alten Husaren geführt. Dann folgte der Graf; vor ihm lief weinend seine Tochter, und fragte jeden: ach Gott! sie ist doch nicht todt? Zulezt kam der Wagen mit dem alten Fräulein, das aus Leibeskräften schrie: ich falle in Ohnmacht! ich falle in Ohnmacht!

Der Kammerjunker, der bei Emiliens Un-

falle schon auf der Brücke gestanden hatte, erholte sich von seinem Schrecken, sobald er sie gerettet sah. Er ging nun sogleich zu dem Grafen, und machte ihm eine tiefe Verbeugung; aber der Graf sah es nicht. Er lief zu der kleinen Gräfin, die sich durch die Pferde vordrängen wollte, und machte auch ihr eine Verbeugung, mit einem artigen Kompliment; aber sie starrte ihn an, fragte, noch immer bleich vor Schrecken: ist sie todt? und lief ängstlich bei ihm weg nach dem Hause. Der Graf wurde also nicht empfangen, und nahm es diesmal nicht übel. Karl hob nun die alte Cousine aus dem Wagen, die sich sehr darüber beklagte, daß man ihr einen solchen Schrecken verursacht hätte, und die dazwischen noch immer schrie: ach, ich falle in Ohnmacht!

Seibold trug Emilien in ihr Zimmer. Hier rief er der Bonne zu: geschwind Kleider, und ins Bett! Die Mutter fing an Emiliens Kleid aufzuknöpfen; Seibold aber riß es mit Einem Griffe von oben bis unten auf. Er ging nur auf Bitten der Bonne in das Nebenzimmer, bis Emilie entkleidet war und im Bette lag. Jetzt fuhr schon ein Wagen nach dem andern

vor; Frau von Halden mußte also ihre Gäste empfangen und ihre Tochter den Händen der Bonne und der Fremden aus Sollingen überlassen. Seibold stand in seinen triefenden Kleidern todtenbleich und ängstlich am Bette; Hennig neben ihm. Der Major lag in einem Sessel, rührte die Lippen, und hielt die Hände gefaltet, als ob er betete. Die kleine Gräfin hatte sich zwischen Hennig und Seibold an das Bett gedrängt, und schluchzte; das Wasser lief von Beiden immer über sie hin, ohne daß sie es merkte. Als Seibold Emilien einige Löffel voll Thee eingeflößt hatte, schlug sie die Augen wieder auf, und fragte mit schwacher Stimme: wo bin ich? Seibold sank an dem Bett auf die Kniee, und rief triumphirend: Emilie, liebste, theuerste Emilie! O, Gott sey Dank, sie lebt! — Emilie reichte ihm matt die Hand, die er küßte und mit heißen Thränen benetzte. Der Major sah Emiliens Augen offen, sprang auf, rief: Gott sey Dank! und umarmte alles im Zimmer: Seibolden, seinen Neffen, die kleine Gräfin und die Kammerjungfer. Ach, Gott! sie lebt! rief die kleine Gräfin laut vor Freude. Meine Schwester

lebt! rief Hennig. Und nun stürzten alle Drei, der Major, die Gräfin und Hennig, in das Besuchzimmer, und riefen: sie lebt! sie hat die Augen geöffnet!

Gott Lob! sagte der Kammerjunker. Gott Lob! rief Hennig nach, und schloß ihn an seine triefende Brust. Sie lebt, Mutter! rief er dann, und umarmte auch die Mutter, wie begeistert. Wer ihn fragte: lebt sie? dem antwortete er mit einer Umarmung: ja, sie lebt! und jeder trocknete sich murrend die Kleider. Das alte Fräulein lief aus einem Winkel in den andern, um nur ja weit genug von dem tollen Menschen zu seyn. Der Major war unterdessen in ein Fenster getreten, und weinte stille Freudenthränen.

Endlich wurde alles im Besuchzimmer ruhig; aber Frau von Halden trat feuerroth im Gesichte herein. Sie war, sobald sie ihre Gäste bewillkommt hatte, wieder zu Emilien gegangen, und hatte da eine Scene gesehen, durch die sie ganz aus ihrer Fassung kam. Seibold knieete an dem Bette ihrer Tochter; Emilie ruhete mit dem Gesicht auf seiner Schulter, und er drückte ihre Hand an seinen Mund. Frau von

Halden ärgerte sich über diese Stellung, und wollte doch nichts sagen, weil Seibold ihrer Tochter so eben den größten Dienst geleistet hatte. Sie hob freundlich an: ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, Herr Seibold, daß Sie meine Emilie gerettet haben.

Sie? fragte Emilie zitternd; Sie haben mich gerettet? . . . O Seibold, fuhr sie dann mit festerer Stimme fort, und schlang auf einmal mit glühender Leidenschaft den Arm um seinen Hals: mußten Sie erst mein Leben retten, um zu erfahren, daß mein ganzes Herz Ihnen gehört? Die Mutter faßte zwar den Sinn dieser Worte nicht völlig; aber sie merkte ihn doch ungefähr an Emiliens Blicken und Tone. Gewiß würde sie jetzt gleich aufgefahren seyn, wenn sie nicht befürchtet hätte, daß es Emilien schaden möchte. Sie bat Seibolden, ihrer Tochter einen Augenblick Ruhe zu gönnen, und zwar so artig, daß er es nicht abschlagen konnte. Er verließ nun das Zimmer, um sich anders anzukleiden.

Während dieser Scene am Krankenbette wurde im Besuchzimmer nur von der Begebenheit gesprochen, und man hatte sie wenigstens

schon dreißigmal erzählt, ohne nur Einmal nach Emiliens Retter zu fragen. Endlich kam Seibold in einem Ueberrocke des Kammerherrn. Der Major trat auf ihn zu, drückte ihn schweigend an seine Brust, und sagte dann: „Seibold, ich weiß noch immer nicht, wie das Mädchen da hinunter flog und von den Wellen verschlungen wurde. Tausende habe ich durch Kartätschen um mich her fallen sehen, und den Kopf nicht verloren; aber als das Mädchen sank, da war es, als wäre mir jedes Glied am Leibe gelähmt. Und Sie, lieber Seibold, Sie! Wo nahmen Sie die Entschlossenheit her, Sich auf der andern Seite sogleich nachzustürzen? . . . Das that er, Bruder, das that er! Er war vom Pferde, und sprang hinunter in den Graben, als läge seine Seligkeit darin. Ach Gott! wenn er es nicht gethan hätte, so wäre meine Emilie jetzt von der Mühle gerädert. Sieh, Bruder, das Alles war Ein Augenblick. Milchen flog hinunter, Seibold hinter her, und keine halbe Minute, so stand auch schon der brave Hennig — komm her, mein Sohn, an meine Brust! — ja, da stand er bis an den Hals im Wasser, mit einer Stange in der

Hand. Sag mir nur, wo hattest du den Augenblick die Stange her, Hennig?"

Ja, unterbrach ihn das alte Fräulein; wie der Herr Major sagen. Und hier, mein kleiner Brausewind (sie zeigte auf die junge Gräfin) war in eben dem Augenblicke zum Wagen hinaus, und an den Graben hinunter. Ich zitterte vor Angst, daß sie nachspringen möchte.

Ach, sagte die kleine Gräfin, ich wäre nicht im Stande gewesen, im Wagen zu bleiben, und wenn ich hätte mit ertrinken müssen. Ich mußte heraus.

„Mußtest du das, mein edles Mädchen?" sagte der Major, und drückte die Kleine an sein Herz. „Dafür gebe Gott dir auch einmal einen Helfer in der Noth!"

Der Graf war sehr gerührt, ob er es gleich für ein wenig ungezogen hielt, daß der Major seine Tochter Du nannte. Er wollte sie umarmen, und fühlte die Nässe ihrer Kleider. Aber Luise, sagte er, hast du denn auch im Wasser gelegen? Du bist ja von oben bis unten naß. Man umringte die Gräfin, und faßte ihr Kleid an. Auch der Kammerjunker legte seine Hand auf ihre Schulter, und sagte lächelnd: Sie sind

ganz naß, meine theure Gräfin. — Sie hat Emilien mit auf das Bett tragen helfen, sagte Hennig. — „Und sie stand ja zwischen euch Dachrinnen am Bette!" sagte der Major.

Ich bedaure Sie, meine Gnädige, sagte Karl. Sie sollen sogleich Kleidung von Emilien bekommen. Aber Sie hätten das nicht thun sollen! Sie können sich erkälten! Ich nehme den innigsten Antheil an Ihrer Gesundheit.

„Aber hüte dich, mein edles Kind," fiel der Major ein, „daß du nicht einmal ins Wasser fällst; denn an seinen goldenen Treffen und dem seidenen Futter unter seinem Rocke nimmt er doch größeren Antheil, als an dem Leben eines Menschen. Jetzt fällt es mir erst ein! Mich hatte der Schrecken gelähmt; dein Bruder lief hinunter in den Graben; ein Fremder stürzte sich von der Brücke, um deine Schwester zu retten; und während dessen sprangest du von einem Stein auf den andern, damit die Pferde dir die Strümpfe nicht bespritzen sollten. Pfui Teufel!" — Lieber Onkel, sagte der Kammerjunker erröthend, ich war von Schrecken gelähmt, wie Sie.

Der Major wollte ihn nicht noch stärker

beschämen; er zog nur die Augenbraunen zusammen, und brummte: „nun, wenn das ist, so mag es seyn.“

Die Gräfin mußte sich jetzt umkleiden, und als sie wiederkam, ging man zu Tische. Bei dem ersten Schritte in das Eßzimmer sagte der Major: „Na, heute soll mir der Achtundvierziger schmecken! Es ist Emiliens zweiter Geburtstag, oder Tauftag.“

Der Kammerjunker hatte die Hand der Gräfin gefaßt, und führte sie hinauf. — „Halt!“ rief der Major, und nahm sie ihm ab; „Emiliens Pathen, Retter und Helfer müssen zusammen, obenan, sitzen.“ Die ganze Gesellschaft stimmte mit ein, und so gingen alle Winke der Frau von Halden verloren. Obenan saß die Gräfin; auf beiden Seiten Hennig und Seibold. „Die Nassen gehören neben einander, Vetter Kammerjunker!“ rief der Major Karln zu; „und die Lahmen auch: ich alter Mann, und du junger Mensch! Komm her, setze dich zu mir! Vater und Mutter müssen da oben hin, zu den Rettern ihres Kindes.“ — Frau von Halden wurde grün und gelb; allein es half nichts: sie mußte neben Seibold, und der

Kammerherr neben seinem Sohne Hennig sitzen. „Ich Sünder," fuhr der Major fort, „der ich nichts konnte, als beten, ich will die unterste Stelle einnehmen, den drei Edelgesteinen dort gegenüber." Kaum saß er, so füllte er sein Glas, und rief: „Emiliens Gevattern sollen leben! hoch!" Die ganze Gesellschaft stimmte ein, und alles wurde heiter durch des Majors Fröhlichkeit; nur Seibold, die gnädige Frau Kammerherrin, und der gnädige Herr Kammerjunker waren still und verlegen.

Hennig wurde bei seiner schönen Nachbarin desto lustiger und gesprächiger. Sie nannte ihn: Gevatter; er sie: Gevatterin. Rings um den Tisch flogen lachende Gesundheiten; alle Augenblicke hörte man bei dem lauten Klingen der Gläser rufen: Emilie! und dann wieder: die drei nassen Pathen!

Der alte Hennig hatte unterdessen für die Pferde gesorgt, und schlich nun, als schon alles bei Tische saß, auf Emiliens Zimmer, um ihr seine Freude zu bezeugen. Sie saß, schon wieder angekleidet, in einem Lehnstuhle, und war in den stärksten Gefühlen der Dankbarkeit, der Liebe, der Freude über die glückliche Rettung ihres

Lebens. Hennig mußte sich zu ihr setzen, und die Bonne ging hinaus, um ihr noch Thee zu besorgen. Nun, da es so abgegangen ist, sagte der ehrliche Alte, mit Thränen in den Augen — nun möchte ich kein Rittergut für das Springen und Nachspringen nehmen. Ich habe schon lange gewußt, wie es mit Ihnen und dem lieben Seibold steht. Und vollends heute! Jetzt kann die Mama wahrhaftig gar nichts mehr dagegen haben, daß Milchen und Seibold ein Paar werden. Der Herr Oberstwachtmeister? ja, das weiß Gott, der würde wieder jung, wenn es bald geschähe. Aber, nun müssen Sie auch nicht säumen, liebes Milchen!

Emilie erstaunte, daß der Alte so von ihrem Geheimnisse sprach. „Lieber Hennig," hob sie verlegen an; „weiß denn der Onkel . . . ?" — Sie konnte keine Worte finden, und erröthete.

Ei, was wollt' er nicht! Wir haben ja die Erfahrung selbst gehabt, und Augen sitzen uns im Kopfe, so gut wie andren Leuten. Herr Seibold ging ja so trübselig umher, und seufzte, und schnappte nach Luft, gerade wie der Herr Major, als er verliebt war. Und nun heute noch dazu der Sprung! Die Mama darf

jetzt nicht einmal die kleinsten Umstände machen; denn wer einer Tochter das Leben rettet, dem können die Eltern sie gar nicht verweigern. Was hilft da Adel oder so etwas! Da heißt es: ist nicht das Leben mehr, denn der Leib, und der Leib mehr, denn ein Adelsbrief? Sehet die Vögel . . . Nein, das gehört nicht mehr dazu.

Emilie gestand dem alten treuen Hennig, der so theilnehmend in sie drang, daß sie als Seibolds Frau sehr glücklich seyn würde.

Haben Sie denn das Seibolden schon gesagt? fragte Hennig fröhlich. Emilie schüttelte den Kopf. — Nicht? fuhr Hennig fort; und in diesem Augenblicke fiel ihm ein, daß Geschwindigkeit seinen Herrn bei Hannchen glücklich gemacht hatte. So gehen Sie auf der Stelle, Fräulein Milchen, und sagen Sie es ihm! — Lieber Hennig, erwiederte Emilie nach einer kleinen Pause; das ist unmöglich. Wo denkst du hin? Das schickt sich nicht.

Jetzt zog Hennig die Stirn in Falten. Wie? das wäre unmöglich? Den Teufel auch! Sie wollen Sich wohl erst lange besinnen? Besann sich denn Seibold, als Sie da hinein-

plumpten? Sie fielen, und er sprang hinterher. Besinnen! Ei, Fräulein Milchen! Hätte er sich nur einen Augenblick besonnen, so könnten Sie jetzt nicht so undankbar seyn und Sich besinnen wollen. Das schickt sich nicht! Seh doch einer! Dem Retter meines Lebens, sagt der Major, gehört Liebe und Herz. Es schickt sich wohl auch nicht, daß ein Major einen Reitknecht küßt; aber Ihr Onkel thut es doch, ohne sich zu besinnen, und wenn wir Beide vor dem Könige ständen, er würde es thun. Nein, Milchen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich ginge hinüber, und sagte in Aller Gegenwart, daß ich Seibolden lieb hätte, daß ich seine Frau werden wollte. Und da würde die Mama auch keine Umstände machen: denn heute muß sie doch Schimpfshalber etwas thun; morgen aber denkt sie vielleicht schon nicht mehr daran, daß Seibold ihr Milchen aus dem Wasser geholt hat. Und dann ist der Major da; der wird gleich Amen! rufen. Geben Sie Acht, wenn Sie erst anfangen zu trödeln, so geht es gar nicht. Und in der Bibel steht: wer mich bekennet vor den Menschen. Da könnte Herr Seibold recht sehen, wie lieb Sie ihn haben!

Und

Und da würde bald alles richtig, und Milchen wäre Braut, hussa! Na, Milchen, sitzen Sie da nicht länger!

Hennigs Vorstellungen thaten die heftigste Wirkung auf die exaltirte Emilie. Sie fand etwas Großes, Erhabenes in einem solchen Schritte; und überdies argwöhnte sie einen Plan ihrer Mutter, von dem die Leser bald mehr erfahren werden: nehmlich, sie mit einem gewissen abscheulichen Menschen zu verheirathen. Man nehme noch dazu, daß in Emiliens Herzen jetzt die stärksten Empfindungen der Dankbarkeit, der Liebe und der Freude lebten und wirkten; daß sie ganz außer sich, wie über sich selbst erhaben war: so wird man es nicht unnatürlich finden, daß sie in dem Tumult ihres Herzens und ihrer Sinne das Unschickliche eines Entschlusses, den sie jetzt faßte, nicht bemerkte. Sie stand auf, sagte: ich will! und ging.

Mitten unter dem fröhlichen Getöse der Gäste öffnete sich die Thür des Eßsaales, und Emilie, in einem weißen Kleide, mit blassen Wangen, und das blonde Haar schlicht um die Stirn her hangend, trat langsam herein. — „Emilie!" rief die kleine Gräfin; und alle

Gesichter wendeten sich um. Der Major sprang auf, und wollte sein Milchen in die Arme nehmen; aber sie sagte: lieber Onkel, mein erstes Wort gehört dem Retter meines Lebens.

„Ja, Milchen, da hast du Recht!" erwiederte der Major, und nickte mit dem Kopfe. Er führte sie langsam um den Tisch, zu Seibolden. Dieser stand erröthend da, und Emilie trat mit Thränen in den Augen vor ihn hin. Sie wollte verschiedene Male anfangen zu sprechen, und vermochte es nicht. Alles wurde todtenstill im Saale; alle Blicke hingen gerührt auf den beiden Stehenden.

Endlich sagte Emilie sanft: „Sie haben mir das Leben gerettet, lieber Seibold." — Mit diesen Worten zog sie einen einfachen Goldring von ihrem Finger. — „Nehmen Sie diesen Ring von mir zum Unterpfande meiner Dankbarkeit, und" — sie schlang den Arm um seine Schultern, und drückte ihre Lippen auf seinen Mund — „diesen Kuß zum Unterpfande meiner Liebe." — Seibold wollte sie unterbrechen. — „Lassen Sie mich ausreden; ich muß noch einige Worte sagen. Sie lieben mich schon längst. Bisher zweifelte ich daran; aber heute

haben Sie es mir bewiesen. Und ich? ich liebe Sie schon, seitdem ich mich meiner Gefühle zu erinnern weiß."

Der Major nickte noch immer mit dem Kopfe; die Mutter hörte mit gespannter Miene zu, und war sehr ängstlich. Emilie fuhr fort: „Wir schwiegen Beide; erst sollten alle Rechte, die Eltern und Verwandten über mich hatten, an Sie fallen. Das ist heute geschehen. Ohne Sie wäre ich nicht mehr; nun gehöre ich Ihnen, Ihnen allein, und ewig. Ich bitte Sie, nehmen Sie mein Herz, meine Hand an, und geben Sie mir auch Ihren Nahmen; dann bin ich, wie ich wünsche, alles nur durch Sie."

Man kann leicht denken, wie sehr die Gesichter rings um den Tisch her sich veränderten. Der Major hörte jetzt auf mit dem Kopfe zu nicken. „Das kann eine fatale Geschichte werden!" sagte er, und schlich wieder auf seine Stelle.

Die Mutter sprang auf, und flog auf ihre Tochter zu. „Liebe Mutter," sagte Emilie sanft, aber sehr fest und eindringlich; „beruhigen Sie Sich noch einen Augenblick, damit Sie erst hören, was ich eigentlich will." — Sie wendete sich wieder an Seibold: „Ich weiß wohl, daß Sie

fähig sind, Ihre Wanderschaft aufs neue anzutreten. Aber Sie sagten: mit Ihrem Schatten. Ganz richtig! Hören Sie nun auch, wozu ich fähig, wozu ich fest entschlossen bin! Verlassen Sie Sollingen, so verlasse ich Moorberg, und folge Ihnen, als Ihr Schatten. Nichts soll mich davon abhalten; ich sage . . . .

Mein Kind, rief die Mutter erhitzt; wir müssen dich einsperren. Geh jetzt den Augenblick auf dein Zimmer! — Mit diesen Worten faßte sie die Hand ihrer Tochter.

Mein theurer Onkel, rief Emilie laut; erbarmen Sie Sich Ihres Kindes! Ich verlange weiter nichts, als ausreden zu dürfen.

Der Major sprang finster auf, und flog zu Emilien hin. — Ich hoffe doch, Herr Bruder, sagte die Schwägerin spitz, Sie werden ein Kind nicht gegen seine Mutter aufhetzen wollen? . . . Fort, den Augenblick, auf dein Zimmer! den Augenblick!

Dem Major standen große Schweißtropfen auf der Stirn. Er sah Emilien eben so finster an, wie die Mutter. „Weiß es der allwissende Gott, was hier Recht ist! Seibold, sagen Sie, was thu' ich hier!" Seibold war todtenbleich, und

schwieg. Die Mutter zog Emilien an die Thür. Emilie riß sich los; der Kammerjunker sprang auf, und gegen sie zu. „Bleib' Er sitzen, Hans Hasenfuß!“ rief der Major. „Vor zwei Stunden hätte Er springen sollen, als sie im Wasser lag! Wenn da Hennig schweigt, so . . .“

Die Ehre unsres Hauses, — sagte der Kammerjunker —

„ — lag heute im Wasser, und da hattest du Maulaffen feil. Da setz dich! Auf dem Trocknen sollst du nicht groß thun! Bruder Toffel, sprich doch! du bist ja Vater!“ Endlich siegte bei dem Major die Liebe zu Emilien, die noch immer bleich mit ihrer Mutter kämpfte, und nur um die Erlaubniß bat, drei Worte reden zu dürfen.

Er riß sich die Uniform auf, und rief: „liebste Frau Schwester! Herr Gott, das Kind kann ja den Tod davon haben! Da sitzen sie Alle, als wenn sie fest genagelt wären auf den Stühlen, und ich muß mich hier allein herumtummeln.“ Seine Angst und seine Unentschlossenheit wurden schnell so groß, daß er den Säbel zog, und mit Thränen in den Augen, halb wüthend, ausrief: „großer Gott, ich könnte ein Unglück anrichten!“ Nun sprangen alle

Damen kreischend auf. Plötzlich ließ die Mutter Emilien fahren, schlug die Hände zusammen, und rief in einem wirklich Mitleid erregenden Tone: barmherziger Gott! ich unglückliche Mutter! Emilie hörte diesen jammernden Ausruf, und die Natur behauptete ihre Rechte. Sie sank auf die Kniee, und rief mit wilden Blicken, mit ängstlicher Stimme: ach, liebe Mutter, vergeben Sie mir! Ich gehe ja schon! — Mit diesen Worten eilte sie, wie ein gescheuchtes Reh, zum Saale hinaus.

Die Scene war über alle Vorstellung erschütternd und zerstörend. Hennig hatte den Kopf auf den Tisch gelegt, und schluchzte; der Vater saß todtenbleich da; die Gräfin zitterte wie ein Espenblatt; der Graf goß eine ganze Flasche Wein in sein Glas, und das Tischtuch schwamm, ohne daß er es merkte; der Major zog seine Augenbraunen mit unbeschreiblicher Schnelligkeit auf und nieder; die Mutter schluchzte laut vor Zorn und Scham; Seibold stand wie eine Bildsäule.

Der Kammerjunker schlich sich hinter dem Major weg zu Seibolden hin, und sagte, vor Zorn wüthend, doch halb leise: mach Er, Pa-

tron, daß Er die Thür findet! — Der Major hörte das. „Wen nennst du Er, Bursche? wen Patron? Den Mann da, der deiner Schwester das Leben gerettet hat? Großer Gott! ohne diesen Mann wäre hier jetzt ein Haus des Trauerns, ein Sterbehaus. Zwar viel besser ist es auch jetzt nicht. Kommen Sie, Seibold! Wir wollen weg. Wenn es meine Tochter wäre; bei dem lebendigen Gott! noch heute gäb' es Hochzeit. Wer sich zu einem Mädchen ins Wasser legt, ein Haarbreit von den Mühlrädern und dem Tode, dem sollte es doch wohl ganz gehören. Und daß Milchen sich in der Geschwindigkeit in Sie verliebt hat, das begreif' ich. Es ist mir ja eben so gegangen mit der Retterin meines Lebens, mit Hannchen."

Wenn es Ihre Tochter wäre, sagte Frau von Halden, so könnten Sie es halten, wie Sie wollten; ich aber will die Schande nicht auf meine Familie laden.

„Schande? Alle Teufel! Schande?" Er sprang an das Fenster, und rief mit lauter Stimme: „die Pferde!" Auf einmal kam der ganze Hof in Bewegung. Ein Gast schlich

nach dem andern fort, und eilte, je eher je lieber in den Wagen zu kommen. Der Major führte Seibolden, der fast ohne Bewußtseyn war, sanft und tröstend die Treppe hinunter, und half ihm auf das Pferd. Alles ritt, oder fuhr ab. Die kleine Gräfin sagte auf der Brücke: hier war es! Ich hätte ihm Emilien gegeben. — Es ist ein intrikater Fall! sagte der Graf; das Fräulein: nein, die Mutter hat Recht; sonst würden ja, wenn man einmal das Unglück hätte, ins Wasser zu fallen, gleich alle Bürgerlichen nachspringen.

Der Major saß bald auf dem Pferde, und ritt langsam nach Sollingen zu. Der alte Hennig blieb immer funfzig Schritte hinter ihm, und verrieth mit keiner Sylbe, daß er so vielen Antheil an der Begebenheit hatte. Niemand sprach; auch Emiliens Bruder nicht. Der Major überlegte, wer eigentlich Recht bei diesem Handel hätte: seine Nichte oder ihre Mutter. Er sann hin und her; aber die Sache blieb ihm unauflöslich. Daß die Tochter ohne den Willen der Eltern nicht ihre Hand weggeben dürfe, schien ihm gewiß zu seyn. „Mit dem Herzen,“ dachte er, „ist es ein anderer Kasus; denn das

ist weg, ehe man es sich versieht, und wenn man auch alle Tage andächtig an das vierte Gebot denkt. Ich habe das ja selbst erlebt. Aber das Herz ohne die Hand! Hm! das ist doch sehr bedenklich." Er gab seinem Pferde die Sporen, und es machte einen Satz. „Halt!" sagte er halb laut; „du sollst die Sporen nicht haben. Aber die Gelehrten müßten sie bekommen, und die Peitsche dazu, daß sie eine solche Sache nicht erläutern. Wem das Herz gehört, dem gehört auch die Hand: das ist richtig. Nun seh' aber einer den verdammten Streich! Umgekehrt ist es eben so wahr: wem die Hand gehört, dem gehört auch das Herz. Emiliens Herz gehört nun Seibolden, und er hat es ehrlich verdient; die Hand gehörte ihm obendrein, wenn es nach der Bibel ginge. Aber da ist die Mutter; die ruft: die Hand gehört mir! und sie hat nicht Unrecht. Was soll da ein ehrlicher Mann thun? Seibolden hab' ich lieb, und ich wollte springen vor Freude, wenn er noch mein Vetter würde. Und mit dem Adel, das sind hier nur Narrenpossen; denn er hat sie aus dem Wasser gezogen, wie die Prinzessin von Aegypten den Moses. Ja, wahrhaftig! da steht es

ja groß genug. Moses war ihr Sohn; und wäre sie jünger gewesen, wer weiß, was dann geschehen seyn würde. Mosis Eltern hätten wahrhaftig nicht nein sagen dürfen, ob sie gleich eine Heidin war. Was man doch für Noth in der Welt hat! Da muß ich mich herum plagen mit Gedanken, als ob ich die Emilie selbst haben wollte! Na, ich glaube, das ist einmal wieder so ein Fall, den man am besten dem lieben Gott überläßt, und bei dem man ihm danken muß, wenn man ehrlich davon kommt."

Unter diesen Betrachtungen kam der Major mit seinen Begleitern zu Hause an, und trug nun den Fall Hannchen vor. Sie überlegte hin und her, bemerkte dabei des Majors Unruhe, und war nun seiner Meinung: man müsse die Sache Gott überlassen. Heimlich aber dachte sie, anstatt Gott, Seiholden. Beim Auskleiden sprach der Major auch mit Hennigen über den Fall; und nun gestand dieser seine Schuld. „Alter," sagte der Major, und reichte ihm die Hand; „da hast du wahrhaftig einen dummen Streich gemacht!"

Ja, weil ich mit dummen Menschen zu thun hatte. Wären Sie's nur gewesen, wir

wollten einmal sehen, ob nicht Alles jetzt sagen würde: der Hennig fängt doch seine Sachen immer gescheidt an! Denken Sie nur an die Frau Majorin. Es war eben so; nur mit andern Leuten.

„Das ist auch wahr, und du hast es gut gemeint. Aber, Hennig, nun sag einmal" — Er setzte ihm die Sache nach seiner Art aus einander, und erklärte ihm das vierte Gebot.

Warum, frag' ich, erwiederte Hennig mit Eifer — warum müssen Kinder den Eltern gehorchen? Weil sie das Leben und so viel Gutes von ihnen haben. Nun, Milchen hat das Leben von ihrer Mutter, und muß ihr darum gehorchen. Aber heute hat sie das Leben auch von Seibold bekommen; und dem sollte sie nun nicht gehorchen müssen? Und ist sie nicht von Seibold fast ganz erzogen? Und hat sie nicht von ihm das Gute, warum wir Alle sie so lieb haben? Ja, es fragt sich, wer ihr mehr Gutes erwiesen hat: die Mutter oder Seibold. Darum sag' ich, sie ist Seiboldeu so viel Gehorsam schuldig, wie ihrer leiblichen Mutter.

Das überzeugte den Major noch nicht. Er sah sehr bald, wie viele Mißbräuche von solchen

Grundsätzen gemacht werden könnten. „Nein, nein, Hennig. Mit Eltern und Kindern das ist etwas Heiliges. Man kann hundert Menschen aus dem Wasser holen, ohne sie darum eben lieb zu haben. Wäre das eben so wie mit der Elternliebe, so würden wohl nicht zehn Thaler dafür bezahlt, wenn man einen rettet. Die Elternliebe ist heiliger. Das lasse ich mir nicht ausreden, ob ich gleich nicht so recht sagen kann, warum. Es steht in der Bibel und hier in der Brust."

Warum steht denn in der Bibel auch: soll Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen? So muß das wohl noch heiliger seyn! Und in der Brust steht es auch; Sie haben's ja selbst gefühlt. Hätte Ihr Vater damals noch gelebt und 'was dagegen gehabt — ich wollte nur gesehen haben, was Sie gethan hätten!

„Mein Vater würde auch nichts dagegen gehabt haben, Hennig. Aber, wäre das gewesen, siehst du, so hätt' ichs gelassen, oder — Ja, so recht weiß ich nun wohl nicht, was ich da gemacht haben würde. Das vierte Gebot steht mir im Wege; es ist gleich das erste in der zweiten Tafel, oben an, noch über dem

fünften. Siehst du, es ist wohl noch schlimmer, seinen Eltern ungehorsam zu seyn, als einen Menschen umzubringen. In dem Gebote liegt was Heiliges; und wer seine Eltern nicht ehrt, der ist zu nichts nutze in der Welt."

Hm! freilich! Aber hier mit Milchen und Seibold ist das doch ganz anders, Sie mögen auch sagen, was Sie wollen.

„Das ist wohl wahr; und sieh! einen Finger wollt' ich d'rum geben, wenn die Beiden glücklich werden könnten. Ich will mit Seibold und Emilien weinen bis an mein Ende, und sollte ich in meinem Leben keine vergnügte Stunde mehr haben; aber ein Loch durchs vierte Gebot mach' ich nicht. Hat die Mutter Unrecht, so mag sie es einmal vor Gott verantworten. Ich habe mit dem Handel nichts zu thun, so lange ich nicht besser weiß, was Recht ist. Rathen will ich zum Guten; und weiter nichts."

Als Hennig weg war, dachte der Major an seine eigene Tochter. „Wenn das Mädchen es sich einmal einfallen ließe, ihr Herz an einen Andern als an Hennig zu geben! Der Donner! Die Mutter hat doch wohl Recht; denn das litte ich ja nicht, und wenn sie noch blasser

wäre, als Emilie. Oder der Hennig machte mir wunderliche Sprünge, und verliebte sich in ein andres Mädchen. Ja, ich wollte ihn! — Aber, wenn sie nun auch ins Wasser stürzte, und ein hübscher ehrlicher Mann spränge ihr aus Liebe nach, und zöge sie wieder heraus? Der Teufel! das wäre doch eine dumme Geschichte." Er lief eilig zu seiner Frau hinüber, und sagte: „Höre, liebes Hannchen, laß die Kleine ja nicht anders ans Wasser gehen, als wenn Hennig dabei ist! Mir ist da eben ein Gedanke eingefallen. Sag' einmal: wie steht es denn mit Hennig und Hannchen?"

Die Majorin wußte viel Schönes von Beider Liebe zu einander zu sagen. Hennig hält recht viel auf das kleine Mädchen; und auch Hannchen hat den Bruder Hennig von Herzen lieb. Jetzt ist sie noch ein Kind; aber laß sie nur erst größer werden, lieber Mann: dann geht gewiß alles glücklich. Das Mädchen wird schön wie ein Engel, und Seibold meint, Herz und Kopf säßen bei ihr an der rechten Stelle.

„Der arme Seibold! ich wollte, er spräche nur erst wieder! Wenn er's beschlafen hat, dann will ich doch einmal mit ihm reden, wie ein

Mann.“ Unruhig legte der Major sich nieder; und bis Mitternacht hielten Sorge und Kummer seine Augen offen.

Am folgenden Morgen kam ein Brief von Emilien an den Major. Auf dem zweiten Umschlage stand: „ich bitte Sie, lieber Onkel, diesen Brief Seibolden vorzulesen. Er enthält die Entscheidung seines und meines Schicksals. Noch einmal, lieber Onkel, lesen Sie ihn ja nicht früher.“

Der Major ging zu Seibolden, der ihn mit einem langen Händedruck empfing. „Ich habe hier einen Brief von Emilien, den ich Ihnen vorlesen soll. Riegeln Sie einmal die Thür zu, daß wir ungestört, als Männer und Freunde, mit einander überlegen können. Wir wollen doch hören, was ein Mädchen uns bei dem Falle zu rathen weiß.“ Er brach das Siegel auf, und fing an zu lesen.

„Ich schreibe diesen Brief an Sie, lieber „Seibold, nicht unter Thränen, nicht unter „dem verwirrenden Toben einer Leidenschaft, „gewiß nicht, sondern mit aller Ruhe und „Besonnenheit, die mein Herz in dieser schlaf„losen Nacht hat sammeln können.“

„Es haben mehr Menschen eine schlaflose Nacht gehabt, Fräulein Emilie!" brummte der Major.

„Ich habe Sie lange geliebt, und Sie „wissen es eben so lange."

Der Major sah Seibolden fragend an. — Leider! sagte dieser.

„Auch Sie liebten mich. Daran kann ich „jetzt nicht mehr zweifeln."

Seibold stand seufzend auf. Der Major sagte: „also auch wahr?"

„Ich habe Ihnen viel zu sagen; aber was „ich Ihnen sage, kommt aus dem Grunde „meiner Seele. Nichts wird je meine Ent„schlüsse ändern. Das versichere ich Ihnen „bei dem Augenblicke, da ich wieder ins Le„ben zurückkehrte, und Sie an meinem Bette „knieen sah. Ich kann mir keinen heiligern „Augenblick in meinem ganzen Leben denken, „nur den ausgenommen, wenn Sie einmal „sterbend in meinen Armen lägen, ich an Ih„rem Bette knieete, und Sie mir versicher„ten, daß ich Sie glücklich gemacht hätte."

Der Major schüttelte heftig den Kopf, wischte

wischte sich die Augen, und hustete eine Thrä- ne weg, die so eben hervorbrechen wollte.

„Ich habe den Umfang meiner kindlichen „Pflichten genau überdacht, und bin jeden „Augenblick bereit, in die Ewigkeit einzutre- „ten, ohne zu zittern."

„Nun Milchen, Gott gebe, daß du das kannst!"

„Hätte ich zwischen meinem und meiner „Mutter Glücke zu wählen, so opferte ich oh- „ne Bedenken mein eignes auf."

„Recht so! brav! Wenn doch die Mutter den Brief sähe!"

„Ich würde meine Hand ohne Seufzen „einem Manne geben, den ich nicht liebte, „wenn ich dadurch meine Mutter retten könn- „te. Das weiß ich, und so bin ich ruhig."

„Ich auch, Gott Lob!"

„Aber soll ich wohl mein Glück aufopfern, „um ein elendes Vorurtheil meiner Eltern nicht „zu beleidigen? Das hieße ja, die Kinder als „Sklaven an Thorheiten, an Verbrechen ver- „kaufen. Nein, das wollte die Natur nicht. — „Sie werden mir vielleicht widersprechen. Aber „beweisen Sie mir, daß meine Mutter das

„Recht hat, ein solches Opfer von mir zu „fordern; und ich will meine Hand auf der „Stelle dem Präsidenten Selenberg geben, „dem sie mich bestimmt.“

„Aller Welt Teufel!“ rief der Major, und sprang auf. „Seibold, reiten Sie, entführen Sie das Kind! Da hat sie Recht. Nein, hier hört das vierte Gebot auf, und alle andern Gebote dazu. Selenberg? der Sünder, gegen den Judas Ischarioth und Kain Heilige sind? Ein Kerl, so ausgedörrt, als hätte er schon ein Jahr lang in seiner Heimath, am Galgen, gehangen? Sie kennen den Menschen wohl nicht, lieber Seibold. Er spricht durch die Nase, als ob ihm das Nasenbein fehlte. Ein Religionsspötter und ein Menschenquäler, ein wahrer Pontius Pilatus, der sich die Hände wäscht, und alles Böse thut! Was? dem soll das Mädchen aufgeopfert werden? Reden Sie, Seibold. Sind die Kinder auch denen Eltern Gehorsam schuldig, die sie dem Moloch in die glühenden Arme legen, wie es da in der Bilderbibel steht? Denn so ein Moloch ist der Selenberg leibhaftig.“

Seibold hatte Mühe, ihn wieder zu beru-

higen. „Nein," rief der Major; „das heißt ja heidnisch mit den Kindern umgehen! . . . An den Selenberg? Gott behüte! Das wäre ja, wie in der Türkei! . . . Aber wir müssen doch sehen, was die arme Kreuzträgerin weiter schreibt."

„Ja, diesem verächtlichen Menschen hat „meine Mutter meine Hand zugedacht. O „Seibold, es ist Nothwehr, was ich thue."

„Das ist es! Und wenn sie sich in die Mühlräder stürzte, so wäre es Nothwehr."

„Ich könnte mich und meine Hand dem „ersten besten ehrlichen Landmanne antragen, „den ich fände, um dem Elende zu entgehen, „das mir in einer Verbindung mit diesem „Nichtswürdigen drohet. Mein Glück könnte „ich opfern; aber auch meine Tugend, mein „moralisches Gefühl? Das müßte verloren „gehen, wenn ich des Elenden Gattin würde; „und ein solches Opfer kann selbst Gott nicht „verlangen."

„Gott erbarme sich, daß eine Tochter so 'was von ihrer Mutter sagen muß!" Er warf den Brief auf den Tisch. „Und Milchen ist nicht die Einzige, die so zu klagen hat. Lie-

der Gott, Seibold, es ist ein Unglück, daß die Eltern bei den Verheirathungen ihrer Kinder an weiter nichts, als an den Geldsack, denken. Ein Titel, gutes Einkommen, und dann höchstens ein unbescholtener Nahme: das ist alles, was man in Erwägung zieht. Ob das junge Ding, das sie mit Freuden ausstatten, ihre Tugenden, oder, wie es Milchen da nennt, ihr moralisches Gefühl, einbüßt, daran denkt kein Mensch. Sehen Sie nur, meine Schwägerin ist gerade nicht so böse, wie Sie wohl glauben mögen, aber herzlich unwissend in allem, was die Ewigkeit angeht. Zum Glück paßt mein Bruder für sie; er ist bei ihr nicht schlimmer geworden. Glauben Sie wohl, daß ich, wenn das Unglück sie zu meiner Frau gemacht hätte, jetzt ein Teufel an Bosheit, Zorn und Menschenfeindschaft seyn müßte? Aber daran denkt kein Mensch. — Na, wir wollen weiter lesen."

„Ich fordere Sie auf, Sie, dem ich einen „großen Theil meines Guten verdanke, mir „dieses Gute auch zu erhalten, und mich aus „dem Abgrunde der Verzweiflung zu retten, „in den meine Mutter und mein Bruder mich „stürzen wollen."

„Alle Teufel! Der Bruder? Sie meint den Kammerjunker. Gnade dir Gott, wenn du mir einmal unter die Fuchtel geräthst! Ich will dir das Kuppeln vertreiben!"

„Wenn Sie hier noch bei Ihrer Festigkeit „beharren, so fühle ich mit Thränen im Auge „und Herzen, daß Sie gestern besser gethan hät„ten, mich dem Wasser zu überlassen. Ich be„schwöre meinen Onkel, Sie, den Mann, in „dessen Hand mein Glück, mein Leben und mei„ne Tugend liegen, bei sich zu behalten und Sie „nicht in die weite Welt gehen zu lassen, wie „Sie es Willens sind. Dagegen verspreche ich, „ruhig zu seyn, mein Geschick abzuwarten, „und — wenn Sie mich überzeugen können, „daß es meine Pflicht ist, dem Glücke meines „Lebens um eines Vorurtheils willen zu ent„sagen — meine Hand dem Ersten Besten zu „geben, der nur ein ehrlicher Mann ist."

„Emilie."

„Das ist ein Brief!" sagte der Major; „den sollte man drucken lassen, und allen Müttern dediciren. Aber, was schreibt sie denn da von in die weite Welt gehen? Das ist nichts! Die Hand darauf, wie ein ehrlicher Mann,

daß Sie bleiben wollen, und thun, was Sie schuldig sind, und ablauern, ob nicht die Schwägerin am Ende doch noch schachmatt wird."

Ablauern, Herr Oberstwachtmeister? Das kam nicht aus Ihrem Herzen! Wenn es nun Pflicht ist, zu gehen?

„Pflicht? Und das arme Ding spränge dann freiwillig von der Brücke! Ablauern! Das ist freilich ein Spitzbubenwort. Ei nun! manchmal trillen sie einen auch so lange, bis man gezwungen ist, so etwas herauszustoßen! ... Wenn's nun aber mit dem Gewissen bestehen könnte, daß Milchen Ihre Frau würde: was dann? Antwort!"

Dann? O, ich würde ... Emilie mein! o Gott!

„Topp, lieber Herr Vetter!" rief der Major, und umarmte Seibolden. „Zwar weiß ich noch nicht, wie es werden soll, daß wir unser Gewissen dabei bewahren; aber das wird sich ja finden. — Sie bleiben also hier in Sollingen, lieber Vetter?"

Das versprach Seibold auf vieles Bitten mit einem Handschlage. Nun ließ der Major seinen Renner satteln, und ritt in Galopp

nach Moorberg, weil er wissen wollte, ob Emilien auch nichts zu leide geschehen wäre.

Es war ihr nicht so schlimm gegangen, wie man bei dem Charakter ihrer Familie wohl glauben sollte. Die Mutter mußte freilich sehr aufgebracht seyn, als sie auf einmal den Eßsaal leer sah; sie lief indeß nur in ihr Zimmer, und weinte da bitterlich vor Scham und Zorn. Auch ihr Mann hatte sich auf sein Zimmer geschlichen, um seiner Frau aus dem Wege zu kommen und einen Dompfaffen eine neue Melodie zu lehren. Aber in des Kammerjunkers Brust kochte Gift und Galle.

Er schlug die flachen Hände klatschend zusammen, und rief: möchte die Rasende Alles gethan haben — was geht es mich an! Aber einen Eklat, einen solchen Eklat, der sich gar nicht maskiren läßt! Gewiß erfährt der Hof die lächerliche Sache, und dann macht Alles mir grinsende Gesichter. Ich wollte, der Teufel holte den albernen Major mit seiner Reiterei! Ist es nicht, als ob ihn ein böser Genius uns beständig in die Quer schickte?

Er überlegte einige Minuten, was zu thun sey, um den Eklat, wo möglich, zu unterdrük-

ken; dann ging er zu seiner Mutter. Sobald diese einen Menschen hatte, mit dem sie sprechen konnte, brach ihre Wuth über Emilien, den Major und Seibold sogleich hervor. Sie sprang auf, und wollte zu ihrer Tochter hin. Karl hielt sie zurück. Liebe Mama, sagte er, darüber beklagen wir uns ja eben, daß Emilie und ähnliche Menschen immer dem Antriebe ihrer Gefühle blindlings folgen. Sie sind jetzt zornig, liebe Mama, und werden Emilien, wenn Sie zu ihr kommen, mißhandeln. Dann wird sie erbittert werden, und aus Trotz das nicht thun, was Sie wünschen. Was kommt bei dem Lärmen heraus? Nichts, als daß die Domestiken in der Nachbarschaft zu erzählen haben. Wir müssen wahrhaftig jeden Eklat vermeiden. Meinen Sie, Selenberg würde eine Närrin heirathen, die man eingesperrt hätte, damit sie nicht mit einem gemeinen Kerl davon liefe? Ich stehe Ihnen dafür, sie wird nicht weglaufen. — Die Mutter ließ sich durch diese Vorstellungen besänftigen, und nun überlegte Sie mit ihrem Sohne, wie man Emilien behandeln müßte, um sie dahin zu bringen, daß sie Selenbergen ihre Hand gäbe.

Verächtlicher kann wohl nicht leicht ein Mensch seyn, als eben dieser Präsident Selenberg. Er wurde bei seinem sanguinischen Temperamente schon in der frühesten Jugend verführt, und war bald ein ausgemachter Wollüstling. Aus Frankreich und Italien, wo er in dem Genusse aller Arten von grober Sinnlichkeit noch die letzte Kraft seines Körpers und den Ueberrest seines moralischen Gefühles zugesetzt hatte, kam er wie ein Skelett zurück. Es fehlte ihm nicht an Geist und an einer gewissen Feinheit im Umgange; deshalb war er am Hofe sehr beliebt, zumal da er auch ein beträchtliches Vermögen besaß, das er als Mann durch eine Erbschaft wieder bekommen hatte, und da er eine Fete mit vielem Geschmacke anzuordnen wußte. Außerhalb seines Hauses war er immer heiter, und konnte alle üble Laune, die ihm seine körperlichen Schwächen verursachten, gänzlich verbannen. Er hatte alle Verdienste der großen Welt: Artigkeit, Politur, Geschmack; übrigens keine moralische Tugend, (die er auch sehr lächerlich fand), und nur Ein Laster: die Wollust. Dieser Instinkt beherrschte ihn aber so mächtig, daß er alles in

der Welt aufopferte, um ihn zu befriedigen. Er war sonst sehr unschädlich, und that niemanden etwas zu leide, bis die Wollust mit ins Spiel kam; dann aber konnte er ein Tiger seyn.

Dieser Mann hatte Emilien in Moorberg gesehen. Ihre frische Jugendfarbe, ihr schlanker, schön geformter Körper, das Sehnsuchtsvolle in ihren dunkel flammenden Augen, und hauptsächlich ihre Unschuld, erregten in dem entnervten Wollüstlinge noch einmal die mächtigen Gefühle seiner Jugend. Seine Augen verfolgten das schöne Mädchen bei jedem Schritte und bei jeder Bewegung. Er machte sich mit den feinsten Schmeicheleien an sie, und sie bemerkte ihn kaum. Doch selbst diese Vernachlässigung war ein Reitz mehr für seine Begierde, und er konnte sich unmöglich entschließen, seine Hoffnungen aufzugeben, da er sonst bei vielen Weibern sogleich Gehör gefunden, oder sie doch mit der Zeit verführt hatte. Er kam wieder; und Emilie blieb sich gleich. Der elende Wollüstling begriff nicht, daß die Sehnsucht in Emiliens dunkel flammenden Augen etwas Andres seyn könnte, als Verlangen nach Wollust; und er betrog sich, wie er sich schon

oft betrogen hatte, ohne deshalb an Unschuld und Reinheit der Seele glauben zu lernen.

Emilie fing an, ihn zu vermeiden, weil sie erfuhr, wie ausschweifend er gewesen war; er konnte es aber nicht über sich gewinnen, seine Plane aufzugeben. Sobald Karl in der Hauptstadt ankam, drängte Selenberg sich an ihn, und brachte ihn mit der gehörigen Feinheit auf die Idee, daß Emilie Hofdame werden sollte. Es gelang ihm zwar nicht, dies durchzusetzen; indeß schloß er sich immer vertraulicher an Karln, erwies ihm große Gefälligkeiten, und lehrte ihn auch, sich auf dem schlüpfrigen Boden des Hoftheaters fest zu erhalten. Mit dem Allen kam aber Selenberg nicht weiter; und was ihm Karl von Emiliens Charakter sagte, gab ihm auch keine Hoffnung, sie jemals verführen zu können. So mußte er sich denn zu einem Schritte entschließen, vor dem er sich, als vor einer Thorheit, so lange gehütet hatte. Er sagte Karln, natürlicher Weise wieder mit großer Feinheit, und nach langer Vorbereitung: ich liebe Ihre Schwester, und bitte Sie um Ihre Fürsprache, wenn ich mich um die Hand der reitzenden Schönheit bewerbe.

Karl antwortete nichts Bestimmtes, weil er Emiliens Widerwillen gegen Selenberg schon kannte; doch machte diese Aeußerung ihm großes Vergnügen. Vortheilhafter für ihn, den so ehrsüchtigen Menschen, konnte Emilie nie angebracht werden; denn Selenberg war reich, und hatte Rang, persönliches Ansehen am Hofe, und durch seine mächtige Familie Einfluß auf alles im ganzen Lande. Und Emilie selbst? Die wird wohl noch lernen, dachte er, daß gerade ein Mann wie Selenberg der beste ist! Sie wird ja bei ihm leben können, wie sie nur will!

Als er nun wieder nach Moorberg kam, um sich dem Grafen von Espenbruch vorstellen zu lassen, theilte er seiner Mutter Selenbergs Aeußerung mit, und setzte ihr alle die Vortheile aus einander, die er sich von Emiliens Verheirathung mit dem Präsidenten versprechen könnte. Selenberg, sagte Karl, hat sogar auf den Grafen Espenbruch Einfluß! — So viel wäre nicht einmal nöthig gewesen, die Mutter ganz auf seine Seite zu ziehen. Beide überlegten nun, wie Emilie, trotz ihrem offenbaren Widerwillen gegen den Präsidenten, dahin zu bringen wäre, daß sie ihre Einwilligung gäbe.

Man wollte Emilien nach und nach gewinnen. Karl hatte schon angefangen, ihr die Reitze des Stadtlebens und des Hofes zu schildern. Sie gab kaum Acht darauf; er kehrte sich aber daran nicht, und glaubte, durch Wiederholung mit neuen schimmernden Farben endlich dennoch zu seinem Zwecke zu kommen. Auf einmal wurden ihm durch Emiliens dreisten Schritt die Augen geöffnet. Er fand nun in ihrem Herzen Schwierigkeiten, aber zugleich auch Mittel, sich zu helfen. Der Plan wurde mit der Mutter verabredet, und dann ging Karl sogleich zu seiner Schwester.

Emilie erschrak, als sie ihren Bruder kommen sah, weil sie nicht viel Gutes vermuthete. Er nahm ihre Hand, und sagte in einem mitleidigen Tone: ich bedaure dich, liebe Emilie. Freilich begreife ich sehr wohl, daß ein junges Herz, wie das deinige, zu dergleichen süßen Irrthümern kommen kann; aber liebes Kind, nimm es mir nicht übel, eine solche Leidenschaft, an die doch zuverlässig weiter Niemand von der ganzen Tischgesellschaft glaubte, als du, dein Geliebter, und höchstens der Onkel — eine solche Leidenschaft so öffent-

lich Preis zu geben: das war . . . Wenn ich nur wüßte, liebe Emilie, wie du auf den Einfall gekommen bist, das öffentlich zu sagen, was du schlechterdings heimlich sagen mußtest! Denn daß Mama eine solche Romanen-Verbindung zugeben würde, das hast du doch unmöglich glauben können. Seibold hat dir das Leben gerettet. Nun ja! Aber darauf kannst du dich nicht berufen; denn wenn der Schweinehirt hier in Moorberg dich aus dem Wasser gezogen hätte — was würdest du sagen, wenn er deine Hand zur Belohnung dafür verlangte? Es ist also offenbar, daß du darauf kein Recht bauen kannst. Tausend Thaler wollte ich darum geben, wenn du geschwiegen hättest.

Emilie antwortete nicht, weil sie ihm nicht trauete. Du hast, fuhr er fort, die ärgerliche Sache nun einmal ins Publikum gebracht; jetzt kann nur ein eben so rascher Schritt deinen guten Nahmen retten, und die Mama beruhigen. Die arme Mama! sie wird den Tod davon haben, wenn du bei deinem Sinne bleibst! — Den Tod? fragte Emilie, schnell erblassend; den Tod? meine Mutter? O Karl, darf ich sie sehen? — Ja, liebe Emilie, ant-

wortete er sanft; sie selbst verlangt nach dir. Ihr Herz ist gebrochen, liebe Schwester. In der That, du hast sie nicht kindlich behandelt! — Jetzt sprang Emilie laut weinend auf, und bat ihn, sie zu ihrer Mutter zu bringen.

Er wollte sie erst vorbereiten; aber sie stürzte bei ihm weg, in das Zimmer ihrer Mutter, und er folgte ihr. Die Mutter saß auf dem Sofa, und hatte ihr Gesicht auf ein Polster gelegt. Emilie warf sich ihr zu Füßen, ergriff ihre Hand, und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. Das Muttergefühl erwachte bei der Frau von Halden einmal. Sie hob das Gesicht von dem Polster auf, und blickte mit weinenden Augen auf ihre Tochter. Diese Stellung, diese Blicke waren in der Familie so ungewöhnlich, daß Beide jetzt desto inniger fühlten, was eine Mutter der Tochter ist, und was eine Tochter der Mutter seyn soll. Ach, Emilie! seufzte die Mutter mit gebrochenem Herzen. Emilie hob die Arme zu ihr auf, und rief: „o, theure Mutter, vergeben Sie mir. Ja, ich will Alles thun, was Sie wünschen. Alles! alles!"

Alles? erwiederte die Mutter, indem sie

ihre Arme um Emilien schlang, und sie an ihre Brust zog. Diese zärtliche Umarmung, auf welche Emilie nicht gerechnet hatte, vollendete den Triumph der Mutter. Emilie fühlte in diesem heiligen Augenblicke nichts, als daß sie Tochter war. „Alles, alles," rief sie, „was Sie nur fordern!"

Nun bist du meine Tochter wieder, sagte die Mutter. So bitte ich dich, Kind, gieb deine Hand dem Präsidenten Selenberg!

Emilie wurde bleich, und ein heftiger Schauder durchflog alle ihre Glieder. Sie wendete sich trostlos ab, und hob die zitternden Hände zum Himmel auf. „Nennen Sie einen andern Mann, liebe Mutter," sagte sie endlich mit leiser Stimme; „ich will ihn nehmen, will unglücklich seyn, weil sie es wünschen. Aber nennen Sie einen andern Mann!"

Warum willst du Selenbergen nicht? fragte die Mutter, und ihre Schläfe wurden blutroth. Warum? Sag deine Gründe!

„Weil er ein ausschweifender, abscheulicher Mensch ist. O, ich bitte Sie, liebe Mutter..."

Sey vernünftig, Emilie! Selenberg ist ein angesehener Kavalier, den der Hof schätzt; er

hat

hat Vermögen und durch seine Familie den größten Einfluß. Nun ja, er ist wild gewesen; aber das sind alle junge Leute. Du wirst ihn schon korrigiren.

„Ach, Mutter, ist Ihre Emilie nur dazu bestimmt, einen elenden Menschen zu bessern? Soll ich selbst denn nicht glücklich seyn?"

Das bist du ja, wenn du Selenbergen deine Hand giebst: am Hofe, reich, geehrt, und im Stande, Karln bei seinen Planen zu helfen.

„O, liebe Mutter, um Karln zu helfen, soll ich verzweifeln? Bin ich denn nicht Ihr Kind, wie er? Gott erbarme sich meiner!"

Das sind Possen. Genug, du mußt. Karl hat Selenbergen sein Wort schon gegeben.

„Karl?" fragte Emilie, und betrachtete ihren Bruder. „Wenn er das Recht hat, meine Hand zu versprechen, so habe ich das Recht, sie zu verweigern. Selenberg wird nie mein Mann; glauben Sie mir das, Mutter." Sie versank in sich selbst.

Ich werde Mittel finden, dich zu zwingen! rief die Mutter in aufwallender Hitze.

Das werden wir gewiß, du verliebte Romanenheldin! sagte Karl.

Emilie sah ihn kalt und mit Verachtung ins Gesicht. Elender Mensch! sagte sie dann, und ging mit diesen Worten stolz aus dem Zimmer.

Mutter und Sohn standen betreten da; der feine Karl wußte nicht einmal, daß er sich in dem Netze seiner eigenen Niederträchtigkeit gefangen hatte.

Emilie ging auf ihr Zimmer, und Karl folgte ihr bald dahin nach, um die Sache wieder ins Geleise zu bringen. So wie er in die Thür trat, klingelte Emilie, und ihre Jungfer kam. Karl sagte: Emilie, ich habe mit dir allein zu sprechen. Emilie sagte: du bleibst hier, liebes Kind. — Sie geht! rief der Kammerjunker mit zornigem Gesichte; und das Mädchen eilte aus dem Zimmer.

Karl fing an zu reden; Emilie nahm ihre Harfe, und spielte. — Emilie! rief Karl erhitzt; ich rathe dir . . .! — Emilie sagte bitter: „zum Herrn meiner Hand hat dich meine Mutter gemacht; aber Herr meiner Ohren werd' ich doch bleiben!" — Er mußte zuletzt gehen, da sie schlechterdings nicht auf ihn hörte.

Die Mutter wollte Strenge gebrauchen; Karl verhinderte das aber. Strenge, sagte er, wird sie noch hartnäckiger machen, als sie schon ist. Man überließ nun Emilien sich selbst, und nahm sich nur vor, sie genau zu beobachten. In der Nacht schrieb sie den Brief, den die Leser schon kennen. Früh Morgens sah sie einen Bauer, dem sie Wohlthaten erwiesen hatte, warf ihm den Brief aus dem Fenster zu, und bat ihn, daß er damit sogleich nach Sollingen gehen möchte.

Endlich kam der Major in vollem Galopp, und eilte, sobald er vom Pferde gestiegen war, die Treppe hinauf, zu seiner Schwägerin. „Was macht Emilie?" fragte er gleich beim Eintritt, mit einem Gesichte, auf dem schon Gewitterwolken hingen.

Der Major war der einzige Mann, den Karl und die Mutter fürchteten. Er sprach seit langer Zeit bei allem mit, was in Moorberg geschah, und hatte gleichsam ein väterliches Ansehen im Hause. Zwar that man nichts von dem, was er wollte; aber man zitterte doch vor seiner Freimüthigkeit, die niemanden verschonte. Liebe Mama, sagte Karl oft zu seiner Mutter,

bedeuten Sie doch dem Major einmal in Ernst, daß er hier nicht mitzusprechen hat! — Eben dasselbe sagte Frau von Halden ihrem Manne. Der Kammerherr mußte freilich sonst immer thun, was seine Frau von ihm forderte; doch in diesem Falle war er ungehorsam, und wies sie mit den Worten ab: das sag du dem Major selbst! Er fürchtete seinen Bruder, wie seine Frau und Karl.

Emilie, antwortete Frau von Halden dem Major, ist eine Närrin, die das vierte Gebot verlernt hat; und Sie, Herr Bruder, werden wohl daran thun, wenn Sie das Mädchen nicht in ihrer Narrheit bestärken. Mein Mann und ich, wir sind Eltern, und wissen für unsre Kinder selbst zu sorgen.

„Ihr Mann? mein Bruder?" antwortete der Major. „Daß Gott erbarm! Der hat sich ja das Regiment aus der Hand winden lassen. Er weiß wohl noch nicht einmal, was hier mit Emilien werden soll! . . . Ist Emilie auf ihrem Zimmer?"

Ja; aber ich habe ihr verboten, Besuche anzunehmen.

„Ich bin kein Besuch; ich bin ihres Vaters Bruder."

Nun ja! Aber sie soll Niemanden sprechen, ohne daß ich dabei bin! antwortete die Mutter, und ging mit ihm.

„Was ich Emilien zu sagen habe," erwiederte der Major im Gehen, „das kann meinethalben gedruckt werden."

Als er zu Emilien in das Zimmer trat, flog sie ihm mit einem Freudengeschrei entgegen. O, mein gütiger Oheim! rief sie, und hängte sich an seinen Hals. Er drückte sie mit Vergnügen an sein Herz, da er sie so wohl sah, schwieg aber, weil er nicht wußte, wie er in Gegenwart der Mutter zu sprechen anfangen sollte. Frau von Halden ließ es sich nicht einfallen, daß der Major ihr Vorhaben mit dem Präsidenten Selenberg schon wüßte, und sagte spitz: nun! so ist es recht, wenn der Onkel eine ungehorsame Tochter in Schutz nimmt!

„Ungehorsam? Was nennen Sie ungehorsam?"

Die Mutter suchte auszuweichen. Sie werden es doch wohl nicht hübsch finden, daß Emilie sich einem Menschen . . . ich will mich nur gelinde ausdrücken . . . einem Menschen, der nicht von ihrem Stande ist — daß sie sich einem

solchen Menschen öffentlich in einer großen Gesellschaft anbietet, als wäre sie mannstoll?

„Hm!" sagte der Major: „hübsch find' ich das nicht; unbesonnen find' ich's, und hab' es schon gestern so gefunden, ob ich gleich begreife, wie Emilie sich von Dankbarkeit so hinreißen lassen konnte. Ja, unbesonnen find' ich's. Aber," fuhr er mit fürchterlich funkelnden Augen und lauter Stimme fort — „höllisch, teufelisch, mehr als teufelisch, find' ich's, daß ihr das Mädchen da an das ausgemergelte Gespenst, an den Schurken, den Selenberg, verkuppeln wollt. Was? Ihr könnt euch unterstehen, dem unschuldigen, jungen, keuschen, und — ja, auch das will ich sagen — Liebe verlangenden Mädchen einen Menschen vorzuschlagen, dessen Blut nichts ist als höllisches Gift aus den Pariser Bordellen, dem die Sünde aus dem Triangelgesicht, aus den todten Glasaugen, aus der welken bleichen Haut lebendig hervor guckt? Hölle, Tod und Teufel! Meine arme, verlassene Emilie soll Wittwe werden, ehe sie noch Frau ist? sie soll verwelken, ohne von einer Minute ihres Lebens sagen zu können: ich bin glücklich gewesen? So habt ihr's mit dem Mädchen im Sin-

ne; und ihr wollt noch ein Wort dagegen sagen, wenn sie Lust hat, einem gesunden, tugendhaften, klugen Manne, einem Manne, ohne den sie nicht mehr lebte, ihre Hand zu geben? . . . Sey ruhig, liebe Emilie. Ehe du Selenbergs Frau werden sollst, — das schwör' ich dir bei meiner Seligkeit! — eher will ich deinem Bruder den Schurkenkopf vom Rumpfe hauen, und hier das Mord- und Raubnest anstecken. Gott weiß, ich habe in Feindes Land nicht gesengt und gemordet; und hier zwingen sie mich dazu!"

Frau von Halden wurde darüber, daß der Major ihren Plan schon wußte und ihn nun vereiteln wollte, weit zorniger, als über sein Schimpfen. Sie stieß Emilien heftig von sich, und rief: das will ich dir gedenken! ich will dich deine Mutter beklatschen lehren! — Emilie taumelte zu Boden, mehr, weil sie nicht auf den Stoß gefaßt war, als von dessen Heftigkeit. Der Major hob sie auf. — „Wie?" sagte er etwas sanfter, weil Emilie sein Mitleid erregte: „soll das Kind es nicht seinem einzigen Freunde klagen, soll es nicht seine Arme nach Hülfe ausstrecken, wenn die Mutter es dem Moloch opfern will?" Er drückte Emi-

lien an seine Brust, und küßte sie. Schnell ging sein Mitleiden wieder in die größte Heftigkeit über, und er rief: „nein, Madame! meines Vaters Enkelin sollen Sie nicht mißhandeln! . . . Komm Milchen!" Er faßte ihre Hand, führte sie in den Vorsaal, und rief aus dem Fenster: „Hennig, sattle auch den Goldfuchs! . . . Du sollst zu mir, Emilie."

Frau von Halden fühlte, daß alles verloren wäre, wenn der Major ihre Tochter mit nach Sollingen nähme. Sie sah im Geiste Emilien schon mit Seibolden kopulirt. In der Angst lief sie nach ihres Mannes Zimmer, öffnete die Thür, und schrie ihm zu: komm heraus, und rette deine Tochter! — Der Kammerherr gerieth über das fürchterliche Gesicht seiner Frau in großen Schrecken. Er sprang auf, und fragte: ist schon wieder ein Unglück geschehen? — Karl kam dazu, und die Mutter machte ihn tobend mit des Majors Absicht bekannt. Bruder! rief der Kammerherr nun, halb bittend, halb drohend: was soll das in meinem Hause? — „In deinem Hause? Toffel, du hast noch die Dreistigkeit, so zu sprechen? Wenn du Vater und Herr hier bist, so sage mir

doch: an wen wollen deine Frau und dein Sohn Emilien verheirathen?"—Verheirathen? erwiederte der Kammeeherr; ich weiß von nichts.

„Siehst du? Schäme dich, Toffel! Der Bursche da will die Hand deiner Tochter verschachern, und du weißt nicht ein Wort davon! Ja, ja! verschachern an einen Schurken, für den eine H. . e noch zu gut seyn würde: an Selenbergen! Du, Herr im Hause? ein Miethsmann bist du, dem der Junge da aus Gnade sein Zimmerchen läßt! . . , Emilie soll mit mir nach Sollingen!"

Der Kammerjunker wollte sich in die Sache mischen; seine Mutter bat ihn aber, zu schweigen, weil der Major schon mit einem fürchterlichen Gesichte auf ihn zu trat. Emilie hätte jetzt ohne Widerrede mit nach Sollingen reiten können; sie näherte sich aber ihrer Mutter, und sagte: liebste Mutter, versprechen Sie mir, kein Wort weiter von Selenbergen zu reden; und ich bleibe hier. Die Mutter versprach das; und der Bruder wollte es ebenfalls versprechen. „Still, Bursche!" rief der Major; „du hast hier nichts mitzureden! Und ich rathe dir, dein Kuppeln bleiben zu lassen,

wenn ich dich nicht fuchteln soll, daß du vier Wochen lang nicht gehen und stehen kannst!"

Frau von Halden machte aus der Noth eine Tugend, und umarmte Emilien, weil es das beste Mittel war, den Major zu versöhnen; und wirklich wurde er bei diesem Anblicke sogleich wieder sanfter. Er sprach Emilien nachher einige Augenblicke allein. „Sie werden dir nicht Wort halten, Emilie!" — Das weiß ich, lieber Onkel; aber ich will Seibolden zeigen, daß ich meine Pflicht thun kann, daß ich seiner werth bin. — Der Major versicherte ihr dagegen, daß Seibold in Sollingen bleiben sollte. Er machte ihr keine Hoffnungen; aber sie sah doch, daß er mehr für, als gegen ihre Liebe war, und sie wurde nun so heiter, als wäre sie schon Braut des edlen Mannes. Der Major versprach ihr noch beim Abschiednehmen, öfters selbst zu kommen, und sich zu erkundigen, ob man ihr auch Wort hielte.

Er war zufrieden, weil er doch nun wußte, daß man Emilien nichts zu leide gethan hatte; aber desto unzufriedener waren die Mutter und Karl. Beide begriffen nicht, was der Major und Emilie eigentlich gegen Selenberg hatten.

Sie wollten das Mädchen gar nicht aus Haß mit dem Präsidenten verheirathen. Daß er ausschweifend gewesen war, wußten sie freilich, und eben so, daß er auf die schändlichste Weise unschuldige Mädchen verführte; allein solche Kleinigkeiten konnte man ihm ja wohl übersehen, da er Einfluß hatte, und reich, von gutem Hause, ein Mann von Welt, und bei Hofe beliebt war. Wie konnte Emilie je einen besseren Mann bekommen? Und der Major wollte den ganzen schönen Plan auf einmal wieder zerstören! Mutter und Bruder gaben zwar die Idee nicht auf, Emilien dahin zu bringen, daß sie einwilligte; aber Beide sahen ein, daß sie erst den verhaßten Major aus dem Spiele schaffen müßten. Karl ersann einen Plan, und theilte ihn seiner Mutter zum Ausführen mit. Freilich sah sie wohl ein, daß damit nichts gewonnen wäre; aber sie konnte doch dem verhaßten Major einen Verdruß machen: darum gab sie ihre Zustimmung. Der Kammerherr sollte, nach diesem Plane, dem Major allen Umgang förmlich aufsagen, und zwar in einem höhnischen, verächtlichen Tone.

Es war nicht leicht, den Kammerherrn zu

einem solchen Schritte zu bewegen; er liebte seinen Bruder, so viel er jemanden lieben konnte, und überdies hatte er sich einige Worte entfallen lassen, aus denen man sehr deutlich merkte, daß er dem Major im Grunde nicht so sehr Unrecht gab. Indeß, Frau von Halden wußte schon, wie sie sich gegen ihren Mann zu benehmen hatte. Sie jammerte, weinte, und maulte so lange, bis er endlich fragte, was ihr wäre. Nun kam eine ganze Klag-Litanei über den Schwager. Er wird mich noch unter die Erde bringen, hieß es; alle Menschen, meine Kinder, und sogar meinen Mann, zieht er von mir ab. Sag, habe ich das um dich verdient? — Der Kammerherr widersprach der Behauptung, daß sein Bruder ihn von ihr abziehen wollte. Nun fing sie noch lauter an zu weinen und zu klagen, bis er ihr Recht gab, doch mit dem Zusatze: es würde dem Major nicht gelingen. Sie erwiederte dagegen: es ist ihm schon gelungen; sonst würdest du es nicht so hingehen lassen, daß dieser Satan mich mit Fäusten schlägt. (Sie war in einer Verhandlung, wie die gegenwärtige, nicht weniger bibelfest, als der Major.) — Was

verlangst du denn von mir, liebe Frau? fragte der Kammerherr endlich. — Du mußt ihm schreiben: er soll keinen Fuß mehr nach Moorberg setzen, und nicht wieder sagen, daß er dein Bruder ist. — Liebe Frau, das geht nicht! — Nun weinte, klagte, maulte und schalt sie wieder so laut, daß die Dompfaffen schwiegen, die Turteltauben sich verkrochen, und die Kanarienvögel unruhig umher flogen. Als auch das noch nicht half, sprang sie auf, und rief: ich möchte alle diese Thiere würgen, die du lieber hast, als deine Frau! Um nur seine Lieblinge zu retten, sagte der Kammerherr in großer Angst: Herzens-Frau, ja, ja; du hast Recht. Sag nur, was soll ich schreiben! — Sie zog ein Koncept zu einem Briefe hervor, das Karl entworfen hatte. Er setzte sich und schrieb, obgleich mit heimlichem Seufzen über die harten Ausdrücke, an denen er nichts ändern durfte, weil seine Frau ihm über die Schulter sah.

„Was Henker!" sagte der Major, als er den Brief bekam; „vom Bruder Toffel? Das ist ja ein Meerwunder!" Er las einige Zeilen vor sich leise; dann sagte er laut, halb

lachend, halb ärgerlich: „hör' einmal, Hannchen! hören Sie Seibold! Das schreibt er:"

„Ich muß dich bitten, lieber Bruder, mein „Haus künftig ganz und gar mit deinen Be„suchen zu verschonen, da du nur den Sa„men der bittersten Zwietracht zwischen Eltern „und Kindern darin aussäest. Du hast meine „Tochter gegen mich und meine Frau aufge„hetzt, und sogar Gewaltthätigkeiten in mei„nem Hause verübt, die, wenn ich den Schutz „der Gesetze aufforderte, dich in den Verdacht „bringen würden, daß du rasend, oder ein „Straßenräuber wärest. Ich bin Vater mei„ner Kinder, und will es auch bleiben; ich „bin Herr in meinem Hause, und gebe dir „die Versicherung, daß ich das erste Mal, „wenn du meine Schwelle wieder betrittst, „mein Hausrecht gebrauchen werde."

„Ich könnte mich ordentlich freuen, wenn er Herz dazu hätte," sagte der Major dazwischen; „so wäre doch nicht alle Hoffnung verloren."

„Mit meiner Tochter verbitte ich den Brief„wechsel hinter meinem Rücken; sonst sehe ich „mich genöthigt, alle brüderlichen Rücksichten

„aus den Augen zu setzen, und den Schutz
„der öffentlichen Gewalt gegen einen Men-
„schen aufzurufen, der" . . .

„Wie? was?" Er las vor sich weiter . . .
„verächtlich genug dachte, eine Kammer-
„jungfer zur Frau zu nehmen, und nun auch
„meine Tochter gern bereden möchte, einen
„seiner Domestiken zu heirathen."

Der Major steckte den Brief mit einem fin-
stern Gesicht in die Tasche, umarmte seinen Nef-
fen, der eben in das Zimmer trat, ging dann
ruhig an seinen Schreibtisch, und schrieb:

„Deinen Brief, Bruder Toffel, habe wohl
„erhalten, und sehe daraus, daß du dich noch
„immer in der Gewalt deiner Frau befindest.
„Von deiner Hand ist der Brief geschrieben;
„ich hoffe aber zur Ehre unserer seligen El-
„tern, daß du ihn bloß abgeschrieben hast, oder,
„daß er dir diktirt worden ist. Du magst,
„wie der Kreuzträger Hiob, genug dabei ge-
„stöhnt haben. Die erste Pfeife Tabak, die
„ich rauche, will ich an deinem Briefe anstek-
„ken, daß er nicht etwa nach meinem und dei-
„nem Tode in die Hände deines Sohnes Hen-
„nig fällt, der ja dabei vor Scham roth wer-

„den müßte, wie ein gekochter Krebs. Mit „dem Hausrechte hat es nichts zu sagen, so „lange der Säbel an meiner Seite hängt. „Siehst du, mit dem jagte ich dich und deinen „Herrn Sohn, sammt seinem Winde und sei„nen Tressen, von Dan bis gen Ber Seba. „Sag deiner Frau, daß ich den letzten Trop„fen Gift hinunter habe, und daß er mir weh „gethan hat. Aber er ist vergessen; denn eben „trat dein Sohn Hennig in das Zimmer, und „küßte mich. Uebrigens bin ich dein Diener „in allen ehrlichen Dingen."

„Dein Bruder Fritz."

„P. S. Du solltest dich schämen, daß du „dich bereden lässest, so etwas abzuschreiben. Es „ist ein schlechtes Stück, das glaub mir; und „es geht mir herzlich nahe, daß du so ein höl„zern Bild bist, das die Prinzessin Michal für „den David ausgab. 1. Samuel XIX."

Als man diese Antwort in Moorberg gelesen hatte, saßen Mutter und Sohn mit dem einfältigen Gesichte da, das man gewöhnlich macht, wenn man auf etwas Entscheidendes in einer Sache hofft, und am Ende etwas herauskommt, das sie noch mehr verwickelt. Er

wird

wird wegbleiben! hatte Karl gesagt. — Oder, war die Mutter eingefallen, er macht in seiner schrecklichen Hitze einen so auffallenden Streich, daß er überall Unrecht behält: eins von Beiden gewiß! Und nun war zu ihrem Verdrusse keins von Beiden geschehen. Der Major mußte beleidigt, erbittert seyn, und hatte doch so kalt, sogar, wie sie meinten, scherzend und spottend, geantwortet. Darin irrten sie sich aber. Der Major schrieb, wie er dachte, fühlte und sprach; und hätte er ihnen den Brief mit seinem Basse vordeklamirt, so würden sie ihn zornig genug gefunden haben.

Frau von Halden fing an, recht aus vollem Herzen zu weinen, da sie sich durch ihren Schwager so sehr unglücklich fühlte. Alles Mögliche, sagte sie, thut er mir zum Possen. Erst verspricht er uns, ledig zu bleiben; dann nimmt er doch eine Frau, und noch überdies eine so zweideutige Kreatur, daß man allemal blutroth wird, wenn von ihr die Rede ist. Hennigen will er erziehen. Aber, großer Gott! was wird aus dem Jungen? Da muß er mit allem Betelvolke umgehen, als ob es seines Gleichen wäre; und das Kind, das sie bei sich haben, nen-

nen sie seine Braut. Ein Hurkind soll die Gemahlin meines Sohnes werden! Nun zieht der saubre Herr Major gar auch Emilien an sich. Ein verdorbener Komödiant, ein Landstreicher, muß sie verführen; und dich, lieber Karl, dich haßt er, wie die Sünde, weil du deinem Stande Ehre machst. Aergerte es ihn nicht schon, daß du um die junge Gräfin Espenbruch her warst? Es sollte nur eine Bauerdirne gewesen seyn; dann hätte er dich geherzt und geküßt. O, ich weiß es wohl! Herunter sollen wir! Ihr alle Drei sollt so niederträchtig heirathen, wie er selbst: das ist sein Wille!

So klagte Frau von Halden, und so würde in ihrem Falle wohl manche Andre geklagt haben. Die meisten Menschen sind ja noch so schwach, daß ihnen die Humanität des Besseren Raserei scheint, und daß sie glauben, er thue ihnen Unrecht, wenn er sich ihrer unbedachten Unmenschlichkeit in den Weg stellt. Hunderte von Müttern, welche dies lesen, können vielleicht dem Major Recht geben; man bringe sie aber in den Fall, daß sie zwischen einem schlechten Menschen von ihrem Stande, und einem edlen Manne von geringerem, für ihre Tochter wäh-

len sollen: sie werden dann gerade eben so denken und handeln, wie Frau von Halden.

Das Projekt mit Selenbergen konnte nicht aufgegeben werden; denn die Vortheile einer Verbindung mit ihm fielen allzu stark in die Augen. Selenberg, sagte Karl, ist in der That so ausgemergelt, daß er höchstens nur noch einige Jahre lebt; dann ist Emilie die reichste Wittwe im ganzen Lande. Wie kann das Mädchen ihr und mein Glück so von sich stoßen! Ist Selenberg ihr Mann, so steige ich bei Hofe immer höher, und bekomme durch seinen Einfluß die junge Gräfin Espenbruch. Wenn man mit dem tollen Major nur vernünftig sprechen könnte, er müßte das selbst einsehen. Das hängt ja an einander, wie das Einmal Eins. Emilie muß schlechterdings Selenbergen heirathen, wenn ich mein Glück machen soll; denn gäbe sie ihre Hand dem elenden Menschen da drüben in Sollingen — sagen Sie selbst, welche Familie im Lande, die auf Ehre hält, würde sich mit mir einlassen? Der Graf Espenbruch müßte ja befürchten, daß sein Schuster oder Schneider ihm eine Rechnung schickte, mit der Ueberschrift: für meinen hochgebornen Herrn Vetter an Arbeit verfertigt.

Der Mutter leuchtete das so ein, daß sie mit einem Schwure versicherte: Emilie sollte Selenbergen heirathen. Karl ging nun zu seiner Schwester, um ordentlich mit ihr über die Sache zu sprechen. Er setzte ihr Alles, was er der Mutter gesagt hatte, mit vieler Beredtsamkeit aus einander, und sie hörte aufmerksam zu. „Bist du nun fertig?" sagte sie dann. „Nun, so höre auch mein Glaubensbekenntniß. Du willst steigen; ich frage dich aber: warum? wozu? Unsere Familie, die Halden, unsre Nachkommen, sollen große Männer werden und die vornehmsten Stellen im Lande haben. So müßten denn künftig alle Herren und alle Fräulein von Halden es wieder so machen, wie wir; sie müßten, um in den ersten Stellen zu bleiben, Personen heirathen, die ihnen verhaßt wären, und Verbindungen aufgeben, in denen sie glücklich seyn würden. Nun sage mir einmal: wer von unsern Nachkommen soll denn am Ende der seyn, der das nicht mehr dürfte, für dessen Glück ich mein eignes aufopfern sollte?"

Liebe Schwester, das Steigen selbst ist ja ein Glück.

„Für dich, ja; doch nicht für jeden, nicht

für mich. Steige du immerhin, weil du darin dein Glück findest; aber laß mich fallen, weil ich das wünsche. Und — ich kann dich ja mit deinen eigenen Waffen schlagen. Die Halden stiegen; meine Kinder aber hießen Selenberg, und je höher deine Familie käme, desto tiefer müßte die meinige herunter. Ich sollte mich also für Fremde aufopfern; und das wirst du doch nicht von mir verlangen. Kurz und gut: ich nehme Selenbergen nicht; und nun mach, was du willst. Du lächelst? Ich versichre dir, wenn ich keine andere Wahl mehr hätte, als zwischen Selenbergen und den Mühlrädern, ich würde ohne Bedenken diese wählen. Du glaubst daran nicht, das weiß ich wohl. Aber stelle mich auf die Probe. Bringe Selenbergen her; und das erste Wort, das ich ihm sage, wird seyn: Herr Präsident, meine Mutter will mich mit Ihnen verheirathen; ich aber will nicht, weil Sie ein liederlicher, ausschweifender, verächtlicher Mensch sind. Sieh, das erkläre ich ihm mit aller Gelassenheit; und was dann?"

Du würdest dich vor der ganzen Welt lächerlich machen, verspottet, verachtet werden.

„Das ist dir sehr fürchterlich; mir aber nicht

im geringsten. Ich möchte wahrhaftig nicht einmal, daß die Welt mich ehrte."

Karl faßte sich. Nun, Emilie, wenn du so wenig Schwester bist, daß du mir nicht helfen willst, so sey mir wenigstens nicht hinderlich. Nähmest du Seiboldеn zum Manne, so machtest du mich unglücklich. Jedes Haus würde mir seine Tochter abschlagen, weil sie die Schwägerin eines gemeinen Menschen, eines Bettlers, werden müßte. Versprich nur, daß du nie Seiboldеn heirathen willst.

Emilie lächelte. „Du willst glücklich werden; und auch ich will es. Aufrichtig, Karl: wenn Seibold meine Hand will, so ist sie sein."

Wenn Seibold deine Hand will, sagst du? Ich dächte, der möchte wohl wollen. Du spottest, Emilie!

„Seibold liebt mich, und würde ohne mich unglücklich seyn; aber dennoch schlägt er meine Hand aus. Sieh Bruder, ich begreife sehr oft dich eben so wenig, wie du einen solchen Menschen."

Er schlägt deine Hand aus? und Emilie, ein Fräulein von Halden, will sich ihm aufdringen?

„Denke nur, wie abscheulich! Und doch ist es so. Indeß — ich habe ihm einen Ring gegeben; kannst du den von ihm wieder bekommen . . . dann bin ich zwar unglücklich, sehr unglücklich — aber frei von ihm. Sieh, so steht es.“

Also wenn ich dir den Ring bringe, Emilie? fragte Karl lächelnd und erwartend.

Emilie schwieg einige Sekunden; dann sagte sie auf einmal heftig: ja! wenn er den Ring weggiebt, ja, dann habe ich mich in ihm betrogen; dann will ich euch helfen, daß ihr steigen könnt, und unglücklich seyn.“ Mit diesen Worten ging sie in ein Nebenzimmer.

Emilie hatte jetzt eine Romanenidee im Kopfe. Es war ihre größte Unruhe, daß sie dennoch nicht zuverlässig wußte, ob Seibold sie liebe, da ihr Oheim über diesen Punkt nichts gesagt hatte. Sie besaß kein Geschenk von Seibold; allein sie fühlte, daß man ihr einen Ring, den sie von ihm hätte, nur mit dem Leben würde entreißen können. Daher ergriff sie mit großer Heftigkeit den Gedanken, durch den Ring, welchen Seibold von ihr bekommen hatte, seine Liebe zu prüfen.

Die Mutter wollte ihre Tochter streng behandeln; Karl hielt sie aber noch einmal zurück. Was können Sie denn mit ihr machen? fragte er; sie einsperren und dadurch noch mehr aufbringen? Jeder Domestik im Hause steht ihr ja zu Gebot; und sie würde gewiß Mittel finden, nach Sollingen zu kommen, ohne daß wir sie daran hindern könnten. Durch Strenge gäben wir ihr Veranlassung, auf einen solchen Gedanken zu gerathen; dann aber wäre alles verloren. Sie schwebt jetzt noch zwischen Zweifel und Furcht; in diesem Schwanken muß sie erhalten werden. Das Beste wäre, sie zu überraschen; aber das ist schwer. Oder wenn wir sie mit ihren eigenen Waffen, mit der Empfindelei, schlagen könnten! Wir haben schon gewonnen, wenn unsere Feinde nur unthätig bleiben; wecken dürfen wir ihre Thätigkeit nicht.

Endlich überließ die Mutter die ganze Sache ihrem Sohne. Er rieth ihr, sich um Emiliens Liebe zu bewerben, weil er dann mit Sicherheit auf des Mädchens Herz rechnen zu können glaubte. Die Mutter sah ein, daß er Recht hatte, und nahm sich vor, ihre Tochter mit

Zärtlichkeit zu behandeln; ja, sie that es wirklich. Emiliens Herz öffnete sich nun sogleich; denn sie fühlte das Unnatürliche, Drückende des Verhältnisses, worin sie mit ihrer Mutter stand. Aber diese schönen Augenblicke der wiederkehrenden Liebe nützte die Frau von Halden nicht, sich in dem Herzen ihres Kindes erst zu befestigen; sie fragte jedes Mal sogleich: nun, hast du dich besonnen? willst du Selenbergen? Dann antwortete Emilie entschlossen: nein! — Die Stunde, welche mit Liebe anfing, endigte sich jedes Mal damit, daß die Mutter bittre Vorwürfe, heftige Drohungen ausstieß, und daß die Tochter immer kälter wurde.

Sehr unerwartet kam in Kurzem der Major nach Moorberg. Als Frau von Halden, die gerade am Fenster stand, ihn von fern heran reiten sah, fühlte sie die Strafe dafür, daß sie ihren Mann gezwungen hatte, einen so unmenschlichen Brief zu schreiben. Sie dachte an das Hausrecht; aber wer sollte es ausüben? Ihr Mann steckte das bleiche Gesicht in ihr Zimmer, und rief sehr furchtsam: der Major kommt! In der Angst schickte sie einen Bedienten hinunter, der ihm sagen sollte: die

Herrschaft sey nicht zu Hause. Dann trat sie hinter die Gardine, um die Wirkung dieser Lüge abzuwarten. Der Bediente bestellte seinen Auftrag, als der Major eben vom Pferde stieg. „Das ist mir lieb,“ antwortete dieser, und ging auf das Haus zu. Wüthend eilte Frau von Halden nach dem Zimmer ihres Mannes, und rief drohend hinein: geh ihm entgegen, und sag ihm, du willst seine Besuche nicht! — Das lasse ich wohl bleiben, erwiederte der Kammerherr; du kennst ja meinen Bruder! — Nun hörten sie schon den polternden Gang des Majors auf der Treppe. Ich sagte es gleich, fing der Kammerherr ängstlich wieder an: es war ein dummer Streich mit dem Briefe; aber wird denn je auf mich geachtet?

Der Major ging quer über den Saal, und man hörte Emiliens Thür zumachen. Die Frau Kammerherrin weinte vor Wuth, und konnte ihrem Karl, der bald nachher in das Zimmer trat, kaum erzählen. — Wenn Sie mir Erlaubniß geben, sagte Karl zu seinem Vater, so will ich den Major bald wegschaffen. Für meinen Kopf darf ich es nicht; Sie aber sind Herr im Hause, und sollten . . . —

Ich soll immer Herr seyn, erwiederte der Kammerherr kläglich, wenn es mit dem Major etwas giebt! Laßt mich in Ruhe; ich habe nichts damit zu thun.

So will ich nur gehen! sagte Karl spöttisch; es ist ja, als ob der Onkel über alle Gesetze wäre. Und nun hielt er, mit der Hand schon auf dem Drücker der Thür, eine lange Rede, worin er bewies, daß der Major nicht das Recht hätte, wider den Willen des Vaters nach Moorberg zu kommen. Mitten in seinem Vortrage hörte er Emiliens Thür aufgehen, und zog sich an die Kanarienhecke zurück. Rasch öffnete der Major das Zimmer, trat herein, und ging mit offnen Armen, mit lachendem Gesichte, auf seinen Bruder zu. Der Kammerherr, der bis jetzt sehr furchtsam da gestanden hatte, breitete ebenfalls, wie mechanisch, die Arme aus. Der Major umarmte ihn, flisterte ihm etwas ins Ohr, und verließ dann, ohne ein Wort weiter zu sagen, das Zimmer. Alle Drei schwiegen erst; sobald aber der Major vom Hofe hinunter trabte, schimpfte die Frau von Halden hinter ihm her, schalt auf ihren Mann, und verlangte zu wissen, was der grobe

Mensch ihm zugeflistert hätte. Der Kammerherr sagte: ich hörte nur, „der Brief ist verbrannt;" ein Paar andre Worte konnte ich nicht verstehen. — Er hatte sie indeß recht gut verstanden. Der Major sagte noch: „Sieh, wie wenig es kostet, eine Frau in Respekt zu erhalten! Bruder, und nicht einmal dazu hast du Kraft genug!"

Man ging nun zu Emilien, um sie zu fragen, was der Major mit ihr gesprochen hätte. Sie sagte: er hat sich bloß nach meinem Befinden erkundigt. Die Mutter warf zwar mißtrauische Blicke auf ihre Tochter, und machte ihr auch bittre Vorwürfe; sie mußte sich aber doch mit dem begnügen, was Emilie für gut gefunden hatte, ihr zu sagen.

Karl begriff, daß man mit dem Major sehr zufrieden seyn könnte, wenn er nichts mehr thäte, als heute. Er hatte zwar einen Augenblick den Gedanken gehabt, den Schutz der Gesetze gegen des Majors Eingriffe in die Rechte des Vaters zu verlangen; aber — das konnte nicht ohne Eklat abgehen: und für jeden Eklat war Karl nun einmal gar nicht; so etwas, meinte er, müßte man bis zur allerhöchsten Noth versparen.

Daß Mutter und Sohn bei dem Besuche des Majors so gut davon kamen, hatten sie Emilien zu verdanken; denn eigentlich war Beiden eine derbe Predigt zugedacht. „Ich muß mein Herz einmal wieder erleichtern," sagte der Major zu Hannchen, die ihn bat, zu Hause zu bleiben. „So ganz umsonst können sie den Brief doch nicht ausgeheckt haben!" Seibold, dem selbst daran gelegen war, Nachricht aus Moorberg zu bekommen, bat ihn beim Abschiednehmen nur, Emilien nichts von dem Zustande seines Herzens zu sagen; und das versprach der Major. Emilie ging, als der Onkel in ihr Zimmer trat, heiter auf ihn zu, und küßte ihn mit Herzlichkeit. Ihr zweites Wort war natürlicher Weise eine Frage nach Seibold. Der Major sagte kalt: „er befindet sich wohl, und läßt dich grüßen." — Nur Eine Frage beantworten Sie mir, lieber Onkel! Darf ich hoffen, je glücklich zu werden? liebt mich Seibold? — Durch diese Frage gerieth der Major in Verlegenheit. Er wollte nicht lügen, und auch nicht die Wahrheit gestehen. „Höre, Milchen," sagte er nach einigem Besinnen; „ich habe Seibolden versprechen müssen, über diesen Punkt

stockstill zu schweigen." — Dann will ich auch nichts wissen! erwiederte Emilie mit dem frohesten Gesichte. Ja, lieber Onkel, fuhr sie fort, und lehnte sich an seine Brust; ja, ich hoffe einst glücklich zu werden, wenn nicht an Seibolds Hand, doch in dem Bewußtseyn, meine Pflichten erfüllt zu haben. Sagen Sie meinem Freunde, daß ich sehr ruhig bin, und daß ich meine Pflicht nicht vergessen werde, wenn man mich auch sogar mißhandeln sollte. Und nun, lieber Onkel, überlassen Sie Ihre Emilie sich selbst. Ihre Besuche erbittern die Mama nur noch mehr; und wirklich, lieber Onkel, es sieht so aus, als ob ich mit Ihnen gegen meine Eltern komplottirte. Man bildet sich ein, Seibold stände mit mir in einer geheimen Verbindung, die doch immer Unrecht wäre, und Sie brächten mir Nachrichten von ihm. Ich bedarf in der That Ihres Schutzes jetzt nicht. Und was kann man mir auch thun? Mißhandlungen habe ich nicht leicht zu befürchten. Meine Mutter liebt mich wohl nicht; aber sie achtet mich doch. Und im äußersten Nothfalle kann es mir ja nie an Mitteln fehlen, Sie von meiner Lage zu unterrichten.

Besuchen Sie mich nicht wieder, lieber Onkel. Sie ersparen mir dadurch unangenehme Empfindungen. Meine Mutter wird gütiger gegen mich seyn, sobald sie den ungerechten Verdacht nicht mehr hat, daß ich mit Ihnen und Seibolden Heimlichkeiten habe.

Der Major fand es ein wenig gefährlich, Emilien so gänzlich ihrer Mutter zu überlassen. „Hm!" sagte er; „das ist, als ob du dich einem erbitterten Feinde auf Gnade und Ungnade ergäbest. Laß uns erst eine ehrenvolle Kapitulation machen; dann will ich . . ."

Würde man sie denn halten, lieber Onkel? fiel Emilie ein. – Der Major versprach ihr zuletzt, fürs erste nicht wieder zu kommen. Er nahm mit zärtlicher Rührung von ihr Abschied, und ließ in dem Uebermaße seiner Liebe einige Worte fallen, aus denen sie leicht wissen konnte, was sie hoffen durfte. „Halte dich brav!" sagte er; „und die Hochzeit will ich geben."

Die kleine Heuchlerin! An ihre Mutter dachte sie nur nebenher; eigentlich war sie mit einem romantischen Plane beschäftigt, den ihre Phantasie entworfen hatte. Allein wollte sie siegen, und Seibolden zeigen, daß sie für seinen Be-

sitz zu kämpfen wüßte. Er sollte die Größe ihres Herzens kennen lernen, und sich dann noch fester an sie knüpfen. Was wird er sagen, dachte sie, wenn ich nicht einmal mehr etwas von ihm erfahre, und ihm dennoch treu bin! wenn ich nichts Bestimmtes von seiner Liebe weiß (die aber der Oheim so offenbar verrathen hatte), und dennoch für diese Liebe den Kampf mit meinen Verwandten wage!

Der Major hatte der Kammerherrin und ihrem Sohne seine Predigt nur aus dem Grunde erlassen, weil er Emilien nicht schaden wollte. Als er nach Hause kam, sagte er lächelnd: „nun bin ich zum letzten Male in Moorberg gewesen; Emilie hat mir die Thür gewiesen. Das Mädchen spricht wie ein Buch!" Er erzählte seine Unterredung. Seibold bewunderte Emiliens Muth; aber er fing mit großer Aengstlichkeit an zu zweifeln, ob sie ihn auch wohl stark genug liebe, um den Bitten und Drohungen ihrer Anverwandten widerstehen zu können.

So war nun alle Verbindung zwischen den beiden Liebenden durch ihre eigene Schuld abgebrochen. Jetzt blieb ihnen nur noch der

Glaube

Glaube an einander übrig: ein unsichtbares Band, aber das festeste zwischen zwei Herzen.

Das Betragen des Majors war so seltsam, so lachend, so sicher gewesen, daß die Mutter glaubte, er müßte einen Plan mit der Tochter abgeredet haben. Man beobachtete nun Emilien sehr genau, und ließ ihr bei allen ihren Spaziergängen jedes Mal ein Paar Leute unbemerkt folgen; aber sie that nichts, was zu Argwohn berechtigte. Der Bruder hatte heimlich die Papierbogen in ihrem Schreibtische gezählt, das Siegellack gemessen, und die Federn bezeichnet; aber sie schrieb auch nicht, wenigstens keine Briefe. Sie ließ ihre Schlüssel stecken, und Karl untersuchte, als sie spazieren gegangen war, ihren Schreibtisch. Er fand Briefe von Seibold, und las sie mit Begierde; aber sie enthielten nichts als vortreffliche Belehrungen über die Pflichten der Tochter und des Mädchens. Er fand Aufsätze von Emilien, Verse, einige Briefe aus der neuen Heloise; doch nichts von dem, was er zu finden hoffte.

Emilie blieb sich in ihrer Ruhe gleich, und ließ sogar die besten, ihr absichtlich gemachten Gelegenheiten, nach Sollingen zu schreiben, un-

benutzt vorübergehen. Auch in Sollingen, wo Karl unter den Domestiken einen Spion hatte, war man eben so ruhig, eben so unthätig; und der Major hatte bei Tische erklärt, daß er nicht wieder nach Moorberg reiten würde. Karl fing nun an, Emilien keinen Plan mehr zuzutrauen. Er sagte eines Tages zu ihr: der Major kommt ja nicht mehr! — „Ich habe ihn gebeten," erwiederte sie unbefangen, „uns mit seinen Besuchen zu verschonen, weil ich bei der Mama in Verdacht bin, als hätte ich allerlei Heimlichkeiten mit ihm. Er hat mir versprochen, nicht wieder zu kommen."

Emilie war Karln unbegreiflich; denn ungeachtet ihrer Unthätigkeit blieb sie dennoch fest bei ihrem Entschlusse, von Selenbergen nichts hören zu wollen. Wenn Karl sie bat, wenigstens Seiboldden aufzugeben, so sagte sie: „schaffe mir meinen Ring von ihm, und ich habe ihn verloren." Karl entschloß sich endlich zu diesem Wagstücke. Sobald er von seinem Spion in Sollingen erfuhr, daß der Major und Hennig an dem und dem Tage um eine bestimmte Zeit nicht zu Hause wären, ging er in Gesellschaft eines Jägers, eines starken Kerls, hinüber.

Seibolds gewöhnlicher Spaziergang war ein dunkles, einsames Wäldchen am See; dorthin ging Karl, und der Jäger mußte in einer kleinen Entfernung warten. Endlich kam Seibold, die Hände über die Brust gekreuzt, den Weg vom Dorfe her. Sobald er in dem Wäldchen war, trat Karl auf ihn zu. Seibold erschrak ein wenig, als er Emiliens Bruder vor sich sah. Ich habe mit Ihnen zu sprechen, fing Karl sehr artig, aber in einem festen Tone an, zu dem Seibolds Erschrecken ihm Muth gab. Wollen wir uns setzen? Man sagt von Ihnen, Sie wären ein edler Mann, Herr Seibold; ich selbst glaube das, und bin beinahe überzeugt, daß Sie auf keine Weise an dem neulichen seltsamen Auftritte in Moorberg Schuld gewesen sind. Sie kennen die Welt, und ich traue Ihnen daher zu, daß Sie nicht einmal den Wunsch haben, ein Mädchen, das Ihnen an Range so ungleich ist, zu besitzen. Es würde mir unangenehm seyn, eine solche Thorheit von einem Manne glauben zu müssen, dem alle Welt Klugheit zuschreibt, und dem wir für die Rettung Emiliens Dank schuldig sind. — Seibold schwieg. — Wie muß ich Ihr Schweigen nehmen, Herr Sei-

bold? Ich möchte Ihnen gern noch mehr verdanken, als das Leben meiner Schwester: ihre Ehre.

„Sie haben mich überrascht, Herr von Halden;" antwortete Seibold, noch immer verlegen. „Was soll ich antworten? Die Begebenheit, von der Sie sprechen, ist so einzig in ihrer Art, so seltsam, daß Reden Ihren Verdacht gegen mich vielleicht nicht weniger bestärken könnte, als Schweigen. Um unserm Gespräche über diesen Gegenstand für immer ein Ende zu machen, gebe ich Ihnen die Versicherung, daß ich Emilien seit jenem Mittage nicht wieder gesehen, und daß ich auf keine Weise, weder schriftlich, noch durch einen andern Weg, eine Verbindung mit ihr unterhalten habe. Noch mehr, Herr von Halden. Ich hoffe nichts, und wünsche nicht einmal eine Veränderung meines jetzigen Zustandes, der Ihnen wohl schwerlich Unruhe machen kann."

Das heißt, wenn ich Sie recht verstehe: Sie entsagen jeder Verbindung mit meiner Schwester?

„Herr Kammerjunker, die Sache ist so zart, daß ich Sie bitten muß, meine Worte zu gebrauchen, und keine andern. Ich hoffe

nicht auf eine Verbindung mit Ihrer Schwester, und werde, wie die Sachen jetzt liegen, nie etwas thun, um dieser Verbindung näher zu kommen. Entsagen! Sie werden doch einsehen, Herr Kammerjunker, daß ich dieses Wort nur gegen Fräulein Emilien selbst, sonst gegen keinen Menschen auf der Erde, gebrauchen dürfte?"

Ich muß gestehen, Sie denken sehr fein. Wenn aber dieses Wort beweisen könnte, daß Sie den lächerlichen Handel endigen wollten, und Sie weigerten sich dennoch, es auszusprechen: — was müßte ich davon denken?

„Entsagen, Herr Kammerjunker, setzt Ansprüche voraus; und die gestehen Sie mir gewiß nicht zu. Oder soll entsagen heißen: erklären, daß ich auch dann, wenn Ihre Schwester eine Bürgerliche wäre, eine Verbindung mit ihr nicht wünschen würde? Und wenn Sie mir eine Welt für dieses einzige Wort böten, ich spräche es doch nicht aus. Eben so leicht könnte ich dem Leben, dem Bewußtseyn meines Werthes, und allen Hoffnungen für die Zukunft entsagen, als dem Gefühle: Emilie ist die Edelste ihres Geschlechtes, und der Mann, dessen Gattin sie wird, hat schon auf der Erde den Him-

mel. Ich hoffe nicht auf dieses Glück, und werde nichts thun, um es mir zu verschaffen. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen darf. Und nun muß ich Sie bitten, dieser Unterredung ein Ende zu machen."

Meinen Sie denn in Ernst, Herr Seibold, ich soll mich mit diesen Sophismen begnügen? Es kommt hier ja nicht auf die grammatische Bedeutung des Wortes „entsagen" an, sondern auf das Glück einer Familie, die von Ihnen Ruhe verlangt. Gebrauchen Sie dieses unhöfliche Wort immerhin, ohne alles Bedenken. Wenn Emilie nun glaubt, Ihnen verbunden zu seyn und Ihnen Ansprüche gegeben zu haben! — Wahr oder nicht — genug, Sie müssen diesen vermeinten Ansprüchen entsagen, wenn Sie Willens sind, in unserm Hause den Frieden wieder herzustellen.

„O, wenn es nur das ist, Herr von Halden," erwiederte Seibold, doch ein wenig bestürzt; „von Herzen gern! Ich gebe Fräulein Emilien ihr Wort zurück, und erlasse ihr alle Verbindlichkeiten, alle Ansprüche, die ich an sie haben könnte. Es ist mein herzlicher Wunsch, daß Emilie heirathen und glücklich seyn mag.

Glauben Sie mir, Sie selbst und Ihre Frau Mutter können das nicht eifriger wünschen, als ich. Nun aber bitte ich . . ."

Bald, Herr Seibold! Es fehlt dieser Handlung nur eine kleine Formalität. Emilie gab Ihnen an jenem Mittage einen Ring; — ja, das ist er, da an Ihrem Finger! — schicken Sie ihr den zurück.

„Diesen Ring? Nein, Herr Kammerjunker! Den gab mir Emilie zum Andenken an . . . Ich würde ihn Emilien selbst abschlagen. Er ist das Einzige, worauf ich gerechte Ansprüche mache; und solchen Ansprüchen entsage ich für nichts in der Welt."

Es könnte Ihnen, wenn Sie den Ring behielten, einmal einfallen, auch Ihre andern Ansprüche auf Emilien für gerecht zu halten.

„Sie erlauben Sich einen Ton, Herr von Halden, den ich . . ."

Der mir aber beliebt! Kurz, ich will den Ring haben, und hoffe nicht, daß Sie Sich noch lange weigern werden.

„Herr von Halden!"

Das ist mein Nahme; und er mag Sie daran erinnern, daß Sie wohl thäten, wenn

Sie mein Verlangen erfüllten. Auch mein Onkel und mein Bruder heißen so. Vielleicht haben Sie bei denen vergessen, welche Achtung Sie dem Nahmen „von Halden" schuldig sind. Ich sage Ihnen, daß unsre Familie sehr leicht andre Mittel gebrauchen könnte, als ich jetzt, um Sie fühlen zu lassen . . . Kurz, ich will den Ring haben!

„In der That, Sie fangen an lächerlich zu werden, Herr Kammerjunker!"

Gottfried! (Der Jäger sprang herbei.) Wollen Sie mir den Ring geben? Tret Er näher, Gottfried! Ich frage: wollen Sie mir den Ring geben?

„Das scheint auf einen Straßenraub abgesehen zu seyn," sagte Seibold ganz kalt. „Diebe sind allemal feige Schurken, Herr Kammerjunker."

Unterdessen war Hennig in das Gebüsch gekommen. Er hatte mit seinem vortrefflichen, immer im freien Felde geübten Auge den Kammerjunker in einer sehr weiten Entfernung gesehen, und war neugierig geworden, was den wohl nach Sollingen bringen möchte.

Karl zog sein Couteau. In demselben Au-

genblicke sprang sein Bruder Hennig mit flammenden Augen, und vor Zorn bebend, aus dem Gebüsche hervor. Ohne ein Wort zu sagen, schlug er mit der Reitpeitsche, die er in den Händen hatte, auf seines Bruders Rükken los. Karl wendete sich um, und wollte, so wie er seinen Bruder erblickte, mit dem Couteau nach ihm hauen. Hennig parirte aber den Hieb mit seiner Peitsche, unterlief ihn, warf ihn nieder, riß ihm das Couteau weg, und gab ihm, als er schon am Boden lag, noch einige derbe Hiebe. Das alles geschah in einer halben Minute. Seibold fiel, sobald er sich nur besonnen hatte, ihm in die Arme, und entriß ihm die Peitsche. Es ist dein Bruder, Hennig! sagte er. — „Mein Bruder wäre der elende feigherzige Schurke?" antwortete Hennig mit Bitterkeit. „Nein, einen Buben, einen Straßenräuber, erkenne ich nicht dafür."

Karl war unterdessen mit Hülfe des Jägers aufgestanden. Er legte die Hand an die Stirn, und sah mit giftigen Blicken bald auf den Boden, bald auf seinen Bruder. Wart! sagte er endlich mit Zähneknirschen; du sollst es bereuen, daß du mich geschlagen hast!

Hennig, dem der Zorn durch die Exekution vergangen war, antwortete ziemlich gütig: „du bist ein Narr! Die Paar Hiebe hast du verdient; denn es war ein Schurkenstreich, auf einen völlig unbewaffneten Mann mit einem Couteau los zu gehen. Und (zu dem Jäger) wenn Er da, Hans Hasenfuß, sich noch einmal hier auf solchen Wegen betreten läßt, so habe er ja ein Fläschchen Branntwein bei sich, die Striemen zu waschen! . . . Nimm mir das nicht übel, Bruder, es ist und bleibt ein Schurkenstreich; und wenn es der Onkel erführe, der würde dich ganz anders fuchteln. Danke dem Himmel, daß mir der Zorn so bald vergangen ist, und lerne besser fechten. Du läßest dir ja dein Messer unterlaufen, als ob es ein Binsenhalm wäre. Adieu."

Er faßte Seibolden unter den Arm, und ging mit ihm den Weg nach Sollingen. Karl ließ sich von dem Jäger bis zu dem nächsten Dorfe bringen, und schickte ihn dann nach Moorberg, ein Pferd zu holen. Sobald er das hatte, eilte er nach Hause. Dort war seine Schande schon bekannt; denn die gnädige Frau hatte gefragt, weshalb ihr Sohn ein Pferd ver-

langte. O, sagte der Jäger; es ist ein Streit vorgefallen mit dem Junker Hennig. Der Herr Kammerjunker sprachen mit dem Informator von Sollingen, und der mochte grob seyn, oder was es sonst war; und da sprang auf einmal der Junker Hennig aus dem Gebüsche: ja, wie ein Blitz, Ihr' Gnaden. Heraus, zuschlagen, das Couteau in die Luft werfen, den Herrn Kammerjunker zu Boden stoßen, und auf ihn einhauen für toll und für blind — Ihr Gnaden, das alles war Ihnen, als wenn es zehn Menschen auf einmal thäten. Der Herr Kammerjunker hinken ein Bißchen, und haben ein Paar Hiebe im Gesichte; sonst ist alles noch recht gut abgelaufen.

Man denke sich die Wuth der Mutter, als Karl nach Hause kam, und ihr erzählte. Durch lange Trennung von ihrem zweiten Sohne, durch die Gewohnheit, ihn als ihren Feind zu betrachten, war bei ihr schon längst alle mütterliche Liebe zu ihm erloschen; doch jezt entzündete sich auch eigentlicher Haß gegen ihn in ihrem Herzen. Da sie ihn nicht hatte, und auch wußte, daß sie ihm nicht beikommen konnte, so fiel ihre ganze Erbitterung auf die un-

schuldige Emilie. Zu dieser eilte sie hin, um ihrem Zorne Luft zu machen. Sie überhäufte das arme Mädchen mit Verwünschungen und den bittersten Spöttereien, schimpfte in den gemeinsten Ausdrücken auf den Major, auf Seibold, auf Hennig, und sagte unverhohlen, daß sie es thäte, um Emilien zu kränken. Diese erfuhr erst spät, wovon die Rede war; denn die Mutter rief endlich: den Ring wollen wir von dem elenden Kerl wohl wieder bekommen!

In Emiliens Herzen regte sich jetzt, mitten unter den unangenehmsten Empfindungen, auch eine sehr angenehme. Ihre geheime Freude darüber, daß Seibold den Ring nicht hatte herausgeben wollen, hinderte sie, irgend etwas zu antworten. Dieses Schweigen brachte die Mutter noch stärker auf. Sie faßte Emilien bei dem Arm, und schrie: den Augenblick, sag' ich, setze dich hin und schreib an den gemeinen Menschen, was ich dir diktiren werde.

„Mutter," erwiederte Emilie, „Sie haben mir verboten, an Seibolden zu schreiben; ich schreibe nicht."

Aber das kannst du doch schreiben, daß sie auf der Landstraße wie Mörder über deinen

leiblichen Bruder herfallen müssen? Ich rathe dir Gutes! den Augenblick! Du Schandfleck deiner Familie! du sollst nicht länger hier sitzen und Komplotte gegen deine Eltern machen. Schreib, sag' ich!

Emilie blieb bei ihrer Weigerung, und wurde nun körperlich gemißhandelt. Sie eilte, als ihre Mutter sie losließ, zu ihrem Vater, warf sich an seine Brust, und sagte jammernd: „schützen Sie mich!" Die Mutter kam ihr bald nach. Emiliens bleiches Gesicht, ihr fliegender Busen, die Heftigkeit ihrer Bewegungen, (die unwürdige Behandlung ihrer Mutter hatte sie tief empört) und ein sehr zorniger Blick, dessen der Kammerherr sich hier einmal nicht erwehren konnte, brachten die Mutter wieder zu sich selbst. Sie schwieg verlegen; dann warf sie sich auf einen Stuhl, nahm ihre Zuflucht zu dem Hülfsmittel, durch das alle ungezogenen Weiber ihr Unrecht verbergen wollen, zu einer Fluth von Thränen, erhitzte sich bald aufs neue, und endigte zuletzt wieder mit einem Strome von Schimpfwörtern auf alle Menschen — sich selbst und ihren Karl ausgenommen.

Emilie, die jetzt aufs neue Mißhandlungen

befürchtete, erlaubte sich eine kleine List. Sie sank mit schlaffen Armen auf einen Stuhl, sagte matt: „ach! wie wird mir!" und verschloß die Augenlieder. Nun sprang die Mutter ängstlich auf, nahm Emilien in ihre Arme, bat sie tausendmal um Verzeihung, versprach, so etwas nie wieder zu thun, und nannte sie mit den liebkosendsten Nahmen. Sie selbst führte Emilien auf ihr Zimmer, half sie entkleiden, und war jetzt nichts als Zärtlichkeit. Die thörichte Frau! verkehrt in ihrem Hasse, wie in ihrer Liebe, gleich tausend andern Müttern!

Emilie wurde gerührt; doch konnte sie die Ungerechtigkeit, die Härte dieser Behandlung nicht wieder vergessen, und ihre kindliche Liebe war mit der Achtung für die Mutter verschwunden. Jetzt fühlte sie nicht die geringste Unruhe mehr bei dem Entschlusse, so bald als möglich, und durch jedes Mittel, die Gattin des edlen, von ihrer Mutter so ungerecht geschmäheten, Seibold zu werden. Von diesem Augenblicke an trennte sie sich gänzlich von ihren Eltern, und trat auf die Seite ihres Oheims.

So waren nun Menschen, welche die Natur durch die heiligen Bande des Blutes zu

wechselseitiger Liebe bestimmt hatte, durch den thörichten Ehrgeitz und die kindische Rangsucht einer Frau getrennt, wie Feinde. Nur Einmal, bei der Geburt ihres zweiten Sohnes, beleidigte die Mutter ein Gefühl der heiligen Natur; und aus diesem Vergehen entspringt giftiger Haß in einer Familie, die durch Liebe so glücklich werden konnte. Wann wird der Mensch lernen, daß man kein Bösewicht zu seyn braucht, um endlich Verbrechen zu begehen! wann, daß die zarten Verbindungen der Natur auch nicht ein einziges Mal verletzt werden dürfen!

Wozu Karln vorher nur Eigennutz und Habsucht getrieben hatten, dazu trieb ihn jetzt auch Nachbegierde. Er sah ein, daß seine Schwester aus des Majors Nähe entfernt werden müßte, wenn sein Plan gelingen sollte. Die Mutter billigte seinen Vorschlag, Emilien in die Hauptstadt zu einer Tante zu bringen. Man überlegte nun, wie ihr beizukommen wäre. Es wurde von einer Reise gesprochen, auf der Emilie ihre Mutter begleiten sollte, deren Zweck man aber immer im Dunkeln ließ. Man widersprach sich bald, und Emilie konnte nun leicht merken, daß der Plan sie allein betref-

sen müßte. Sie erschrak Anfangs vor dem Gedanken, daß sie die Gegend verlassen sollte, worin Seibold lebte. Einen Augenblick hatte sie sogar Neigung, ihren Oheim um Schutz zu bitten, und so den Plan ihres Bruders zu vereiteln; indeß besann sie sich wieder. Seibold soll sehen, dachte sie, daß ich alles thun kann, was meine Mutter von mir fordert, und dennoch nicht aufhöre, ihn zu lieben. Ich will ihm ein Beispiel der Geduld und Standhaftigkeit geben!

Sie suchte ihren Bruder auf, und sagte lächelnd: „ich soll von hier weg. Glaubst du denn, ich sehe nicht, daß die Reise mich gilt? Es wäre in der That besser, wenn man aufrichtig mit mir umginge; dann könnte man sich viele Sorge ersparen. Wohin soll ich? in die Hauptstadt? Wohl! ich gebe dir mein Wort, daß ich dieser Reise nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen will.“

Emilie war so kalt, so ruhig, daß Karl sich über sie wunderte. Er sah nun wohl ein, daß sie schwerlich mit den gewöhnlichen Waffen besiegt werden könnte; und wenn nicht sein Haß gegen Seibolden jetzt allzu stark gewesen

wäre,

wäre, so hätte er seine Idee vielleicht wieder aufgegeben. — Du bist eine kleine Närrin! antwortete er Emilien lächelnd, und machte sogleich Anstalten, die Gesinnung seiner Schwester zu benutzen. Der zur Abreise bestimmte Tag kam näher. Emilie selbst half ruhig ihre Kleider einpacken, und blieb sich auch da noch gleich, als sie in den Wagen stieg. Die Mutter und der Bruder konnten sich nun nicht viel von einem Mittel versprechen, das auf Emilien so wenig Eindruck machte.

Hennig war nach der Schlägerei mit seinem Bruder ein wenig unruhig, weil der Major Unzufriedenheit geäußert hatte, und bei dieser Gelegenheit die Parthei des Kammerjunkers zu nehmen schien. Er schwieg für jetzt, und nahm sich vor, erst seine Schwester zu sprechen. Aber, dachte er, liebt sie Seibolden, gesteht sie es mir, und ist sie zufrieden mit dem, was ich für sie thun will: so mag es der Onkel mir nicht übel nehmen, wenn ich das Ding auf einmal endige. Ich kann es nicht länger so ruhig mit ansehen, daß mein guter Seibold sich abhärmt, und daß meine Schwester unglücklich wird;

das muß sie ja aber werden, wenn sie von uns Allen verlassen ist.

Von jetzt an ging er öfters in die Gegend von Moorberg, um, wo möglich, Emilien oder ihre Bonne einmal zu sprechen. Er traf keine von Beiden an, dafür aber den Jäger Gottfried. Hennig suchte sich vor ihm zu verbergen. Gottfried ging aber dreist auf ihn zu, und sagte: Herr von Halden, Sie brauchen Sich nicht vor mir zu verstecken.

Hennig kam beschämt hervor, und fing ein Gespräch mit dem Jäger an. Dieser versicherte sogleich: wenn Hennig etwas zu erfahren wünschte, oder eine Bestellung an Fräulein Emilien hätte, so stände er zu Diensten. Hennig, der nicht recht wußte, ob er trauen dürfte, fragte fürs erste nur nach dem Befinden seiner Schwester; und der Jäger erzählte ihm, daß sie in drei Tagen mit ihrem Bruder nach der Hauptstadt abreisen sollte. Eine so unerwartete Nachricht machte Hennigen etwas bestürzt; doch erkundigte er sich weiter nach den näheren Umständen der Reise, nach der Begleitung und dem Wege. Der Jäger sagte lächelnd: Herr von Halden, das ganze Haus liebt Fräulein Emi-

lien, und wünscht, sie glücklich zu sehen. Sie ist zwar heiter; aber ich wollte wohl darauf wetten, daß sie nicht gern von hier weg geht, und daß man sie mit Gewalt, Gott mag wissen wohin, schleppt. Wer sie begleiten wird, das weiß ich nicht; doch seyn Sie morgen Abend wieder hier: dann werde ich Ihnen Alles sagen können.

Hennig kam, und erfuhr nun von dem Jäger den Weg, die Zeit der Abreise und die Begleitung. Am folgenden Morgen saß er früh zu Pferde, und mit ihm der alte Hennig, nebst einem muthigen jungen Menschen, der auch ein Handpferd mitnehmen mußte. Der Alte wunderte sich zwar über den Husarensäbel an Hennigs Seite, und es ahnete ihm auch, daß es auf eine Unternehmung abgesehen wäre; doch das war ihm eben recht. Er fragte diesmal nicht, wie sonst gewöhnlich, wohin es ginge, und blieb immer funfzig Schritte zurück, um nicht vielleicht etwas zu erfahren, wovon er abrathen müßte.

Hennig hielt im Eingange eines Gebüsches, und hatte die Augen immer auf den Moorberger Weg geheftet. Endlich zeigte sich der Wa-

gen, worin Emilie, ihr Bruder und ihre Mutter saßen. Sobald er im Gebüsche war, ritt Hennig hervor, und rief mit drohender Stimme: halt! Seine Begleiter erfuhren nun erst, was ihr Anführer zur Absicht hatte, und setzten sich in Bereitschaft, ihn zu unterstützen.

Hennig näherte sich dem Schlage, und nahm, als er davor war, in großer Verlegenheit den Hut sehr höflich ab. Er hatte geglaubt, eine sehr wirksame Rede halten zu können, und wußte nun, als seine Mutter ihn fragte: was willst du? nicht ein Wort hervorzubringen.

Fahr zu! rief Karl; der Kutscher schüttelte aber den Kopf: denn der alte Hennig und der junge Mensch warfen ihm drohende Blicke zu. „Liebe Mutter," sagte Hennig bestürzt: „ich will Sie und Karln gar nicht aufhalten; aber ich bitte Sie, Emilien mit mir reiten zu lassen." Mutter und Sohn glaubten, die Sache wäre mit Emilien verabredet. Karl sagte bitter: Betriegerin! und die Mutter warf einen grimmigen Blick auf ihre Tochter.

Emilie wurde durch diesen Vorfall überrascht; sie fand aber darin augenblicklich etwas so Romanhaftes, daß ihre Augen vor Vergnü-

gen leuchteten. Das bestärkte die Mutter und den Bruder noch mehr in ihrem Verdachte. Karl faßte Emiliens Arm, und sagte: du mußt mich ermorden, ehe du diese schändliche Kreatur in deine Gewalt bekommst! Die Mutter verwünschte ihren Sohn in den Abgrund der Hölle. Hennig stieg ab, riß den Schlag des Wagens auf, blickte seinen Bruder drohend an, bekam von der Mutter einen derben Schlag ins Gesicht, und hob, ohne sich darum zu bekümmern, Emilien aus dem Wagen. Der junge Mensch brachte das Handpferd heran, und Hennig sagte: geschwind, liebe Schwester! — Emilie setzte sich auf; Hennig rief: fahr zu, Kutscher! und wollte davon. — Emilie winkte ihm, noch zu warten, und ritt an den Schlag. „Sehen Sie, Mutter," sagte sie kalt und groß; „jetzt bin ich frei! Ich danke dir, Bruder Hennig, für deine Liebe zu mir, und für deine Sorgfalt." Mit diesen Worten stieg sie wieder vom Pferde, öffnete den Schlag, sprang in den Wagen, warf hinter sich zu, und rief: „grüße den Onkel, Hennig! und den Retter meines Lebens! . . . Fahrt zu, Kutscher!"

Hennig wußte nicht, wie ihm geschah, und

was er thun sollte. In seiner Verlegenheit trabte er noch eine Weile hinter dem Wagen her, weil er glaubte, daß Emilie sich besinnen würde. Sie besann sich aber nicht, und er mußte umkehren, ohne sich ihr Betragen erklären zu können.

Eben so wenig begriff Frau von Halden etwas von der ganzen Sache; sie schüttelte nur zuweilen den Kopf, und schimpfte auf den Straßenräuber Hennig. Karl sah Emilien scharf an, als wollte er in ihrem Gesichte die Erklärung des Vorfalls lesen; und Emilie sann lächelnd nach, was wohl Seibold, wenn er die Begebenheit erführe, davon denken würde.

„Erzählt nichts!" sagte Hennig zu seinen beiden Begleitern, als er nahe an Sollingen kam; und die Sache wurde dort wirklich verschwiegen. Er schloß aus Emiliens Weigerung, mit ihm zu reiten, daß sie Seibolden doch nicht liebe; und um diesen nicht betrübt zu machen, sagte er auch ihm kein Wort von seinem Abentheuer.

Frau von Halden fing endlich an, mit der größten Bitterkeit von der Sollingischen Familie zu reden. Emilie hörte eine Zeitlang ru-

hig zu; dann sagte sie: „Mutter, Sie könnten machen, daß ich, wenn noch einmal ein irrender Ritter mich aus dem Wagen höbe, in Versuchung geriethe, nicht wieder einzusteigen. Ich liebe die Sollinger, weil sie mich lieben." Die Mutter gerieth hierüber in noch größeren Zorn, und entfernte durch bittre Kränkungen das Herz ihrer Tochter immer weiter von sich. Karl schwieg Anfangs; um aber den Fehler seiner Mutter einigermaßen wieder gut zu machen, sprach er endlich einige Worte für die Sollinger, doch ohne deshalb seinen Bruder weniger zu hassen, der ihm, wie er wohl fühlte, leicht seine herrlichste Aussicht zerstören konnte.

Alle häuslichen Zwistigkeiten hatten Karln nicht abgehalten, seinen Plan auf die Gräfin Luise von Espenbruch einzuleiten. Er ritt öfters nach Ransleben; und so oft er kam, war die erste Frage der kleinen Gräfin: „Herr Kammerjunker, was machen meine Herren Gevattern? was Emilie? was der Herr Major?" Die Begebenheit in Moorberg hatte sehr tiefen Eindruck auf Luisen gemacht, und sie sprach davon jedesmal mit leuchtenden Augen. War ein Fremder zugegen, wenn sie diese Fragen

an den Kammerjunker that, so erzählte sie den ganzen Vorfall, und mit der sichtlichsten Theilnahme an den Sollingern. „Sehen Sie nur,“ sagte sie mit großer Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen; „unser Wagen wollte eben auf die Brücke einlenken, und die Brücke war voller Pferde und Reiter mit Federbüschen, und alles glänzte von Gold. Auf einmal flog die Schwester des Herrn da über das Geländer in den tiefen Graben. Ein Mann, Herr Seibold, stürzte sich den Augenblick von der andern Seite nach; und der Bruder des Herrn — ja, es ist, als sähe ich ihn noch — der flog durch die wilden Pferde weg, und von dem hohen Ufer hinunter in das Wasser, daß es ihm über dem Kopfe zusammen schlug. Ich sprang aus der Kutsche, und schrie, als ob ich selbst im Graben läge und die beiden edlen Menschen mich retten sollten. Es war auch nur ein Augenblick, da hatten sie das Fräulein schon, und trugen es in ihren Armen an das Ufer. O, ich werde das in meinem ganzen Leben nicht vergessen! Das Fräulein war wie todt; und nun lief Herr Seibold mit ihr ins Haus, als trüge er eine Feder. Es muß

doch eine rechte Freude seyn, einem Menschen das Leben gerettet zu haben! Ich saß den Mittag zwischen den beiden Herren. Zwischen zwei Königen hätte ich nicht so vergnügt gesessen! Ich war auch ganz naß; und da sagte der Herr Major von Halden: die Nassen müssen beisammen sitzen!"

So, und oft mit noch größerer Theilnahme, mußte der Kammerjunker Luisen von der Begebenheit sprechen hören. Aus Verdruß wagte er es einmal, ein Gegenstück von seines Bruders Rohheit zu erzählen. „Ja," unterbrach ihn die Kleine; „von der Cousine höre ich auch immer, daß Ihr Bruder sehr wild seyn soll. Aber, wenn er das nicht ein Bißchen wäre — wer weiß, ob er dann in's Wasser gesprungen seyn würde! Die Cousine hätte sich nicht einmal aus dem Wagen gerührt, um nicht einen Fleck auf ihr schönes Kleid zu bekommen. Es ist wohl gut, wenn man ordentlich und nicht wild ist; aber wenn ich einmal ins Wasser fiele — so wollte ich doch, Ihr Bruder wäre da; denn Sie sprängen nicht hinein: das hab' ich wohl gesehen."

Karl konnte nicht zweifeln, daß sein Bru-

der ihm bei der Gräfin Luise gefährlich werden könnte. Aus Furcht bat er seine Mutter, ja zu verhindern, daß der Graf Espenbruch und sein Onkel nicht Freunde würden. Er schmeichelte Luisen, erwies ihr tausend Gefälligkeiten, war auf jeden ihrer Wünsche aufmerksam, und fing wirklich schon an, ihr Wohlwollen in einem vorzüglichen Grade zu gewinnen. Nun mußte er wieder in die Residenz zurück; er behielt indeß bei Luisen eine große Beschützerin: die Cousine, deren Gunst er sich durch Artigkeit und Schmeichelei erworben hatte. Das alte Fräulein und Frau von Halden waren in der That schon darüber einig, daß Karl Luisens Hand bekommen sollte, doch unter der Bedingung, daß er die Cousine alsdann mit in die Hauptstadt nähme.

Die Reisegesellschaft aus Moorberg kam ohne weitern Unfall in der Residenz an. Nach einigen Tagen, in denen man die Galakleider verfertigen ließ, wurde Emilie dem fürstlichen Hause vorgestellt. Man erwartete, daß der Glanz des Hofes die größte Wirkung auf sie thun würde; und Selenberg bauete darauf sogar einen kleinen Plan, der von seiner Welt-

kenntniß zeugte. Er wußte, daß man jemanden durch nichts einen größeren Dienst erweisen kann, als wenn man ihn von einer gesellschaftlichen Verlegenheit befreiet. Nun wollte er Emilien, wenn sie bei dem ungewohnten Glanze, bei den starren Blicken und dem Flistern der Hofleute den Kopf verlöre, ihn wiedergeben, immer an ihrer Seite bleiben, und ihre Verwirrung mit seiner Gesprächigkeit verbergen. Die Süffisance des Hofes, sagte er lächelnd zu Karln, soll mir zu der Gunst Ihrer Schwester verhelfen. Sie wird sehr bestimmt fühlen, daß ich ihr Freund bin, und daß sie sich an mich halten muß, wenn sie hier fortkommen will. Ich werde ihr den schönsten Triumph verschaffen; und geben Sie Acht, schon heute Abend wird sie anders von mir denken, als jetzt.

Man lächle nicht über den eitlen Hofmann. Selenberg hatte in den Sälen des Schlosses Männer, die oft dem Tode mit kalter Ruhe Trotz geboten, den Kopf verlieren sehen; und er wußte, wie viel ein freundliches Wort, ein vertrauliches nichts sagendes Geschwätz, eine unbedeutende Frage dem werth ist, der zitternd

zum ersten Male am Hofe erscheint. Er kannte die Menschen, nur dieses Mädchen nicht.

Emilie hatte, ehe sie Moorberg verließ, sehr wohl überlegt, was auf sie wartete. Sie wußte, daß Selenberg der Liebling des ganzen Hofes, und daß der Plan mit ihm nicht aufgegeben war. Nun dachte sie sich den Fall, daß man sogar den Fürsten in diese Sache mischte, und daß der ihr beföhle, dem Präsidenten ihre Hand zu geben. Sie prüfte sich, ob sie wohl Muth genug haben würde, selbst ihm zu widerstehen. Daß man sie nicht zwingen könnte, sah sie leicht ein. Daher war sie ihrer Sache sehr gewiß, und wußte schon auswendig, was sie dem Fürsten in einem solchen Falle sagen wollte. Es wurde ihr nun sogar eine angenehme Aussicht, an den Hof zu gehen und auch den zu einem glänzenden Schauplatze ihrer Treue, ihrer Liebe zu machen. Diese Idee gab ihr eine Entschlossenheit, die selbst der blendende Glanz des Hofes nicht zerstören konnte.

Als sie sich dem Saale näherte, wurde sie doch ein wenig ängstlich. Ihr Bruder bemerkte es, und sagte lächelnd: der Anblick wird dich überraschen, Emilie; er ist einzig! — Sie

antwortete, voll von ihren Gedanken: „ce n'est pas de tout cela, qu'il s'agit!" Beim Eintritt in den Saal, blickte sie schnell um sich. Der Fürst, dem sie bald nachher vorgestellt wurde, empfing sie mit einem sehr artigen Komplimente. Sie antwortete, weil sie ein wenig ängstlich war, mit einer gewissen Heftigkeit, doch bestimmt, kurz, entschlossen. Nach einer Minute war sie ruhig, so daß Selenberg keine Gelegenheit fand, ihr mit seinen Künsten beizustehen. Er hatte dem Fürsten gesagt: ein Mädchen voll Geist, Ew. Durchlaucht; aber auf dem Lande erzogen. Wahrscheinlich werden Sie ihr Anfangs Manches zu gute halten müssen. — „Hm!" sagte der Fürst jetzt lächelnd und heimlich zu Selenbergen; „hier habe ich nichts zu gute zu halten!"

Emilie und ihre Mutter wurden zur Tafel eingeladen. Die Fürstin, selbst eine Frau von Geist, der Emilie gegenüber saß, fand Geschmack an ihrer Unterhaltung. Jedermann am Hofe erklärte Emilien für liebenswürdig; und niemand wußte an ihr sonst etwas zu tadeln, als ein wenig Pedanterie in dem Tone ihrer Stimme. Selenbergs Nachbar flisterte: elle est

grave comme un professeur, et chaque propos, même le badinage, l'échauffe. — Das wird sich geben! erwiederte Selenberg. — „Und giebt es sich nicht," sagte die Fürstin, die das Gespräch hörte: so soll es mir noch lieber seyn; ich mag wohl einmal einen Menschen sehen."

Frau von Halden war entzückt über Emiliens Aufnahme bei Hofe. Selenberg erzählte am folgenden Morgen, wie vortheilhaft der Fürst und die Fürstin von ihr urtheilten; und Emilie wäre kein Mädchen gewesen, wenn das nicht einen sehr angenehmen Eindruck auf sie gemacht hätte. Die Mutter war nun ganz wieder mit dem alten Plane, ihre Tochter an den Hof zu bringen, beschäftigt, und bat sie fast mit Thränen, ihre Einwilligung nicht zu verweigern. Emilie wollte sich nicht entschließen; man mußte also auf Ueberraschung denken.

Selenberg erinnerte die Fürstin fast täglich an das Fräulein von Halden, und suchte zu bewirken, daß sie selbst Emilien eine Hofdamenstelle antrüge. Endlich erreichte er seine Absicht. Eines Tages, als Emilie einmal wieder bei Hofe aß, sagte die Fürstin zu ihr: Fräulein von Halden, Sie wünschen an mei-

nem Hofe zu leben; Selenberg hat mir davon gesagt. Nun, Sie gefallen mir recht wohl, und ich hoffe, Sie werden bei mir glücklich seyn. — Was konnte Emilie antworten? Sie verbeugte sich, küßte die ihr dargebotene Hand der Fürstin, und war nun gegen ihren Willen Hofdame.

Ich stehe dafür, Mama, sagte Karl, Seibold wird bald vergessen seyn. Jetzt, da wir sie so weit haben, bin ich ohne Sorgen. Unser Spiel ist gewonnen, und das haben Sie mir zu verdanken.

Er hatte Recht. Emilie würde, ungeachtet der Ueberraschung, nicht Ja gesagt haben, wenn nicht Karl ihr sehr listig die Idee beigebracht hätte: die Fürstin sey unglücklich, und habe sich schon lange eine Freundin gewünscht, um glücklicher zu werden. Dies hörte Emilie von dem ganzen Hofe bestätigen. Die Fürstin, sagte man, hat sonderbare Grillen; sie verlangt etwas Unmögliches: reine Freundschaft. Emilie mußte nun einmal in der Residenz bleiben; und wer kann sich wundern, daß sie eine Frau glücklich zu machen wünschte, deren Liebe so ehrend war. Sie hatte dabei sogar Seibolden

im Auge. Die Fürstin, dachte sie, ist gewiß darum unglücklich, weil sie ihre Hand ohne ihr Herz hat weggeben müssen. Ich will mir ihre Liebe erwerben, und sie wird es gern sehen, wenn ihre Freundin glücklicher ist, als sie. Kurz, Gutherzigkeit, Bewußtseyn ihres Werthes, und, wenn man will, ein wenig Eitelkeit, bewogen Emilien, die Stelle anzunehmen, die so wenig für sie paßte.

Die Fürstin schien ihre neue Hofdame in den ersten Tagen eben nicht zu bemerken. Emilie dachte: desto besser! gewiß hat sie sich oft betrogen. Sie drängte sich nun mit Diensteifer an ihre Gebieterin, und wurde nicht länger übersehen. Freilich bemerkte sie noch keine Spur von Freundschaft; aber sie meinte, die würde wohl noch kommen. Die Fürstin vertrauete ihr einige Kleinigkeiten, die jeder bei Hofe wußte; und Emilie dachte: sie will mich prüfen. Endlich aber schien in der That zuweilen eine kleine Spur von Wärme durch die gewöhnliche Kälte der Fürstin hervorzubrechen. Emilie nahm an keiner Kabale Theil, hatte nie etwas zu bitten, und vertheidigte bescheiden, doch sehr entschlossen, einige redliche Hofleute, gegen die man ihre

Gebieterin eingenommen hatte. Sie buhlte nicht um die Gunst der Fürstin, sondern suchte sie zu verdienen; und auf einmal erschien das Glück, das sie sich versprochen hatte.

Eines Tages, als sie in das Zimmer der Fürstin trat, sagte diese zu ihr mit einer Umarmung und einer Art von Heftigkeit: ich weiß, liebe Halden, daß Sie es redlich mit mir meinen. Fahren Sie fort, meine Freundin zu seyn. Lassen Sie Sich von den Andern nicht hinreißen, und bleiben Sie mir treu! — Nun zeigte Emilie die zärtlichste Innigkeit, und benetzte die Hand der Fürstin mit Thränen der ehrerbietigsten Liebe. Die Fürstin schien gerührt; sie streichelte dem weinenden Mädchen freundlich die Wange, und fragte: lieben Sie mich denn wirklich so sehr, gute Halden? — Damit war die Scene geendigt, weil eben eine andre Dame gemeldet wurde. „So habe ich denn endlich dieses mißtrauische Herz überwunden!" dachte Emilie triumphirend. Aber wie würde sie sich geschämt haben, wenn sie gewußt hätte, wem sie diesen Triumph verdankte!

Selenberg sprach unaufhörlich mit der Fürstin von Emiliens Liebe zu ihr, und theilte ihr

tausend Lobeserhebungen mit, in die Emilie ausgebrochen seyn sollte. — So etwas hat sie mir nie gesagt! antwortete die Fürstin. Ja, Ew. Durchlaucht, erwiederte Selenberg; das Fräulein denkt sehr sonderbar. Sie würde der Kaiserin ihren Tadel ins Gesicht sagen; aber Lob sagt sie immer nur hinter dem Rücken. Dies Gespräch gab die Veranlassung zu der Scene, die Emilien so rührte. Die Fürstin war von der innigen Empfindung ihrer jungen Hofdame überrascht. Sie glaubte Selenbergen nun, und nannte von jetzt an Emilien immer: ihren kleinen Sonderling.

Die Gunst der Fürstin zeigte sich bald sehr deutlich, und machte Emiliens Hoffnung, ihre Freundschaft zu erlangen, beinahe zur Gewißheit. Es war eine Partie nach einem Lustschlosse angesetzt. Da allein, sagte die Fürstin oft zu Emilien, bin ich nichts als Mensch. Emilie hatte sich lange auf diese kleine Reise gefreuet; aber gerade als man abfahren wollte, ließ sie der Fürstin melden: sie könnte nicht mit. Der Hoffourier schüttelte den Kopf, und sagte zu der Fürstin: das Fräulein Halden ist krank geworden. Emilie war gesund, doch ihre Jung-

ser war krank; und sie wollte das Mädchen, ein sehr gutes Geschöpf, durchaus nicht verlassen.

Die Fürstin fuhr ab, und hörte schon unterweges von einer Dame, daß die Halden sich recht wohl befände. Als sie zurückkam, war sie kalt gegen Emilien, und machte ihr mit Stolz einige Vorwürfe. Emilie sagte ganz öffen, weshalb sie zu Hause geblieben wäre. Die Fürstin erwiederte Französisch (ein Zeichen, daß sie empfindlich war): ich glaubte, es würde Ihnen Vergnügen machen, einige ganze Tage in meiner Gesellschaft zu seyn. Die Oberhofmeisterin sagte: ich hoffe, Sie werden das Unschickliche Ihres Benehmens einsehen! und Emilie antwortete mit einem ernsten Blicke auf die Fürstin: malheur à qui ne sait pas sacrifier un jour de plaisir aux devoirs de l'humanité *)!

Alle andern Damen wurden blaß vor Schrecken über diese Antwort; aber zu ihrem Erstaunen reichte die Fürstin Emilien die Hand, und sagte Deutsch: man muß meinem kleinen Sonderling etwas zu gute halten. Bei der Tafel

*) Wehe dem Menschen, der nicht den Pflichten der Menschlichkeit einen vergnügten Tag aufopfern kann!

erzählte sie dem Fürsten mit offenbarem Vergnügen die Antwort ihrer Halden, und setzte dann hinzu: Sie werden aber auch gestehen müssen, daß ich eine Freundschaft verdiene, die kein Bedenken trägt, mir so etwas zu sagen!

Sie verdienen die Huldigungen einer Welt, erwiederte der Fürst; aber die Antwort der Halden macht Ihnen so viel Ehre, wie ihr selbst. Es würde sehr schwer zu entscheiden seyn, was größer ist: so etwas Menschliches ohne Furcht zu sagen, oder es ohne Empfindlichkeit zu hören. — Emilie wunderte sich, daß man ihr einige Worte so hoch anrechnete, und sie deshalb mehr, als vorher, zu achten schien.

Sechs Tage in der Woche war die Fürstin durch Ball, Oper, Koncert und andre Lustbarkeiten beschäftigt; nur Einer blieb ihr übrig, den man den guten nannte, der aber für die Damen und die Bedienung der Fürstin sehr übel war. Sie wußte diesen siebenten Tag nicht auszufüllen, und wollte ihn doch von den übrigen unterscheiden, weil man ihn an dem Hofe ihres Vaters der Einsamkeit und nützlichen Geschäften widmete. An diesem Tage hatte sie schon tausenderlei angefangen: gezeichnet, ge-

stickt, Klavier und Harfe gespielt, Erbauungs- und andere Bücher gelesen; aber alles dessen war sie beim zweiten oder dritten Male wieder überdrüßig geworden. Sie nahm Unterricht in der Englischen Sprache, in den schönen Wissenschaften, in der Geschichte ihres Fürstenhauses; und dennoch blieb dieser gute Tag der langweiligste in der ganzen Woche, so daß jedermann dem Himmel dankte, wenn er zu Ende war.

Emilie, eine Freundin der Einsamkeit und des Nachdenkens, benutzte diesen Tag, blieb an ihm jedesmal auf ihrem Zimmer, und nahm keine Besuche an. Als sie aber von der Fürstin mit ihrer Freundschaft beehrt wurde, sollte sie ihn immer bei ihr zubringen. Emilie trauete sich Kraft genug zu, ihre neue Freundin von der langen Weile zu befreien; und wirklich gelang es ihr die ersten Male. Sie las der Fürstin vor, und sprach mit ihr über das Gelesene. Auch brachte sie ihre Arbeit mit: ein Hemde, das sie für ein armes Kind nähen wollte. Die Fürstin fand es vortrefflich, den Tag zwischen Bildung des Geistes und Wohlthätigkeit zu theilen. Man schnitt nun Hemden zu, und die Damen näheten ironisch lä-

chelnd mit der Fürstin um die Wette an der groben Leinewand. Die Hemden wurden am zweiten guten Tage fertig, und Emilie sollte sie vertheilen; denn außer ihr kannte keine Dame eine arme Familie, welche Hemden brauchte. Emilie erzählte nachher der Fürstin die kleinen rührenden Scenen, welche die Geschenke veranlaßt hatten. Die Fürstin vergoß einige Thränen, und ließ sogleich noch einige Stücke grobe Leinwand kaufen, aus denen an den guten Tagen Hemden gemacht werden sollten.

Man erzählte bei der Arbeit, an der auch die Kammerfrauen helfen mußten, Gespenstergeschichten, man las, sang, und wurde heiter, so daß noch ein Paar gute Tage recht angenehm vergingen. Allein dann hatte die Fürstin Kopfweh, und ließ sagen: heute könnten die Damen einmal in ihren Zimmern arbeiten. Nun wurde das Nähen für Arme wieder vergessen, und das Studium der Antiken kam an die Reihe. Man hörte an dem guten Tage von weiter nichts sprechen, als von nassen Gewändern, von Gruppirung, von der Schlangenlinie, Hetrurischem Styl, Basreliefs, dem Torso, dem Apoll, dem Antinous, u. s. weiter.

Kurz, Emilie war noch kein halbes Jahr am Hofe, so wußte sie, daß sie nicht auf die Freundschaft der Fürstin rechnen könnte. Die Fürstin verlangte Liebe; aber sie wollte keine dafür wiedergeben und immer Fürstin bleiben. Oft war sie eine ganze Stunde mit Emilien allein; dann öffnete sie ihr Herz zuweilen ein wenig, sagte Emilien die angenehmsten Dinge, und vergoß sogar Thränen an ihrem Halse. Doch kaum war diese Aufwallung vorüber, so nahm die Fürstin ihren gewöhnlichen kalten Ton wieder an, und begegnete Emilien, wie allen ihren andern Damen. Emilie benutzte einmal eine gute Stunde, um wegen Seibolds hin zu horchen; aber zu ihrem Erstaunen bekam sie die Antwort: pfui, Halden, pfui! Nicht ein Wort mehr von einer solchen Liebe! Sehen Sie! — (Mit diesen Worten zog die Fürstin einen Kasten in ihrem Bureau auf.) Da liegt ein unerbrochener Brief von einer Frau, die mit mir am Hofe meines Vaters erzogen wurde, und die meine völlige Gnade hatte. Sie heirathete, ohne auf meine Warnung zu achten, unter ihrem Stande; seitdem habe ich sie nicht wieder sehen mögen. Sie hat mir

wohl zehnmal geschrieben; aber ich will nichts von ihr wissen, durchaus nichts. Pfui, Halden!

Emilie, an deren Liebe zu der Fürstin, offenherzig gestanden, auch der Eigennutz seinen Theil gehabt hatte, wurde von diesem Augenblicke an völlig kalt gegen sie. Sie suchte nicht länger Gelegenheit, in dem Zimmer ihrer Gebieterin seyn zu können, und gab sich nicht mehr die geringste Mühe, in ihrer Gunst zu bleiben. Die Fürstin ersetzte ihre Stelle durch eine andre Dame, und vergaß ihren kleinen Sonderling, ohne ihm deshalb gram zu werden. Das verdroß Emilien Anfangs; doch bald war es ihr vollkommen gleichgültig. Ihre Kammerjungfer bedauerte sie, daß sie die Liebe der Fürstin verloren hätte, und tadelte diese mit einiger Bitterkeit. Emilie erwiederte: es fehlt ihr nicht an Geist; aber die ewigen Zerstreuungen haben diesem Geiste alle Kraft genommen. Sie ist wirklich gut, mitleidig, zur Freundschaft und zur Liebe geboren. Eine Frau von ihrem Range, die eben so dächte, wie ich, könnte sie wohlthätig und glücklich machen; doch von ihren Damen wird nie eine das können.

Selenberg war unterdessen nicht unthätig gewesen. Sein Rang gab ihm fast alle Tage Gelegenheit, mit Emilien zusammen zu seyn; und er nützte das mit der ganzen Feinheit des erfahrnen Hofmannes. Aber er mochte thun, was er wollte — sie wußte ihm für nichts Dank, und zeigte die entschiedenste Abneigung gegen ihn. Doch dessen ungeachtet wurde die Begierde des Wollüstlings mit jedem Tage stärker, da Emilie immer reitzender aufblühete, und ihre Figur immer edler, ihre Farbe immer frischer wurde. Er hatte geglaubt, der Hof sollte ihm den Triumph über sie erleichtern; und sie behielt mitten unter allen Versuchungen, an denen es auch dort nicht fehlte, die Reinheit ihrer Seele, und die Energie ihres Herzens. Doch der Widerwille, mit dem sie jetzt am Hofe war, gab seinen Hoffnungen neue Stärke. Er zeigte ihr die reitzende Aussicht eines Lebens auf dem Lande, und auch ihr Bruder mußte sie ihr zeigen. Sie ergriff diesen Gedanken mit großer Lebhaftigkeit; allein sobald der Nahme Selenberg genannt war, sagte sie: „lieber wollte ich mein ganzes Leben hier in diesen öden Sälen zubringen, als nur einen Tag lang Selenbergs Gattin seyn.“

Selenberg hatte jetzt nur noch Eine Hoffnung: das Vorwort des Fürsten. Hierzu wollte er nur im äußersten Nothfalle greifen; doch er mußte zuletzt, da Emilie sich durchaus nicht mit ihm einließ, und da er folglich nicht Eine von seinen Künsten anwenden konnte. Er wendete sich endlich an den Fürsten selbst; und dieser sagte lächelnd: „Selenberg, Sie haben wohl noch nie in einem solchen Falle einen Andern für sich geschickt! Ist denn die Abneigung der Halden so groß? und weiß die Familie darum? Denn die Familienrechte taste ich nicht an; sie sind die heiligsten, über die sich kein Fürst unter irgend einem Vorwande hinaussetzen sollte.

Der Kammerjunker versicherte, daß seine Eltern diese Verbindung wünschten. — „Und warum will ihre Schwester nicht?" fragte der Fürst. Halden zuckte die Achseln. Romane, Ew. Durchlaucht, eine unverständige Gouvernante, die glatten Worte eines elenden, aber pfiffigen Menschen! . . . Meine Schwester hat eine reitzbare Phantasie, Grundsätze aus den Zeiten der Tafelrunde. Und dazu kam eine gewisse Begebenheit. Der Mensch, dessen

ich eben erwähnte, rettete ihr zufälliger Weise das Leben. Ueberspannte Dankbarkeit, Ew. Durchlaucht. Kurz, sie ist Willens, unser Haus durch eine Mißheirath zu beschimpfen.

„Hm!" erwiederte der Fürst mit Lächeln; „das sollte man diesem edlen, stolzen Gesichte nicht zutrauen! Wohl, ich werde mich für Selenbergen verwenden. Das nächste Mal, wenn ich Ihre Schwester sehe, will ich um ihre Hand werben; und mir wird sie keine abschlägige Antwort geben."

Der Kammerjunker zuckte wieder die Achseln. Ich bedaure es, Ewr. Durchlaucht sagen zu müssen, daß sie in diesem Punkte sehr eigensinnig ist.

„Wir werden ja sehen! Sie sollen Nachricht bekommen. Uebrigens verbitte ich alle Gewalt. Ihre Schwester wird schon vernünftig werden. Ueberlassen Sie die Sache nur mir, und Sie sollen zufrieden seyn."

Der Hof ging auf das Land. Emilie eilte, so bald sie konnte, in das reitzende Bosket bei dem Lustschlosse, an welches auch Alleen stießen. Hier begegnete ihr der Fürst, der eben vom Pferde gestiegen war und noch

eine Weile spazieren gehen wollte. Er erinnerte sich sogleich seines Versprechens, und redete Emilien an. So jung, so schön, und so allein? sagte er lächelnd. Die Herren hier müssen sehr wichtige Beschäftigungen haben, daß Sie so einsam gelassen werden! Kommen Sie, Fräulein. Der Abend ist so angenehm; wir gehen die Allee noch einmal auf und nieder. Apropos, liebe Halden. Ich habe eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen dürfen.

„Ewr. Durchlaucht Bitten sind für mich Befehle," sagte Emilie. In dem Augenblicke fiel ihr Selenberg ein, und sie setzte schnell hinzu: „denn Ew. Durchlaucht fordern nichts von uns, wodurch wir uns nicht glücklich fühlten."

Dies Lob, liebe Halden, möchte ich gern von allen meinen Unterthanen verdienen. Nun, ich hoffe, auch Sie sollen durch die Erfüllung meiner Bitte glücklich werden. Ich will Sie verheirathen, und lade mich zu ihrer Hochzeit ein. — Emilie erblaßte. — Daß die Mädchen doch allemal roth und blaß werden, wenn vom Heirathen die Rede ist, und dennoch alle heirathen! Aber Sie zittern

ja! Setzen Sie Sich. Wie gesagt, eine Fehlbitte müssen Sie mich nicht thun lassen. Sie sollen einen Mann haben, den der ganze Hof für sehr artig und fein erklärt, und, noch mehr, der mein Freund ist: den Präsidenten von Selenberg.

Emilie blieb starr sitzen, ohne ein Wort zu erwiedern. Endlich erholte sie sich. „Ew. Durchlaucht haben den Präsidenten Ihren Freund genannt; ich muß also verschweigen, wie ich von ihm denke. Indeß darf ich doch sagen, daß der Herr Präsident sehr fein und artig seyn kann, ohne deshalb einen guten Ehemann zu versprechen. Er paßt vielleicht für den Hof, aber nicht für das häusliche Verhältniß; und wenn man heirathet, so rechnet man doch auf Glück. Ew. Durchlaucht werden es mir zu Gnaden halten, daß ich Nein sagen muß."

Das sollen Sie aber nicht! Oder Sie müssen mir sagen, wie Sie von Selenbergen denken. Sie werden ihm, hoffe ich, doch einige Thorheiten der flüchtigen Jugend übersehen? Wer ist sein ganzes Leben hindurch von aller Thorheit frei geblieben!

„Thorheiten, Ew. Durchlaucht, wollte ich

ihm gern zu gute halten; nur nicht seinen Charakter. Ich mag des Mannes Frau nicht seyn, den keine Mutter ohne Sorge eine halbe Stunde mit ihrer Tochter allein lassen darf!"

O, das war einmal, liebes Kind! Sehen Sie ihn doch nur an! Die Sünde hat ihn verlassen.

„Und könnten Ew. Durchlaucht mir rathen, meine Hand einem Manne zu geben, von dem man weiter nichts sagen kann, als das? Aber die Sünde hat ihn nicht einmal verlassen; jetzt fällt ja sein Verlangen — denn von Liebe kann ein solcher Mann nichts wissen — auf mich!"

Es wird ja doch keine Sünde seyn, Sie reitzend zu finden; sonst wäre ich eben so strafbar, wie Selenberg. Aber — was wetten Sie? — ich weiß die Ursache Ihrer Weigerung. Es steckt Ihnen ein Mensch im Köpfchen, der Sie einmal aus dem Wasser oder Feuer geholt hat. Nicht wahr, ich habe es getroffen?

Emilie erröthete. „Ew. Durchlaucht, wäre mein Herz auch völlig frei, ich gäbe dennoch Selenbergen meine Hand nicht, so lange ich fühlen kann, daß ein Betrieger ein verabscheuungswürdiger Mensch ist."

Feuer oder Wasser bleiben Sie weg. Auf mein Wort! daraus wird nichts.

Der Fürst ging. Emilie war zufrieden: sie hatte nun die Erfahrung gemacht, daß man viel kann, wenn man ernsthaft will; und ihre Hoffnung, troz allen Hindernissen am Ende dennoch Seibolds Gattin zu werden, bekam dadurch neue Stärke.

Der Fürst erzählte dem Kammerjunker, wie seine Bewerbung abgelaufen war, und gab ihm einen Wink, den Plan mit Selenbergen fahren zu lassen. Damit war Karl aber nicht zufrieden. Er sagte dem Fürsten: seine Eltern drängen auf diese Verbindung; es beruhe ein Familien-Arrangement darauf. Man bat den Fürsten nach einigen Tagen aufs neue um sein Vorwort; er schlug es aber geradezu ab. Ich weiß nicht, Selenberg, sagte er, wie Sie von mir verlangen können, ein so schönes Mädchen zu ängstigen. Auf diese Art werden Sie Ihren Wunsch wohl schwerlich erreichen. Wenden Sie Sich an meine Gemahlin! Die darf befehlen, wo ich bitten muß.

Selenberg sah ein, daß der Fürst Recht hatte, und er würde diesen Weg längst einge-

schlagen haben, wenn nicht die Fürstin eine sonderbare Grille gehabt hätte. Sie hielt es nehmlich für eine Verletzung der ihr schuldigen Ehrfurcht, wenn eine von ihren Damen die Liebe eines Mannes ihrem Umgange vorzog. Diese Grille kannte der Fürst, wie jedermann am Hofe; und er gab Selenbergen absichtlich einen Rath, der nicht befolgt werden konnte. Emilie hatte auf den Fürsten selbst tiefen Eindruck gemacht. Er suchte daher Gelegenheit, sie allein zu finden; und die konnte ihm nicht fehlen, da sie jeden Abend in das Bosket zu gehen pflegte. Hier hob er aufs neue an, für Selenbergen zu sprechen; er schien sogar empfindlich zu werden, und bekam dennoch von Emilien immer dieselbe Antwort. Endlich verlangte er, etwas Näheres von ihrer Begebenheit mit Seibold zu wissen. Sie erzählte so gut, und ihre schönen Augen waren so zu rechter Zeit voll Thränen, daß der Fürst auch ihre Liebe zu dem Retter ihres Lebens nicht mehr so ganz unrecht fand, ob er sich gleich davon nichts merken ließ. Er sprach mit Emilien nun auch von andern Dingen; denn unter diesem Vorwande konnte er am besten von

Zeit zu Zeit eine Stunde lang mit ihr im Bosket auf und nieder gehen.

Natürlicher Weise flisterte man nun auf dem Schlosse sehr bald einander zu: die Halden gefällt dem Fürsten; er ist oft mit ihr im Bosket. Selenberg war nicht der letzte, der dies erfuhr; und sobald er es wußte, entwarf er einen andern Plan, sich Emiliens Besitz zu verschaffen.

Schon nach einigen Stunden war der Fürstin hinterbracht, daß Se. Durchlaucht oft stundenlang mit dem Fräulein von Halden im Bosket spazieren gingen. Sie schwieg, und behandelte Emilien nur mit auffallender Kälte, oder vielmehr Verachtung. Am folgenden Tage war Selenberg bei ihr, und lenkte das Gespräch auf Heirathen. Sie nannte ihn neckend einen Hagestolz; und er sagte: ich würde recht gern eine Frau nehmen, wenn Ew. Durchlaucht sie mir geben wollten. — „Darf ich den Nahmen der Glücklichen wissen, die Sie erobert hat?" — Das Fräulein von Halden. — Die Fürstin erröthete und schwieg.

Am Abend zog sie Selenbergen in ein Fenster, das nach dem Bosket hinaus ging,

und fragte ihn: ist es Ihr Ernst, daß Sie die Halden heirathen wollen? — Mein völliger, Ew. Durchlaucht. Ich habe schon die Einwilligung der Eltern, und schwieg bisher nur deshalb, weil Ew. Durchlaucht das Fräulein mit Ihrer vorzüglichen Gnade, ja, fast möchte ich sagen, mit Ihrem Vertrauen, zu beehren schienen. — „Haben Sie Sich schon gegen die Halden geäußert?" — Bis jetzt nicht, aus dem Grunde, den ich Ewr. Durchlaucht schon gesagt habe. Ich glaube indeß, mir schmeicheln zu dürfen, daß sie mir nicht abgeneigt ist; nur seit einigen Tagen bemerke ich eine Kälte an ihr, die mich verlegen macht.

Die Fürstin erröthete wieder, schwieg eine Weile, und sagte dann: „die Halden soll Ihre Frau werden! Ueberlassen Sie nur Alles mir, und sagen Sie ihr nichts; ich selbst will das Vergnügen haben, sie damit bekannt zu machen."

Am folgenden Morgen ließ die Fürstin Emilien zu einem Spaziergange rufen. Sie ging eine Zeitlang, ohne zu sprechen, das Bosket auf und nieder, und Emilie neben ihr. Dann blieb sie auf einmal stehen, sah Emi-

lien scharf in das Gesicht, und hob an: Fräulein Halden, Selenberg hat bei mir um Sie angehalten, und ich habe Sie ihm zugesagt. — Emilie hatte durch die Unterredungen mit dem Fürsten eine Art von Leichtigkeit über diesen Punkt zu sprechen, bekommen. Sie sagte sehr bescheiden: „Ewr. Durchlaucht Wunsch würde für mich ein Befehl seyn . . .“

Ich wünsche es nicht, unterbrach die Fürstin sie kalt; ich will es, ich befehle es, und ich hasse jedes Aber, wenn ich befohlen habe. — Sie winkte einem Bedienten, der in der Ferne stand; und das Gespräch war abgebrochen. — Sie können gehen! sagte sie dann kalt zu Emilien. Kommt! rief sie dem Bedienten zu, und verlor sich in das Bosket.

Da stand nun Emilie auf einmal von aller Hülfe verlassen. Es war ihr, als forderten tausend Stimmen sie auf, nach Sollingen zu fliehen und den Major um Schutz zu bitten. Schwankend, matt, ohne Entschluß, von tausend verwirrten Gedanken, tausend Schmerzen bestürmt, ging sie, ohne die Augen vom Boden zu erheben, dem Schlosse zu. „Gott Lob!“ dachte sie endlich; „ich habe noch nicht

Ja gesagt.“ Nun fühlte sie wieder einige Kraft; und in dem Augenblicke bemerkte sie in einiger Entfernung Selenbergen. Sie eilte auf ihn zu, und sagte in einem scharfen Tone, der ihren Abscheu verrieth: „Herr Präsident, Sie haben bei der Fürstin um mich angehalten, und sie hat Ihnen meine Hand versprochen. Ich aber, ich erkläre Ihnen sehr feierlich, daß ich nicht will. Nehmen Sie Ihr Wort wieder zurück, ich bitte Sie darum; denn ich bin nun einmal fest entschlossen, nie zu wollen.“

Selenberg erwiederte mit einiger Verlegenheit: daß ich diesen Weg, den ich lieber nicht genommen hätte, dennoch gewählt habe, meine Gnädige, muß Ihnen ein Beweis seyn, wie unendlich ich Sie liebe. Welcher Mann auf der Erde darf glauben, Sie zu verdienen! Und so können Sie es gewiß nicht tadeln, daß ich eine mächtige Fürsprecherin zu Hülfe nehme. Ihre verehrungswürdigen Eltern, gnädiges Fräulein, Ihr Bruder, die Fürstin — Alle wünschen, mich durch Sie glücklich zu sehen. Lassen Sie mich hoffen, daß Ihre Güte meine zärtliche Liebe nicht immer verwerfen

wird. Leider habe ich eine Jugend gelebt, die ich selbst mir nie verzeihen kann. Aber, mein Fräulein, Sie würden mich nicht verachten, wenn Sie mein Herz kennten; Sie würden aufhören, mich zu hassen, wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie liebe.

„Der Weg, den Sie gewählt haben, führt gewiß nicht zu meinem Herzen. Ich muß noch einmal . . . "

Geben Sie mir nur die allerkleinste Hoffnung; dann soll weiter nichts für mich sprechen, als meine Ehrerbietung, meine zärtliche Liebe, die Erfüllung aller Ihrer Wünsche.

„Nein, Herr von Selenberg, auch nicht die kleinste Hoffnung mache ich Ihnen. Müßte ich zwischen Ihnen und dem Bauer wählen, der dort Wasser trägt: ich gäbe ohne Bedenken dem meine Hand. Sie sehen, wie unnütz alle Ihre Bemühungen sind. Ich bitte, nehmen Sie Ihr Wort bei der Fürstin zurück. Bis jetzt weiß außer uns niemand etwas davon; und ich verspreche Ihnen, zu schweigen. Herr Präsident, schlagen Sie mir die einzige Bitte nicht ab, die ich je an Sie thun kann. Glauben Sie, es ist bei mir nicht Eigensinn, sondern überdachter, fester Entschluß!"

Ich hoffe, sagte Selenberg ein wenig erröthend, Sie werden einst gütiger seyn, als jetzt, und den ungerechten Haß überwinden, den Sie gegen mich zu haben scheinen.

Er verbeugte sich sehr tief, und ging, mit den Zähnen knirschend, in den Garten. Emilie eilte auf ihr Zimmer, legte den Kopf in ihre Hand, und sann, doch mit umher fliegenden Augen, über ihre Lage. Endlich faßte sie einen Entschluß: sie wollte sich, sobald die Fürstin aus dem Bosket zurückkäme, ihr zu Füßen werfen, und sie um Mitleiden bitten. Als sie aber durch das Fenster das kalte befehlende Gesicht ihrer Gebieterin sah, war ihr Muth wieder verschwunden. Sie ging zwar die Treppe hinunter, und bis vor das Zimmer der Fürstin; doch wagte sie sich nicht hinein. Indem sie noch unentschlossen da stand, trat die Oberhofmeisterin aus ihrem Zimmer, und bemerkte sie. Fräulein Halden, ist Ihnen nicht wohl? Sie sind ja so bleich, wie eine Büste! Was fehlt Ihnen? Kommen Sie doch zu mir herein! — Emilie umfaßte, sobald sie in dem Zimmer war, die Oberhofmeisterin mit Heftigkeit, und beschwor

sie mit heißen Thränen, bei der Fürstin für sie zu bitten.

Liebes gutes Kind, sagte die Oberhofmeisterin; das kann ich in der That nicht. Ihre Sache würde dann noch schlimmer: das wissen Sie ja so gut wie ich. Da ist nun keine Hülfe mehr; Sie müssen Selenbergen heirathen! . . . Aber, mein Gott, es schlägt ja schon Eins, und Sie sind noch nicht frisirt! Gehen Sie! Es ist nur noch eine Stunde bis zur Tafel. Und ich bitte Sie, liebe Halden, seyn Sie klug. Es ist nun einmal nicht anders; Sie müssen!

Emilie ging wieder weg, ließ sich ankleiden, und verwünschte dabei den Hof, der sie so unglücklich machte. Zitternd trat sie dann in das Zimmer der Fürstin, verbeugte sich fast bis zur Erde, und blieb furchtsam an der Thüre stehen. Die Fürstin sagte langsam und kalt zu den übrigen Damen: Fräulein Halden ist Braut des Präsidenten von Selenberg; Sie können ihr Glück wünschen. Mit diesen Worten ging sie in ein Nebenzimmer.

Emilie stand bei den Glückwünschen, die ihr nun gesagt wurden, wie in Betäubung da,

und es rollten große Thränen aus ihren Augen. Sie fing endlich an zu schwanken, weil das Gefühl der Hülflosigkeit ihrem Körper alle Kraft benahm. Man mußte sie nach ihrem Zimmer führen. Kaum war sie allein, so riß sie in Verzweiflung die Brillanten aus ihrer Frisur, warf sie heftig zur Erde, verhüllte ihr Gesicht, und blieb länger als eine Stunde so sitzen, ohne eines Gedankens fähig zu seyn.

Endlich sagte ihre Jungfer, die, mit ihr weinend, am Fenster saß: da fährt die Fürstin hin! . . . Und der Fürst kommt eben von der Jagd zurück! Er ist recht freundlich. Wenn ich ihn um etwas zu bitten hätte, so thäte ich es jetzt, auf der Stelle. — Emilie eilte, wie sie war, mit zerstörtem Kopfputze und in der halben Kleidung, die Treppe hinunter, dem Fürsten entgegen, und rief mit Leidenschaft: „ach, Ew. Durchlaucht!" Der Fürst öffnete sein Zimmer, und führte sie hinein. Emilie warf sich vor ihm nieder. „Ew. Durchlaucht, ich habe keinen Freund, keine Hülfe mehr, als Sie. O, retten Sie mich von dem schrecklichsten Elende!"

Liebes Kind, stehen Sie auf! Wenn jemand käme!

„Nein! hier will ich liegen, bis ich Ihr Wort habe, daß Sie mich retten wollen."

Nun, sagte der Fürst, so muß ich auch wohl niederknieen. — Er machte wirklich eine Bewegung dazu, und Emilie stand auf. — Kommen Sie, Fräulein, in mein Kabinet; da sind wir ungestörter. — Nun sagen Sie mir, wie kann ich Ihnen dienen?

Emilie erzählte. Der Fürst schüttelte den Kopf, und sagte: aber, Fräulein, es ist in der That besser, wenn Sie Selenbergen nehmen! Sie selbst müssen einsehen, daß ich mich nicht wohl in die Sache mischen kann. Meine Gemahlin scheint die Heirath sehr zu wünschen; und was bleibt mir nun noch übrig?

„Ein Wort von Ihrer Hand an Selenbergen; und ich bin gerettet."

Der Fürst schüttelte wieder den Kopf; aber er konnte der schönen, reitzenden Emilie ihre wiederholte, dringende Bitte unmöglich abschlagen. Wohl, sagte er zuletzt; ich will thun, was Sie wünschen, ob ich gleich fühle, was alles aus der Sache gemacht werden kann.

„O, mein Dank, Ew. Durchlaucht, meine Ehrerbietung, meine Liebe soll unendlich

seyn, wenn Sie mich aus dieser Gefahr erretten!"

Nun, was thäte man nicht um Ihrer Liebe willen! Ich will in Ihrer Sache thun, so viel ich kann. Morgen oder übermorgen hoffe ich, Sie im Bosket zu sehen. Lassen Sie Sich lieber krank melden. Hätten Sie mir etwa noch einige Worte zu sagen, oder sollte etwas vorfallen, so schreiben Sie mir nur. Ich werde bisweilen meinen alten Ahrens unter einem guten Vorwande zu Ihnen schicken. Und nun adieu, mein schönes Fräulein. Wer weiß, was ich an Selenbergs Stelle thäte! Adieu!

Der Fürst schrieb sogleich an Selenbergen folgendes Billet:

„Mein lieber Präsident, Ihre Sache mit „dem Fräulein von Halden nimmt eine Wen„dung, die mir nicht ganz wohl gefällt, da man „wissen kann, daß ich mich Anfangs hinein„gemischt habe. Es wird mir angenehm seyn, „wenn Sie alle Maßregeln fallen lassen, die „nach Gewalt aussehen. Sie werden leicht ein „schickliches Mittel finden, die Schritte zurück „zu thun, die ohne mein Wissen gethan sind. „Ich wünschte, entweder gar nicht in die

„Sache gemischt worden zu seyn, oder sie nun
„allein beendigen zu können, und ich rechne
„darauf, daß Sie mich nicht werden verge-
„bens wünschen lassen. Morgen früh erwarte
„ich Sie zu einer Jagdpartie. Sie sollen,
„weil Sie Bequemlichkeit beim Jagen lieben,
„nicht funfzig Schritte danach gehen dürfen.
„Adieu."

Der Fürst bekam schon in einigen Minuten nachstehende Antwort:

„Ew. Durchlaucht werden es gnädigst mei-
„ner heißen Leidenschaft verzeihen, daß ich
„einen Schritt gewagt habe, zu dem eine Be-
„merkung aus Höchstdero eigenem Munde mich
„halb und halb zu berechtigen schien. Ich
„sehe das freilich jetzt anders, und werde je-
„des schickliche Mittel anwenden, Ewr. Durch-
„laucht Wunsch zu erfüllen. Die Entschuldi-
„gung, daß ich selbst die Wendung, welche
„die Sache genommen hat, nicht vermuthet,
„nicht gewünscht habe, kann ich bei Ewr.
„Durchlaucht nicht geltend machen; denn al-
„lerdings soll man erst wissen, ehe man han-
„delt. Wollen Ew. Durchlaucht die Versiche-
„rung, daß ich von jetzt an mein Glück gänz-

„lich Höchstdero Händen überlasse, gnädig an„nehmen, so wird dies meiner Unzufrieden„heit mit mir selbst ein Ende machen.“

„Die Jagdpartie, zu der Ew. Durch„laucht die Gnade haben, mich einzuladen, „wird ein Vergnügen für mich seyn.“

Dies Billet schrieb Selenberg in dem größten Verdrusse darüber, daß er sein Glück, dem er so nahe zu seyn geglaubt hatte, mit eigenen Händen wieder zerstören sollte. Er wußte schon, daß Emilie bei dem Fürsten gewesen war; und in einer halben Stunde hatte er es auch an die Fürstin gebracht, ohne sein Zimmer verlassen zu haben.

Am Abend war Spiel bei Hofe. Selenberg ging nicht eher hin, als bis er vermuthen konnte, daß der Fürst schon da seyn würde. Die Fürstin fragte ihn laut, wo er den ganzen Tag gewesen wäre. Er benutzte diese Gelegenheit, zu ihr in ein Fenster zu treten, und halb laut zu sagen: ich bin sehr unglücklich, Ew. Durchlaucht, daß ich Sie bitten muß, Ihr gnädiges Vorwort bei dem Fräulein von Halden zurückzunehmen. Dringende Familienverhältnisse nöthigen mich zu dieser Bitte. Sie

kann mir bei Ewr. Durchlaucht den Verdacht des Leichtsinnes zuziehen; aber in der That, ich bin nichts als unglücklich! . . . Ich hoffe, daß Ew. Durchlaucht noch nichts für mich gethan haben.

„Alles!" erwiederte die Fürstin mit Bitterkeit. „Das ist zu spät. Sie werden mich doch nicht kompromittiren wollen? Ah, ich errathe, woher . . ."

Selenberg verbeugte sich tief. Also werden Ew. Durchlaucht mich bedauern! Ihren Händen und Ihrer Gnade überlasse ich mein Glück jetzt ganz allein. Ich selbst darf nichts, als schweigen und erwarten. Ew. Durchlaucht errathen meine Lage, und ich fürchte nicht, daß Dieselben sie noch peinlicher machen werden. — Er verbeugte sich tief, und die Fürstin ging an ihren Spieltisch.

Selenberg war diesen Abend zerstreuet; er näherte sich der Fürstin nur mit Zittern, und nahm einen Kammerherrn bei Seite, um über das wandelbare Hofglück zu klagen. Kurz, die Fürstin hörte bald, so wie der Fürst, zu ihrer Verwunderung, daß Selenberg bei ihr in Ungnade gefallen wäre. — Der Selenberg ist

doch ein ehrlicher Mann! sagte der Fürst lächelnd; und die Jagdpartie fiel sehr vergnügt aus. — Der Selenberg ist doch ein feiner Kopf! sagte die Fürstin. Sie behandelte ihn am folgenden Tage bei dem Diner mit sehr bemerkbarer Kälte; er war zerstreuet, und eilte, aus dem Saale zu kommen.

Nach Tische ging die Fürstin mit ihrem Gemahle den Gang zu seinen Zimmern hinunter. „Ich habe," sagte sie unmuthig, „eine Klage über den Präsidenten Selenberg. Er hält bei mir um die Halden an, und ich verspreche sie ihm, da die Partie vortheilhaft ist, und da die Eltern sie wünschen. Ich sage es der Halden selbst, und meine Damen wünschen auf meinen Befehl ihr schon Glück. Nun tritt Selenberg gestern an mich heran, entschuldigt sich mit Familienverhältnissen, und dergleichen, und will sein Wort zurücknehmen. Sie werden das von ihm so unverschämt finden, wie ich. Verlangt er, daß ich mich vor meinem ganzen Hofe kompromittiren soll? Ich ersuche Sie dringend, mich vor einer solchen Beschimpfung zu sichern. Die Heirath soll und muß zu Stande kommen.

Viel-

Vielleicht, erwiederte der Fürst verlegen, hat Selenberg andere Gründe, die sein Menschlichkeit Ehre machen. Man sagt mir, die Halden soll eine bestimmte Abneigung gegen ihn haben; und dann . . .

„Wie jedes junge Mädchen, dem man eine Verbindung anträgt. Sie sträubt sich, weil sie eine Närrin ist."

Wenn aber nun diese Weigerung ernsthafter werden sollte, so wäre dies vielleicht ein Mittel, die Sache abzubrechen.

„Die Halden wird sich nicht lange weigern. Mein Gemahl kann doch gewiß nicht zugeben, daß man mich vor dem ganzen Hofe so demüthigt! Das Mädchen soll wollen. Ich bitte Sie, Selenbergen meinen Befehl zu sagen, und ich hoffe, daß schon morgen Alles beendigt seyn wird. In einer Sache, die mich und meine Ehre betrifft, werden Sie mich gewiß keine Fehlbitte thun lassen."

Mais, Madame, y pensez . . .

„Je sais ce qui convient, et ferai ce qu'il faut. Je ne croirai jamais mon honneur retabli, que quand Mlle. de Halden sera la femme de Selenberg. Cela doit

être, à quelque prix que ce soit!" — Mit diesen Worten ging sie zurück.

Der Fürst fühlte selbst, daß seine Gemahlin diese Forderung machen mußte; aber er hatte doch der reitzenden Emilie versprochen, sie zu retten; und, noch mehr, das schöne Mädchen gefiel ihm so wohl, daß er sich gestehen mußte, er gönne es Selenbergen nicht.

In seiner Verlegenheit ließ er Emilien durch den alten Ahrens sagen: sie möchte noch krank bleiben. Den Abend fuhr er auf die Jagd, und blieb den ganzen folgenden Tag weg. Emilie wurde von dem Leibarzte für sehr krank erklärt, und Selenberg beurlaubte sich bei der Fürstin auf einige Tage zu einer Reise nach der Stadt, weil, so lange seine Geliebte krank war, doch nichts weiter für ihn geschehen konnte.

Der alte Ahrens sprach Emilien noch an diesem Abend ganz unbemerkt. Er erzählte ihr, was der Fürst für sie gethan hatte, und wollte sie dennoch bereden, dem Präsidenten ihr Jawort zu geben. Als Emilie sich auf den Fürsten berief, zuckte er die Schultern, und sagte: liebes Fräulein, ich bin hier am Hofe

grau geworden, und weiß wohl Bescheid. Unser Fürst ist der großmüthigste, edelste Mann, — wenn es sich schickt.

„Wenn es sich schickt?“ erwiederte Emilie. „Können Großmuth und Gerechtigkeit sich jemals nicht schicken?“

Ja, mein liebes Fräulein, so ist es wahrhaftig! Anderswo kann man seyn, was man will, was man soll; hier aber muß man seyn, was sich schickt. Wir sind hier so lange gut, als es gehen will; dann lassen wir das Gute fahren, und zucken hinterher die Achseln. Verlassen Sie Sich also ja nicht auf den Fürsten, mein gutes Fräulein. Glauben Sie mir, der Präsident Selenberg ist ein feiner Kopf, der Alles überlisten kann. Ich will Ihnen nur gestehen, es würde mich jammern, wenn Sie ihn heirathen müßten; denn Sie haben ganz Recht: er ist ein böser Mensch. Aber, wie gesagt, verlassen Sie Sich hier auf niemanden, als auf sich selbst. Mit dem besten Willen kann der Fürst am Hofe zuweilen nicht so viel, wie der Handwerksmann tagtäglich in seinem Hause. Es klemmt und hakt sich aller Orten. Wenn die Bürger und Bauern das

so wüßten, sie gönnten uns unsre Plaisirs, und hielten sich bei ihrem ruhigen Stücke Brot für weit glücklicher, als wir es jemals werden können.

Emilie wurde durch diesen treuherzigen Ton aufmerksam. Ahrens war, wie jeder am Hofe wußte, ein ehrlicher, unbestechlicher Mensch, und seine Treue gegen den Fürsten ohne alle Flecken. Anfangs mischte er sich in die Kabalen des Hofes, und drang auch zuweilen durch; aber man machte ihn in Kurzem müde. Zuletzt bekümmerte er sich um nichts mehr, als was den Fürsten unmittelbar anging; und auch dann mischte er sich nur in so fern hinein, daß er diesem seine Meinung davon sagte. Er mußte den Fürsten, wie den ganzen Hof, wohl kennen, und sein Wort war also bei Emilien von großem Gewichte. Sie wurde blaß vor Schrecken, und sagte: „o Gott! könnte man so grausam seyn, mich aufzuopfern? Ach, wenn nur mein guter Onkel hier wäre! der würde mich bald retten!"

Der alte Ahrens erkundigte sich näher nach diesem Onkel, und sagte dann: geschwind,

schreiben Sie dem Herrn Major! Ich will den Brief besorgen. Es giebt vielleicht einen Augenblick, wo die starre Ehrlichkeit des Mannes die feine List hier über den Haufen rennt.

Emilie schrieb in ihrer Verzweiflung nur einige Worte. Ahrens legte einen etwas längeren Brief bei, worin er dem Major einige Maßregeln empfahl; und schon bei Tagesanbruch, als noch alles schlief, schickte er eine Estafette nach Sollingen.

Der Major war jetzt gewissermaßen auf Emilien böse, weil sie ihm, seit ihrem Aufenthalte in der Residenz, nur ein einziges Mal, und noch dazu einen kalten, oder vielmehr für ihn unverständlichen, Brief geschrieben hatte. Sie sagte darin: „ich thue meine Pflicht, und bin zufrieden. Es sollte so seyn, und es sey so! Ich habe mein Glück nicht aufgegeben, und werde es auch hier finden, mitten in dem Getöse des traurigen Frohlockens, der armseligen Pracht. Hier stehe ich ganz allein; aber ich bedarf nur meiner selbst. Ich soll mir meine Welt schaffen, und schaffe sie.“

Der Major hatte diesen Brief unmuthig auf den Tisch geworfen, und gesagt: „Jungfer

Milchen, wenn man anfängt in Räthseln zu sprechen, so ist man auf dem Wege zu lügen. Ich glaube, das Mädchen ist hochmüthig geworden. Was soll das alles? „Meine Welt schaffen!" Was muß der liebe Gott denken, wenn ein Mädchen ihr Kleid frisirt, und dann von Schöpfung der Welten spricht! „Ich bedarf nur meiner selbst!" Meinetwegen; der Hochmuth kommt vor dem Falle!"

Für den guten Major waren diese Räthsel nicht geschrieben, sondern für Seibold, der sich alle Ausdrücke sehr wohl zu erklären wußte, da ihn jeder an eine seiner ehemaligen Unterredungen mit Emilien erinnerte. Sein Herz schlug ungestüm vor Freude über diesen Brief, der für ihn eine feierliche Versicherung treuer Liebe enthielt. Er schwieg indeß, weil er sich nicht verrathen wollte.

Hennig schüttelte den Kopf noch stärker, als sein Oheim. Er erinnerte sich der verunglückten Entführung, und sagte: ich weiß, lieber Onkel, was der Brief bedeutet; sie giebt Seibolden einen Korb. — „Nun, das steht doch auch nicht da!" — Hennig erzählte jetzt sein Abenteuer; und der Major sagte: „wie? sie wollte nicht,

guter Junge? Nun, so laß sie fahren!" — Man schwieg seitdem von Emilien, so viel man konnte, bis endlich die Briefe von ihr und dem alten Ahrens kamen.

Der Major rief, sobald er nur einige Worte gelesen hatte: „großer Gott! die arme Emilie!" Seibold stürzte auf diesen Ausruf hinzu, und nahm den Brief, den der Major ihm schweigend hin hielt. — Herr Oberstwachtmeister, wir müssen fort!

„Freilich! denn mag es auch seyn, wie es will — der Selenberg soll sie nicht haben. Aber den Kopf will ich ihr waschen, und das recht tüchtig! Was hat sie da am Hofe zu suchen?"

Sie ist gezwungen worden; sie konnte nicht anders.

„Sie konnte w o h l anders! Aber der Hochmuthsteufel hat sie versucht, oder wohl noch etwas Schlimmeres. Da stürzt sie sich hinein in die Gefahr. Nun schaffe einmal deine Welt! Da bedarf sie ja d o ch Anderer; sonst würde sie nicht so jammern und wehklagen."

Herr Oberstwachtmeister, sie wollte ihre Pflicht thun. Verkennen Sie das große Herz des Mädchens nicht.

„Verkennen? Nein, wahrhaftig nicht! Gott weiß, ich nehme meine Mütze in tiefer Demuth vor Allem ab, was groß ist; aber nichts ist groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt. Sagen Sie mir, ist der Komödiant, der den Alexander macht, der Alexander selbst? .. Ich habe das Mädchen lieb; aber deshalb bin ich nicht blind bei ihren Fehlern. Sie hat bei allem, was sie that, immer ihre Nebenabsichten gehabt; und daran sind Sie mit Schuld. Sie tadelten die Bonne, die ihr da Liebhaber, Treue, Umarmungen und Thränen in den Kopf setzte. Liebe und Treue sind eine gute und vollkommene Gabe, wohl nicht schlechter als Großmuth und Selbstüberwindung. Aber es war nur schlimm, daß Emilie den Kopf von Treue und Liebe voller hatte, als das Herz. Nun wollten Sie den Teufel austreiben . . ."

Lieber, guter Herr Oberstwachtmeister! welche harte Ausdrücke von Ihrer Emilie!

„Ei, was nicht von Gott ist im Herzen und Kopfe, das ist vom Teufel. Baarer Hochmuth war es. Sie wollte ihrer Treue halber eben so gelobt seyn, wie die Leute da in den

Liebesbüchern. Um ihr das aus dem Kopfe zu bringen, erzählten Sie ihr von der Portia, und wie die Frauen weiter heißen. Geschwind warf Emilie die erste Maske weg, weil die neue hübscher war. Ich habe mir hinterher, wenn ich an meinem Grillenfenster saß, das alles an den Fingern abgezählt. Sie wollte immer etwas Anderes seyn, als sie war; das können Sie gar nicht läugnen."

Aber sie war immer etwas Gutes; das können Sie nicht läugnen.

„Ja, allerdings läugne ich das. Sie war es nicht, sie stellte es nur vor. Sie war nicht geduldig, wenn die Mutter ihr alles Herzeleid anthat; sie stellte sich nur so, damit Seibold sie recht lieb haben sollte. Nicht aus Gehorsam gegen ihre Mutter that sie, was man von ihr verlangte; nein, aus Liebe zu Ihnen, Seibold. Sie ist tugendhaft; — Gott lasse sie das immer bleiben! — aber manche Dinge an ihr sind Verstellung, Nachäfferei, nicht Geist und Wahrheit, wie in der Bibel steht. Ein Theil ihres Guten, sagten Sie einmal von einem andern Mädchen, sind Sonnenstrahlen, die man in einem Spiegel auf-

gefangen hat: sie leuchten wohl, aber sie wärmen nicht. Sehen Sie da meinen Hennig! Der wird, wenn Gott seinen Segen weiter giebt, ein Mensch, an dem die heiligen Engel ihre Freude haben müssen. Er thut das Gute, wie ich Athem hole."

Herr Oberstwachtmeister, Sie halten Emilien für schlecht?

„Das sag' ich nicht. Sie ist gut, recht gut; aber sie will besser seyn, als sie ist: und das nenne ich Heuchelei, Romanenkram. Darum seh' ich es gern, daß sie einmal gedemüthigt wird, und einsehen lernt, was Menschen ihr seyn können und müssen. Aber hin wollen wir und helfen, so ungern ich auch an einen Hof gehe. Ich weiß da nichts zu sagen; doch einem ehrlichen Manne, der in einem ehrlichen Handel begriffen ist, kann es an Worten nicht fehlen. Hennig soll mit; aber Sie müssen zu Hause bleiben. Wir wollen erst sehen, was aus ihr geworden ist, und wie es steht, daß meine Schwägerin nicht wieder etwas zu lästern hat.

Hennig würde gerufen. Dann sattelte man sogleich, packte Geld ein; und nun ging es der

Residenz zu, so schnell die Pferde nur laufen konnten.

Der Major trat in dem Wirthshause ab, das Ahrens ihm bestimmt hatte, und schickte sogleich einen Boten nach dem Lustschlosse, ihm seine Ankunft sagen zu lassen. Ahrens kam in die Stadt, besuchte den Major, und erzählte ihm, wie Alles stand. Sie sehen, sagte er zuletzt, der Handel ist gefährlich genug. — „Gefährlich?" erwiederte der Major lächelnd. „Das weiß ich nicht zu begreifen. Se. Durchlaucht können ja nur sagen: ich will nicht! und das Lied ist zu Ende. Da seh' ich nichts Bedenkliches."

Ahrens setzte dem Major nun die Umstände weiter aus einander. Der Major begriff zwar noch immer nichts von dem Allen; indeß am Ende fing er an nachzugeben. „Lieber Herr Ahrens," sagte er, „jeder Stand hat seine Maximen, und zum Richter über Andere bin ich nicht bestellt. Aber — so kann ich ja zu der Fürstin gehen, und ihr sagen, daß Emilie nicht will, und auch nicht soll, weil der Selenberg kein ehrliches Mädchen verdient!" Ahrens sah den dreisten Major mit Erstaunen

an; denn ein solcher Fall war ihm noch nicht vorgekommen. Und wenn die Fürstin dennoch will? fragte er lächelnd. — „Ei, zum Teufel! da nehm' ich meine Nichte unter den Arm, setze sie auf ein Pferd, und reite mit ihr davon."

Es konnte nicht eher etwas geschehen, als bis der Fürst wieder da war, den man am folgenden Abend auf dem Lustschloß erwartete. Am dritten Tage sollte der Major sich bei ihm melden lassen, und für Emilien um Urlaub zu einer Reise bitten. Dazu mußte er sich entschließen, ob er gleich hundertmal den Kopf schüttelte.

Zum Unglück hatte Selenberg den Major, dessen Gesicht und Figur ihm aus Moorberg her sehr gut bekannt waren, schon eine Stunde nach seiner Ankunft im Wirthshause, am Fenster gesehen. Ein Billet an Karln belehrte diesen von der Gefahr, und von dem Rettungsmittel dagegen. Schnell ging nun ein reitender Bote nach Moorberg, um Emiliens Eltern zu holen; Selenberg aber blieb fürs erste noch in der Residenz, weil er auf dem Lustschlosse nicht nöthig zu seyn glaubte.

Der Fürst erfuhr, sobald er zurückkam, die Ankunft des Majors, und den Plan seines Ahrens. Auch die Fürstin hörte von dem Major, und es wurde ihr eine so seltsame Beschreibung von dem Manne gemacht, daß sie sich noch fester vornahm, Emiliens Heirath mit dem Präsidenten durchzusetzen. Alles war in gespannter Erwartung, und rechnete auf den Sieg; Karl aber nahm sich vor, jetzt, wo möglich, aus dem Spiele zu bleiben. Er hatte endlich gemerkt, daß er es nicht mit dem Oheim und Emilien, sondern mit dem Fürsten selbst, zu thun hatte. Auch war ihm zu Ohren gekommen, daß der Fürst Emilien reitzend fände und oft mit ihr im Bosket spazieren gienge.

Was in aller Welt, dachte er, ist das? — Und von diesem Augenblicke lag ihm nichts mehr daran, daß Emilie dem Präsidenten ihre Hand gäbe. Mit ihrer Liebe zu Seiboldeu schien es ja vorbei zu seyn: denn sie hatte, wie er zuverlässig wußte, seitdem sie sich am Hofe befand, nicht ein einziges Mal an ihn geschrieben, und sogar nicht einmal mehr von ihm gesprochen; jetzt durfte er also

mit ihrer Verheirathung um so weniger eilen. Und überdies fiel ihm Manches ein, was seine Anfangs nur halb gedachte Vermuthung sehr wahrscheinlich machte. Emilie hatte die Liebe der Fürstin in einem so hohen Grade gehabt; auf einmal war sie gänzlich gefallen, und hatte ihm, als er sie um die Ursache befragt, in sehr räthselhaften Ausdrücken geantwortet. Hm! dachte er; des Fürsten Widerwille gegen diese Heirath, die Eifersucht der Fürstin, von der man fast schon öffentlich spricht! Und nun gar der Onkel seit drei Tagen in der Residenz, ohne Emilien gesehen zu haben! Was kann den Hitzkopf bewegen, sich so versteckt zu halten? Warum geht er nicht gerade zum Fürsten oder zur Fürstin? Wahrscheinlich weiß er schon, daß er es hier mit der Liebe des Fürsten zu thun hat. Das Alles paßt doch sonderbar zusammen. — Karl war an geheime Plane, an Intriguen so gewöhnt, daß er auch hier nichts Andres sehen konnte. O, dachte er lächelnd, wenn hier jeder sein Spiel spielt — warum nicht auch ich? Der Fürst liebt Emilien; die Fürstin ist eifersüchtig; Selenberg will meine Schwester haben;

der Major will sie Seibolden geben. Und Emilie? Wenn ich nur wüßte, was die zu thun Willens ist! Ah! sie hat neulich den Fürsten so beredt gelobt! Nun gut; entweder Selenberg, oder . . . — Der Elende wurde roth; aber an diesem Erröthen hatte die Scham weniger Antheil, als die Freude seiner Ehrsucht.

Hm! dachte er endlich; wir wollen ruhig zusehen, und abwarten, wie die Würfel fallen. Wenn nur meine Mutter hier wäre!

Als er so mit sich zu Rathe ging, sah er auf einmal den Onkel mit dem alten Hennig durch das Schloßthor reiten, und bemerkte mit Vergnügen in dessen Miene Furchtsamkeit, unentschlossenes Nachdenken. Der Major fragte nach Emilien; und man zeigte ihm den Flügel, in welchem sie wohnte. Karl lief über die Gänge weg nach eben diesem Flügel, und hielt sich verborgen, bis der Onkel hinein war. Dann fragte er im Vorzimmer nach dem Major, schickte den Bedienten nach einem Glase Wasser, horchte, und hörte ganz deutlich: „Hochmuth! . . . Heuchelei! . . . seyn, was du nicht seyn sollst!“ Karl dachte: das sind offenbar Vorwürfe über Emiliens Liebe zu dem

Fürsten. Er hörte wieder: — „zum Fürsten selbst gehen! Er soll die Sprache eines ehrlichen Mannes hören!" Warum, dachte Karl, zu dem Fürsten, und nicht zu der Fürstin, die doch an Allem Schuld ist? Ich kann nicht länger zweifeln. — Er ging nun weg, und sann schon auf Plane, wie er das Glück seiner Schwester benutzen wollte.

Bald nachher kamen seine Eltern an, und er empfing sie mit großer Fröhlichkeit. Man kann leicht denken, mit wie vielen Fragen die Mutter ihn bestürmte. Er erzählte (doch nicht mehr, als sie wissen sollte), sprach von Emilien, von dem Fürsten, in einem räthselhaften Tone, und bat, Mama möchte seine Schwester ja recht gütig behandeln. Die Mutter begriff nicht, was Karl wollte, und widersprach ihm; aber er sagte: glauben Sie mir!, das Glück unseres Hauses hängt davon ab, wie Sie Sich jetzt benehmen! — Nun hatte sie kein Wort mehr einzuwenden.

Der Major ließ sich unterdessen bei dem Fürsten melden, bei dem sich gerade auch seine Gemahlin befand. Der Major von Halden? sagte der Fürst verwundert. Jetzt nicht! morgen!

gen! Was will der Mann? Oder — ich lasse ihn auf heute Abend zum Spiele bitten. — Die Fürstin lächelte.

Der Major, dem Ahrens seine Rolle gegeben, und den er nach langen Bemühungen endlich zu einer Unwahrheit beredet hatte, kam Abends, näherte sich dem Fürsten, als seine Gemahlin neben ihm stand, und bat in den einfachsten Ausdrücken: Se. Durchlaucht möchten seiner Nichte erlauben, auf einige Wochen zu verreisen, weil ein Familien-Arrangement es nothwendig mache. Der Fürst erwiederte: ich bewillige Ihre Bitte von Herzen gern, und zweifle nicht, daß meine Gemahlin es auch thun wird. An die müssen Sie Sich noch wenden. Uebrigens wünsche ich Ihnen Glück, Herr Major, zu der Verheirathung Ihrer Nichte mit dem Präsidenten Selenberg.

Der Major antwortete keine Sylbe. Die Fürstin sagte, mit einem triumphirenden Blikke: Ihre Nichte ist zwar krank, Herr Major, und mein Leibarzt hat ihr sogar untersagt, das Zimmer zu verlassen; indeß, wenn Sie

darauf bestehen . . . — Der Major verbeugte sich, ohne zu antworten.

Die Fürstin fühlte wohl, daß sie das Verlangen des Majors nicht verweigern konnte. Sie wendete sich ab, und sah rings umher, ob Selenberg nicht da wäre. In dem Augenblicke trat Karl in die Thür, und grüßte den Major. Die Fürstin sagte zu ihm: Ihre Schwester will mit Ihrem Onkel auf einige Zeit nach Hause. — Mit meinem Onkel? erwiederte Karl, und starrte erst die Fürstin, und dann den Fürsten an. Dieser bestätigte es; er sah aber dabei so zweideutig aus, daß Karl glaubte, er dürfte ohne Bedenken sagen: daran zweifle ich in der That, Ew. Durchlaucht. Meine Eltern . . . .

Die Fürstin unterbrach ihn. Eben eines Familien-Arrangements wegen, hat ja der Herr Major, wenn ich recht verstanden habe, den Auftrag, Ihre Schwester abzuholen. — Wann reisen Sie, Herr Major?

„Morgen mit dem Früheften.“

Dies Familien-Arrangement, sagte Karl mit einem boshaften Lächeln, ist jetzt wohl unnöthig, da . . .

„Sehr nöthig!" fiel der Major ein, dem bei dieser Unterredung gar nicht wohl zu Muthe wurde; „sehr nöthig!"

Jetzt nicht mehr; denn eben dieses Arrangements wegen sind meine Eltern hieher gekommen. Sie bitten um die Gnade, morgen Ewr. Durchlaucht ihre Ehrfurcht bezeugen zu dürfen.

„So?" sagte der Major, hoch erröthend. „Die sind hier? Nun, dann ist es nichts." Er zog die Stirn in Falten, und sah bald den Fürsten, bald die Fürstin an. Endlich brach er los. „Das Arrangement, Ew. Durchlaucht, (zu der Fürstin) war nichts Andres, als meine Nichte vor einem Manne zu bewahren, zu dem sie keine Liebe hat, und für den sie, die Wahrheit zu sagen, viel zu gut ist. Ich wollte, dieser Mann, der Präsident Selenberg, wäre hier!" Er suchte ihn mit den Augen.

Ich bedaure, erwiederte die Fürstin; da kommen Sie zu spät, Herr Major. Diese Heirath ist decidirt.

„Ich bitte unterthänig um Vergebung. Eine Heirath zu hindern, kommt man vor der Kopulation nie zu spät."

In der That zu spät, Herr Major! sagte der Fürst; meine Gemahlin hat ihr Wort gegeben.

„Ew. Durchlaucht sind wohl so gnädig, ihr Wort einmal zurückzunehmen; denn es würde dem Mädchen ihr Glück, das Glück ihres ganzen Lebens, kosten. Ich trete nicht gern einen Wurm todt; und wenn ich ihn sehe, so ziehe ich den Fuß wieder zurück, den ich schon aufgehoben hatte."

Sie verlangen in der That zu viel, Herr Major! sagte der Fürst.

„Das Glück, das ganze irdische, ja vielleicht auch das ewige Glück eines Menschen verlange ich; und das kann freilich kein Fürstenthum bezahlen."

In der That, Ihr Ton ist sehr bestimmt, Herr Major! sagte die Fürstin mit gerunzelter Stirn.

„Wenn ich den Ton nicht treffe, Ew. Durchlaucht, der hier im Gange ist, so halten Sie mir das zu Gnaden. Ich habe nie vor Fürsten gestanden, außer vor dem großen König, und das immer nur mit dem Säbel in der Hand, dem Feinde gegenüber. Wenn man da den Tod und die Ewigkeit vor sich hat, so

denkt man nicht auf Redensarten. Halten Sie es einem alten Manne zu gute, wenn ein Wort in die Quer mit unterlaufen sollte. Ich habe meine Nichte lieb: sie ist meines Vaters Enkelin; und könnte ich hier schweigen, Ew. Durchlaucht, hier, wo es auf ihr ganzes Glück ankommt: so würde ich nicht das Herz haben, die Bibel wieder aufzumachen; denn ich könnte gerade den Spruch treffen: Fürchtet euch aber vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Also bitt' ich Ew. Durchlaucht . . ."

Ich dächte, unterbrach ihn Karl, diese Sorge gehörte zunächst den Eltern; und meine Eltern sind hier.

„Leider! und das macht meine Besorgniß für Emilien noch größer. Lassen Ew. Durchlaucht mich nicht gehen, ohne meine Bitte zu gewähren."

Es ist doch in der That nicht meine Sache, erwiederte die Fürstin, zu entscheiden, wem die Tochter gehört: dem Onkel oder den Eltern. — Mit diesen Worten ging sie zu ihrem Spiele.

Der Major schüttelte den grauen Kopf, blickte, wie trostlos, in dem hellen Saale umher, und schlug dann die Augen zu Boden. „Hier,"

sagte er halblaut, „sollte kein Mensch mit solchen Empfindungen stehen, wie ich!" Auf einmal wendete er sich wieder an den Fürsten. „Ja, Ew. Durchlaucht, es ist wahr; den Eltern gehört die Entscheidung, und wenn sie auch wären wie Feinde! . . . Ist denn der Herr von Selenberg nicht hier?" Sein Gesicht war bei dieser Frage dunkelroth. Der Fürst sah Karln ernsthaft an; und dieser ging. — Herr Major, sagte der Fürst alsdann, Sie werden hitzig. Eine Unbesonnenheit würde sich für Ihr graues Haar nicht schicken. Sprechen Sie Selenbergen nicht früher, als bis Sie weiter von mir hören. Ich hoffe, daß alles gut gehen wird.

„Das gebe Gott, Ew. Durchlaucht! Ich habe meinen Säbel und meine Pistolen nie anders gebraucht, als gegen den Feind; aber an das Glück des jungen unschuldigen Mädchens könnt' ich wohl noch einmal mein Leben wagen. Gott behüte mich davor!" Er empfahl sich, und ging zu Emilien, wo er ihre Eltern antraf. Zu seiner Verwunderung behandelte die Mutter ihre Tochter, nach des Kammerjunkers Rathe, mit der größten Güte. Er blieb nur einige Minuten, gab Emilien, als er ihr beim

Abschiednehmen die Hand drückte, einen Wink mit den Augen, und ritt dann sogleich wieder nach der Residenz, ohne unterweges ein Wort mit seinem alten Hennig zu sprechen.

Der junge Hennig fragte ihn, so bald er wieder auf dem Zimmer war: wie steht es? wie ist es? — Der Major erzählte. „Aber," sagte er zuletzt, „Emilien haben wir halb und halb unrecht gethan; sie hat ihren Seibold noch immer von Herzen lieb." Man überlegte nun, was weiter zu thun sey. „Geht es nicht," sagte der Major, „so will ich einmal bei dem Selenberg anklopfen. Er hat kein Gewissen, und ist also feigherzig. Aber, wenn er das auch nicht ist — mein rechter Arm wird ja noch den Säbel führen können!"

Jetzt stritten sich der Neffe und der Oheim, wer von ihnen Beiden ein ernsthaftes Wort mit Selenbergen reden sollte. Der alte Hennig machte dem Streit ein Ende. Welcher ehrliche Mensch, sagte er, wird sich mit dem Schurken schießen oder hauen? Während Sie, lieber Herr Oberstwachtmeister, da umherzogen von Milchen zu dem Kammerdiener, und von dem die große breite Treppe hinauf in den hel-

len Saal, da ließ ich dem Hans die Pferde, und spionirte ein wenig die Wege auf und ab. Ich dachte: was läuft doch der Herr, und kredenzt, und läßt sich pudern, und steckt da noch auf seine alten Tage zwischen dem seidenen Volke? Ich in seiner Stelle ließe einen Wagen hinter das kleine Wäldchen fahren, und gäbe Emilien einen Wink. Sie käme herunter, setzte sich ein, und es ginge fort nach Sollingen. Da ließ' ich sie mit Seibolden kopuliren, und der Tanz wäre zu Ende.

Der junge Hennig fand diesen Gedanken vortrefflich. Lieber Onkel, sagte er, das ist der sicherste Weg! Mit den Menschen hier richten wir nichts aus.

„Nein, Hennig," erwiederte der Major; „das geht nicht! Dem Fürsten eine Hofdame so vor der Nase wegzukapern, das könnte uns übel bekommen. Die Eltern würden klagen; dann müßten wir Emilien wieder herausgeben, die Heirath würde kassirt, und das Herzeleid wäre noch größer. Das ist also nichts. Freilich, wenn nichts auf der Welt mehr helfen wollte, Gesetze und Menschen nicht: dann dürften wir; aber nicht eher."

Der Fürst sagte zu Ahrens bei dem Auskleiden: Alter, das war wieder nichts mit dem Major! Wir machen die Halden nicht los. Meine Gemahlin hat nun einmal ihren Kopf darauf gesetzt. — Der Major ist aber ein herrlicher alter Mann. Du hast Recht, man freuet sich, einmal einen Menschen zu hören, der das Herz auf der Zunge trägt. Aber die Eltern der Halden sind hier, und beinahe argwohne ich, auf Selenbergs Betrieb. Wenn du nicht noch andern Rath weißt, so ist es vorbei. — Ahrens breitete sich erst recht weitläuftig über Selenbergs Charakter aus, und bewies dem Fürsten, daß es schändlich seyn würde, das keusche, unschuldige Mädchen einem solchen Wollüstlinge zu übergeben. Der Selenberg hat viele Mädchen auf seinem Gewissen, Ew. Durchlaucht! . . . (Er kämpfte mit sich selbst, ob er mehr von dem Präsidenten sagen sollte.) — Es giebt noch Ein Mittel, Ew. Durchlaucht: Gewalt. Und dazu ist der Major der rechte Mann; auch der Bruder des Fräuleins, den er bei sich hat, ein Engel von einem jungen Menschen, Ew. Durchlaucht!

Gewalt, alter Ahrens? Gewalt? Bedenkst du auch . . . ?

Ich habe bedacht, Ew. Durchlaucht.

„Und was sollte dabei herauskommen? Der Major brächte die Halden nach Sollingen; die Eltern reklamirten sie; meine Gemahlin forderte Genugthuung: und — könnte ich sie verweigern? Das hieße unsere Freunde aus dem Regen in die Traufe bringen . . . Nein," setzte er, seitwärts blickend, hinzu: „der Major muß sie nicht entführen! Soll es geschehen, so mußt du es thun, und zwar, da sie Vertrauen zu dir hat, mit ihrer Bewilligung. Nur uns Beiden muß fürs Erste bekannt seyn, wo sie bleibt; sonst niemanden. Weißt du einen guten Ort, wohin man sie bringen könnte?"

Ahrens sann einen Augenblick nach, und sagte dann: wahr, Ew. Durchlaucht! Nach Sollingen darf sie nicht; auch darf der Major nichts von der Sache wissen. Recht, Ew. Durchlaucht, ich, ich! Auf mich hat kein Mensch Verdacht. Ich will das Fräulein entführen. Ja, wahrhaftig! so geht es! Das trifft sich Alles vortrefflich!

„Aber, daß ich dann nicht in Verlegenheiten komme! . . . Wohin willst du sie bringen? Meinst du, man wird nicht nachforschen?"

Da forscht kein Mensch, Ew. Durchlaucht. Zu meinem Schwager nach Waldengrund! . . . O, es geht alles glücklich! — Er kämpfte wieder mit sich selbst, ob er dem Fürsten nicht jetzt etwas entdecken sollte, das er so lange verschwiegen hatte.

Ahrens bat Emilien in einem Billet, mit dem Schlage Eins an der Treppe zu seyn. Er selbst ging vor ihr Zimmer, und lauerte, bis sie allein war. Dann öffnete er die Thür, warf das Billet hinein, und war den Augenblick wieder verschwunden. Emilie entschloß sich sogleich. Um Ein Uhr stand sie, mit einem Bündel Wäsche und Kleidung, bereit. Ahrens führte sie durch die Zimmer des Fürsten eine geheime Treppe hinunter in das Wäldchen; und nach zwanzig oder fünf und zwanzig Minuten standen sie Beide an einem leichten offnen Wagen. Hier, Bruder, sagte Ahrens, hast du die Mamsell Schlüter. Du hast doch gewiß Niemanden gesprochen? Denn sonst . . . — Das weißt du ja! antwortete eine tiefe Baßstimme. — Gut, so laß die Pferde ein wenig rasch laufen, und am Tage mag die Mamsell Schlüter sich in dem Wagen niederlegen. Adieu, Bruder; und grüße zu Hause.

Die Pferde flogen in vollem Trabe davon. Ahrens ging zurück, und kam eben so unbemerkt wieder auf das Schloß, wie er es verlassen hatte.

Am folgenden Morgen wurde Emilie vermißt. Ihr Garderoben-Mädchen dachte: sie wird bei ihren Eltern seyn. Aber bald kam Frau von Halden, und fragte nach ihrer Tochter. — Ich glaubte, sagte das Mädchen, sie wäre bei Ihnen. Gewiß ist sie wieder im Bosket. — Um zwölf Uhr kam der Major, und erkundigte sich nach Emilien. Man ließ sie suchen, und sie war nicht zu finden. Jetzt gerieth man in Verlegenheit. Das Garderoben-Mädchen und die Kammerjungfer durchsuchten Emiliens Kleider und Wäsche. Es fehlte ein Theil davon, und auch ihre Briefe waren weg. Nun konnte man nicht länger zweifeln, daß sie entflohen wäre.

Karl glaubte, der Onkel hätte sie entführt, und sprengte nach der Stadt. Dem Major, der ihm bald nachfolgte, fiel Selenberg ein. Jener erkundigte sich in dem Wirthshause, und erfuhr, daß der Major, so wie seine Begleiter, sehr ruhig geschlafen hätte, und daß er erst gegen 11 Uhr mit seinem alten Husaren ausge-

ritten wäre. Er ging zu Selenbergen, und sagte bestürzt: Emilie ist fort! — Selenberg erwiederte todtenbleich: dein toller Onkel! — Fast in demselben Augenblicke flog die Thür auf, und der Major fragte wüthend: „wo ist Emilie, Herr Präsident?" Selenberg war erschrokken, und konnte nicht antworten; Karl aber erzählte. Auf einmal fiel dem Major ein, daß Emilie Kleider mitgenommen hatte, und daß sie also freiwillig gegangen seyn mußte. Er sagte: „nein, Sie haben das Mädchen nicht!" Mit diesen Worten ging er sogleich wieder weg, ohne Abschied zu nehmen.

Sollte der Fürst . . .? sagte Karl. — Selenberg lächelte. Du bist ein Narr, Halden! . . . Und doch, setzte er nachsinnend hinzu, — und doch kannst du Recht haben! In vier und zwanzig Stunden wollen wir wissen, wo sie ist. Laß mich nur! Meine Kleider! Wenn der Major sie nicht hat!

Es wurden ein Paar Bedienten abgeschickt, alle Fuhrleute in der Stadt auszufragen; auch erkundigte man sich genau an den Thoren. Ein Kutscher aus der Stadt hatte sie nicht gefahren; also ging es hinaus nach dem Lust-

schlosse. Die Fürstin ließ Selenbergen sogleich zu sich kommen, und sagte: die Halden ist fort. Noch hat man keine Spur, wohin sie seyn mag. Wissen Sie etwas davon? – Selenberg zuckte die Achseln, und fing weiter an zu forschen. Es fehlte kein Wagen und kein Pferd auf dem Lustschlosse; auch hatte sich keiner von des Fürsten Leuten gerührt. Nun wurden die umliegenden Dörfer durchsucht; aber auch da war keine Spur zu finden.

Der Major, sein Neffe, Hennig und Hans streiften in der ganzen Gegend umher, und kamen erst den andern Tag zurück, ohne nur das Mindeste entdeckt zu haben. Der Fürst selbst schickte Leute aus; doch auch die konnten natürlicher Weise eben so wenig etwas erfahren. Man kam zu Tische, zum Koncert, und beobachtete einander, ohne der Sache zu erwähnen.

Die Mutter tobte, und schalt auf den Major, der noch immer bei ihr in Verdacht stand. Karl sagte lächelnd: der Major hat Emilien nicht entführt; ich glaube — der Fürst selbst! — Das kam der Mutter ganz unerwartet. Der Fürst? rief sie, und wollte sogleich nach

dessen Zimmern. Karl konnte sie kaum aufhalten. Wenn es so ist, sagte er bittend, so begreifen Sie doch wohl, daß Emilie eingewilligt hat; und was wollen Sie dann machen? — Wie? rief die Mutter: Emilie Mätresse des Fürsten? Sie tobte sehr; doch Karl sagte: geschehene Dinge sind nicht zu ändern, und es ist der Klugheit gemäß, so großen Vortheil aus der Sache zu ziehen, als nur möglich. Ich bitte Sie, Mama, lassen Sie den Major nichts merken. Der würde mit seiner Hitze alles verderben.

Es währte in der That lange genug, ehe Karl seine Mutter überreden konnte, ruhig zu seyn; doch endlich begriff sie, daß bei der Sache nichts zu thun wäre. Sie schwieg, ob ihr gleich der Gedanke an Emiliens Schande sehr widrig war.

Der Major, der ebenfalls mit seinem Verdachte bei dem Fürsten stehen blieb, ging zu dem alten Ahrens, um seinem Herzen Luft zu machen. Ahrens lächelte, und entdeckte ihm nach einigen Vorbereitungen den Zusammenhang, doch ohne ihm den Ort, wohin Emilie gebracht war, zu nennen. Das muß ich noch verschweigen, sagte er dann; ich habe es ver-

sprochen. Aber, auf mein Wort, das Wort eines ehrlichen Mannes, Sie dürfen nichts für Ihre Nichte besorgen. Sogar bei Ihnen könnte sie nicht besser aufgehoben seyn, als da, wo sie ist. Sie selbst soll Ihnen das in Kurzem schreiben. Er machte dem Major begreiflich, daß Emilie in Sollingen nicht sicher gewesen wäre, und äußerte den stärksten Abscheu vor dem elenden Selenberg.

Daß der Major nunmehr sehr ruhig war, bestrafte Karln für seine Niederträchtigkeit. Er konnte das nimmermehr seyn, ohne Emiliens Aufenthalt zu wissen; und, wenn er wußte, daß der Fürst sie entführt hatte, so war seine Ruhe unbegreiflich. Sollte es dennoch sich anders verhalten? dachte Karl mit großer Angst und bei den quälendsten Zweifeln. Selenberg allein blieb thätig. Er ließ sich auf allen Lust- und Jagdschlössern im Lande erkundigen; doch nirgends wußte man etwas von Emilien. Sobald der Fürst zu Pferde stieg, erfuhr Selenberg durch die bestochenen Reitknechte, wohin es ging; aber er hatte sein Geld vergebens angewendet. Der Fürst merkte, daß man ihm nachspürte. Wenn er also auch die Absicht gehabt hätte, Emilien

zu sehen, (und das war noch nicht der Fall, weil er sich vor dem alten Ahrens scheuete): so konnte er doch für jetzt Emilien nicht besuchen, und mußte sich ruhig verhalten.

Der Major ritt wieder nach Sollingen, so bald Emilie ihm geschrieben hatte, daß sie ruhig und glücklich wäre. Auch die Eltern wollten zurückreisen, und empfahlen sich bei Hofe. Die Fürstin fand in der Ruhe, welche sie an der Frau von Halden bemerkte, einen Beweis, daß sie in die Schande der Tochter gewilliget hätte, und behandelte sie daher mit auffallender Verachtung. Desto freundlicher war der Fürst gegen sie. Sein Betragen freuete die ehrsüchtige Mutter, und sie reiste nun beruhigter nach Moorberg zurück.

Selenberg hörte nicht auf zu forschen. Nach einigen Tagen sagte er mit großer Freude zu Karln: endlich bin ich auf der Spur! — Karl erschrak, war dann kalt, und suchte Selenbergen abzulenken. Nun kam es zu einem Wortwechsel zwischen Beiden, und am Ende verließen sie einander kalt, doch höflich.

Karl war wie berauscht von dem Gedanken, daß seine Schwester die Geliebte des Für-

sten sey, und nahm einen sehr schneidenden Ton an. Der Hof, der dasselbe glaubte, drängte sich jetzt an ihn: ein neuer Beweis für die Fürstin, daß es so war, wie sie dachte. Natürlicher Weise behandelte sie Karln, besonders da sie seine Anmaßungen sah, nun mit augenscheinlicher Kälte, und war in ihrem Betragen gegen ihn bisweilen hart, bisweilen spöttisch. Das verdroß Karln; und in dem Gefühle seiner jetzigen Wichtigkeit ließ er sich einige Nachlässigkeiten zu Schulden kommen. Die Fürstin behandelte ihn nun einmal öffentlich mit Härte. Darüber fand er sich sehr beleidigt, und ging zu dem Fürsten, um Genugthuung zu verlangen. Er brachte seine Klage vor, und setzte dann mit einer Verbeugung hinzu: es ist nichts als Haß gegen meine Schwester, der mich trifft! — Der Fürst sah ihn kalt, mit Verachtung an, und sagte: ich befehle Ihnen, meine Gemahlin um Verzeihung zu bitten, daß Sie Sich über sie beklagt haben; und dann erlaube ich Ihnen, um Ihren Abschied anzuhalten.

Das war ein Donnerschlag für den Kammerjunker. Sobald er sich von seinem Schrek-

ken wieder erholt hatte, wendete er sich schriftlich in den demüthigsten Ausdrücken an den Fürsten. Dieser schrieb mit eigner Hand unter den Brief: „es bleibt durchaus bei meinem Befehle.“ Er sah ein, daß es für ihn so gut wie unmöglich war, Emilien heimlich zu besuchen; daher entschloß er sich, den Verdacht, worin er etwa stehen könnte, durch Karls sehr ungnädige Entlassung auf einmal zu endigen.

Karl forderte nun seinen Abschied, und bekam ihn. Er hielt sich noch einige Monathe in der Residenz auf, weil er hoffte, irgendwo angestellt zu werden; er war aber vergessen, und wer ihm begegnete, mußte sich auf seinen Nahmen besinnen. Endlich ging er, tief gedemüthigt, doch mit Gift und Galle im Herzen, nach Moorberg.

Man kann sich die Empfindungen der Mutter denken, als sie die Ungnade ihres Lieblings erfuhr, und als er nun selbst zurückkam. Sie und ihr Karl quälten sich mit einer Menge von Zweifeln, Vermuthungen und neuen Planen. Ist Emilie die Geliebte des Fürsten, oder nicht? Wahrscheinlich das Letztere! Aber wo mag sie seyn? Warum wurde der Major, als

sie verschwunden war, so bald wieder ruhig? Weiß er ihren Aufenthalt? Welchen Plan kann er wohl haben? Ist er Schuld daran, daß Karl in Ungnade gefallen ist? Und wie läßt sich das nun wieder gut machen? — Die Ehrsucht ist ein Orkan, der in jedem Augenblicke umspringt, und das Herz von allen Seiten erschüttert. Hoffnung und Furcht, Rachbegierde und Gefühl von Demüthigung, Stolz und Scham trafen wechselsweise die Seelen der Frau von Halden und ihres Sohnes.

Karl hatte indeß durch seine Entlassung aus den Diensten des Hofes doch etwas gewonnen; der Graf von Espenbruch begegnete ihm jetzt, wegen des ähnlichen Schicksales, das sie Beide betroffen hatte, mit ausgezeichnetem Wohlwollen. Die Freundschaft zwischen Ransleben und Moorberg wurde mit jedem Tage genauer. Hier hoffte man stärker als jemals auf eine künftige Verbindung beider Familien, und machte schon Anspielungen darauf, bei denen der Graf sehr angenehm zu lächeln pflegte.

Von dem Major war alles Unglück, das Frau von Halden erlitten hatte, entweder geradezu, oder doch mittelbar, entstanden; daher

befürchtete sie, daß er auch diesen Plan verderben könnte. Um das zu verhüten, erzählte sie geflissentlich von ihm und von ihrem Sohne Hennig alles Böse, das sich nur irgend wahrscheinlich machen ließ. Auch Emiliens Flucht wurde ganz auf die Rechnung des Majors geschrieben. Bald sollte er selbst das Mädchen irgendwo versteckt haben, um sie seinem Seibold zu geben; bald hatte er sie, mit Hennigs Hülfe, an den Fürsten verkuppelt. Um recht sicher zu gehen, trieb Frau von Halden ihren Tadel und ihre Verläumdung so weit, daß selbst dem Grafen ihre Erbitterung am Ende auffallen mußte.

In der That schienen der Major und seine Familie dazu bestimmt, die Strafe der Moorberger zu seyn; und daran war wieder Hennig Schuld. Die Reviere von Ransleben und Sollingen stießen zusammen. Hennig liebte die Jagd, und traf daher öfters auf den Förster und die Jäger des Grafen. Er konnte nun einmal keinen Menschen bei sich vorüber gehen lassen, ohne ihm ein freundliches Wort zu sagen; und so liebten die Leute in Ransleben schon längst den jungen, freundlichen und mun-

tern Edelmann von Sollingen, der immer seine Liqueur-Flasche und seinen kalten Braten mit ihnen theilte. Jeder Freund der Jagd mußte auch Hennigs Freund seyn; denn er hatte die besten Hunde, wußte, wo jeder Hirsch stand, that nie einen Fehlschuß, hatte immer ein Jagdgeschichtchen auf der Zunge, und für die Jäger bei jeder Gefälligkeit, die sie ihm erwiesen, einen Gulden in der Tasche. War in dem Ransleber Revier Treibjagen, so wurde der junge Hennig von Halden gewiß dazu gebeten; und der Graf wußte es nicht, weil er nie auf die Jagd kam, so sehr er sie auch in seiner Jugend geliebt hatte. „Ein Mitglied des corps diplomatique!" sagte er; „und eine Jagdtasche auf dem Rücken! Behüte Gott! das wäre wie ein Geistlicher mit Würfeln und Karten in der Tasche."

Der junge Hennig, den die Leute in Moorberg, wie in Sollingen, aus Einem Munde lobten, stand in Ransleben bei dem Gesinde in dem besten Rufe. Der Graf erfuhr davon nichts, weil er mit seinen Leuten nie etwas mehr sprach, als die höchstnöthigen Worte; auch dem alten Fräulein wurde nichts gesagt,

weil man sie allgemein als Hennigs Feindin kannte. Aber die junge Gräfin Luise hörte desto öfter von Hennig erzählen. Wenn ihr Vater und die Cousine ausfuhren, und sie zu Hause ließen, so ging sie in den Garten, oder auf einen Augenblick in die Gesindestube, um den Leuten etwas zu schenken, oder, wenn sie nichts hatte, ein Paar freundliche Worte mit ihnen zu sprechen: ein Fehler, den sie sich, trotz allen Vorstellungen ihres Vaters, und trotz allem Sticheln ihrer Cousine, nicht abgewöhnen konnte. Er rührte von der Erziehung ihrer Mutter her, die eine sehr gute, verständige Frau gewesen war, und ihre Tochter, besonders auf dem Lande, wo sie mehrere Jahre mit ihr zubrachte, die Menschen lieben gelehrt hatte.

Luise! sagte der alte Graf, wenn er einmal wieder die Folgen dieser Erziehung bemerkte; lieben! ja, das mußt du. Die Leute sind Menschen wie wir, und vor Gott uns gleich. Nur sprechen sollst du nicht mit ihnen, dich nicht mit ihnen abgeben. Es geht mir wirklich nahe; aber es schickt sich doch nicht anders.

Luise begriff nicht, wie man Menschen lie-

ben könne, ohne es ihnen zu sagen, und sie folgte dem Triebe ihres Herzens, obgleich so heimlich als möglich, um ihrem Vater keinen Verdruß zu machen. Ihre Jungfer, ein junges, freundliches Mädchen, ging, wenn die Herrschaft nicht zu Hause war, hinunter zu dem Jäger. Luise folgte ihr nach, und blieb zwar in der Thüre stehen, kam aber doch ins Plaudern. „Was hat Er heute geschossen, Jäger? Ich möchte auch wohl ein Jäger seyn! Die können recht herumlaufen! Aber ein Thier todtschießen: nein, das könnt' ich nicht." Nun erzählte der Jäger fürchterliche Geschichten von wilden Schweinen, von Bären, dem wüthenden Heere, Irrwischen, und mehr dergleichen. Dann kam er auf Hennigen, hielt ihm eine Lobrede, verglich ihn mit der Gräfin Luise, und schloß zuletzt: ja, gnädige Gräfin Luise, ein besserer Mensch als der Herr von Halden ist hier nicht im ganzen Revier auf funfzig Meilen in die Runde. Er sollte sein Leben mit unser einem theilen, wenn man's verlangte! Das Herz aus der Brust gäb' er hin!. Das ist ein Engel von einem Menschen! Ich habe schon tausendmal gesagt:

unsre Gräfin Luise und der Herr von Halden! Ja, wenn alle Herrschaften so wären, man ließe sich für sie todtschlagen.

„Mit Seinem Herrn von Halden! O, ich weiß wohl, warum der bei Ihm so in Gunst steht! Weil er mit Ihm Tabak raucht, und ihm Braten und Liqueur giebt!"

Darum nicht, wahrhaftig nicht, sondern, weil er so gut, so freundlich ist, mit jedermann spricht, und allenthalben hilft, wo er nur kann. Sehen Sie, neulich — wir gehen wohl zuweilen in das Sollinger Revier — da begegne ich ihm. Er hat eine Last Holz auf dem Rücken, die er einem alten Manne aus Saarßen bis vor den Wald trägt; und so im Tragen — es war ordentlich rührend anzusehen; ich ging neben her hinter den Büschen — da las er dem alten Manne recht derb den Text über das Stehlen. Der Alte hatte nehmlich das Holz gestohlen, und die Last nicht fortschleppen können; und nun war der junge Herr dazu gekommen. So wie er mich nur bemerkte, hörte er gleich auf zu schelten, und sprach so, als wenn er dem Alten das Holz geschenkt hätte. Ich mochte reden, was ich wollte, er

trug es bis an die rothe Breite; und nun sagte er zu dem Alten: Vater, Ihr könnt Euch alle Woche eine Tracht Holz holen. Als er fort war — denn sehen Sie nur, gnädige Gräfin, bei so etwas macht er sich immer geschwind davon, als ob er sich schämte, daß er so gut ist — da setzte der alte Mann sich auf sein Bündel Holz, und erzählte mir Alles, und sagte: lieber Gott, warum ist der nicht unser Herr! (Saarßen gehört, wie Sie wohl wissen werden, nach Moorberg.) Und der alte Mann weinte wie ein Kind. Nun nahm ich das Holz auf, und trug es ihm bis nach seinem Dorfe. Man wird ja gleich selbst mit gut, wenn man so etwas sieht. Das ist nur Eins gnädige Gräfin; ich könnte Ihnen aber wohl tausend solche Stückchen erzählen. — Indeß der Jäger so sprach, kamen der Koch, der Gärtner, und die übrigen Bedienten dazu, und nun wußte der Eine von dem jungen Herrn von Halden immer noch mehr Gutes, als der Andre, weil Alle ihn kannten und liebten.

Die Gräfin sagte wohl dazwischen: „ja, aber seine Mutter haßt ihn doch so!" Dann aber nahm der Koch, ein halber Gelehrter, das

Wort, und erklärte ihr, wie das zuginge. Das ist ein Instinkt, gnädige Gräfin, oder eine Sympathie, oder eine natürliche Abneigung. Sehen Sie, das gnädige Fräulein können den Geruch der Rosen nicht leiden; das ist auch so ein Instinkt. — Alle Andern bestätigten, daß es so wäre. Der Koch sagte zuletzt: ja, ja! ich habe einen Wunsch. Sagen will ich ihn nicht; aber er betrifft unsre schöne Gräfin Luise und den Herrn von Halden. — Förster, Jäger, Gärtner und Kutscher schüttelten ihm die Hand. Da hast du Recht, Koch! Das gebe Gott einmal! Hier im Hause sollte es gute Zeit werden! — Die Gräfin Luise lachte recht herzlich über die Leute mit ihren wunderlichen Einfällen, und hüpfte fröhlich in den Garten.

Solche Unterredungen führte sie oft; und die Folge davon war, daß sie immer besser von Hennigen dachte, besonders seitdem der Jäger ihr gesagt hatte, daß er dem jungen Herrn von Halden oft stundenlang erzählte. „Nun, was erzählt Er ihm denn?" — J, von Allem, was hier vorgeht, und was ich nur weiß: manch liebes Mal auch von Ihnen. — „Ja, da mag er schöne Dinge erzählen! und da wird der Herr von Halden wohl recht zuhören!"

So? sagte der Jäger; zuhören? Er hat mir ja schon von Ihnen erzählt, wie Sie da — ich weiß es nicht mehr recht — als das Fräulein Halden ins Wasser gefallen ist. Da hätten Sie, sagte er, so treulich geholfen, und wären so naß geworden. Und Sie wären so gut, wie ein Engel; und wenn er und der alte Herr Major bei Tische so manchmal die besten Menschen zusammen zählten, so ständen Sie immer mit oben an. Und das sagt er mit solcher Liebe und solchem Respekt, daß ich ihm schon darum gut seyn würde, wenn er auch nicht so ein Engel wäre, wie er ist."

Luise lachte; aber in Kurzem konnte sie ein solches Gespräch gar einleiten, und den Koch auf seinen Instinkt bringen, von dem er dann sehr bald auf die Frau von Halden und den jungen Herrn in Sollingen überging. Sie hatte Hennigen seit der Begebenheit in Moorberg nicht wieder gesehen; aber ihr Wohlwollen für ihn wurde mit jedem Tage deutlicher.

Karl, der jetzt sehr oft in Ransleben war, zitterte bei dem Gedanken, daß der Graf wieder mit dem Major in Bekanntschaft gerathen möchte. Er wollte die beiden Häuser auf ewig

entzweien; und dazu fand er bald ein Mittel. Seit langer Zeit gehörte zu dem Gebiete von Sollingen eine schöne Wiese, die mitten in dem Umfange der Ranslebischen Gränze lag. Dieses Grundstück hatte schon öfters Streit zwischen den Herren der beiden Güter veranlaßt. Der von Sollingen war im Besitz; allein die darüber geführten Prozesse machten es immer zweifelhafter, ob auch mit Recht. Schon verschiedene Male hatte der Tod des einen oder des andern Gutsbesitzers den Streit in Vergessenheit gebracht, ohne daß er jemals wirklich geendigt worden wäre.

Der Major haßte nichts in der Welt stärker, als einen Prozeß, weil ihm die Langsamkeit der Justiz im höchsten Grade zuwider war. „Nein," sagte er, „ich könnte das sonnenklarste Recht aufopfern, um nur nichts mit Akten und solchem Kram zu schaffen zu haben. Ja, wenn es bei uns auch so wäre, wie in dem Lande des großen Königs! Da ist die Justiz doch nicht so gar schneckenartig; aber hier geht sie ja immer ihren Weg wieder zurück, um nur einen Schritt vorwärts zu kommen. Behüte mich Gott davor! Wenn ich nur einen halbwege ehrlichen Mann zum Gegner hätte,

so ritte ich zu ihm, sagte ihm meine Gründe, und hörte seine dagegen. Es wäre doch närrisch, wenn vier gesunde Menschenaugen nicht so gut sehen sollten, was Recht und Unrecht ist, als die Herren, die Alles so verklauseln, bestempeln, unterschreiben und beschwören lassen, als ob die Menschen lauter Spitzbuben wären."

Dem Grafen lag die Wiese gar nicht am Herzen; auch hatte er sie noch niemals gesehen. Aber — er war in Regensburg gewesen. Dort hatte er für seinen Hof einmal mit einem andern ein Arrondissements-Geschäft gehabt, und es mit großem Beifall beendigt. Er bildete sich nicht wenig auf diese Unterhandlung ein, und hielt sich ihretwegen für einen großen Staatsmann. Es war ihm sehr ärgerlich, daß die Geschichte von ihrem glücklichen Erfolge so gänzlich schwieg; aber desto öfter sprach er davon, und wie von einer Sache, aus der für ganz Europa Glück und ewiger Friede entspringen müsse. „Arrondiren, Arrondissement:" in diesen beiden Wörtern lag bei ihm die ganze Staatskunst. Karl sprach sehr oft mit ihm über diesen Gegenstand; und das besonders erwarb ihm die Gunst des alten Mannes.

Bis jetzt hatte der Graf noch nie daran gedacht, daß in seinem kleinen Bezirke eine Wiese lag, die dem Major gehörte, und daß folglich er selbst nicht arrondirt war. Karl erinnerte ihn an diesen vergessenen Punkt, und der Graf fiel nun mit großer Begierde auf eine Idee, die ihn mit einem Male wieder nach Regensburg versetzte. Er betrieb das Geschäft mit seiner gewöhnlichen Formalität. Als er seine wichtige Unterhandlung anfangen sollen, hatte er bei [illegible] fremden Hofe erst hinhorchen lassen, ob [illegible] einem Vergleiche Lust habe; und ebe[illegible] er jetzt bei der Sache mit der M[illegible] gehen. Er gab Karln den Auf[illegible] Onkel diese Idee ganz leise [illegible]

Karl versprach das, w[illegible] Willens Wort zu halten. [illegible] haben, als hätte er des Gr[illegible] füllt, suchte er seinem Ohei[illegible] nen. Nun brachte er das [illegible] Wiese, und fragte nach ein[illegible] Herr Onkel, hätten Sie nich[illegible] stück abzutreten? Der Maj[illegible] stimmt: Nein. Karl hatte ne[illegible] in einer solchen Verbindung ge[illegible]

Major glauben mußte, seine Schwägerin wolle die Wiese zu Moorberg ziehen.

An diesem Nein hatte Karl genug, und er sagte kein Wort mehr von der Sache. Er brachte dem Grafen die Antwort des Majors, natürlicher Weise entstellt, und setzte noch hinzu: mein Onkel ist nicht der Mann, der sich etwas gütlich nehmen läßt! — Durch die dritte und vierte Hand wußte er nun auch mancherlei an Grafen zu bringen, was der Major gesagt sollte, und worin gewissermaßen eine tro- derung lag, den Prozeß nur immer- ufangen. Der Graf war nichts tsüchtig; aber so oft er von jetzt ondissement wieder aussprach, e und des Majors höhnische Zuletzt entschloß er sich, den vornehmen zu lassen.

te, als er es so weit gebracht war der völlige Bruch zwi- lien unvermeidlich, und noch des Vergnügens, sich an dem sehen. Der Onkel, dachte er, daß jetzt noch ein Vergleich zu en könnte.

Der Major gerieth, als er das erste Heft Akten von der Regierung bekam, wirklich in Erstaunen, und dann in heftigen Zorn. „Der alte Narr!" rief er; „ich würde ihm die Wiese abgetreten haben, wenn er den Handel freundschaftlich angefangen hätte. Aber Drohungen, Klagen? Er mag sehen, wie weit er kommt! Ich will nun nichts davon wissen. Tragt das da zum Amtmann! Abtreten! Nun und nimmermehr! Den letzten Ziegel vom Dache setz' ich daran; er soll die Wiese nicht bekommen!"

Auch dann nicht, wenn Sie Unrecht hätten, lieber Onkel? auch dann nicht? fragte Hennig.

„Nimmermehr, so lange mir die Augen offen stehen. Der alte Narr will mir nun noch den Teufel auf den Hals bannen, dem ich so lange ausgewichen bin."

Aber, lieber Onkel, wenn der Graf O Recht hätte?

„So mußte er kommen, und sagen: Herr so ist es! Ich würde jemanden mein ganzes Vermögen nicht streitig machen, wenn er Recht dazu hätte. Ja, das würde ich, so sehr ich auch an Bequemlichkeit und Wohlhaben gewöhnt bin. Aber die Wiese? Nein, die nun nicht!"

Noch einmal, lieber Onkel: wenn der Graf nun Recht hätte!

„Ei, so höre endlich einmal auf mit deinen dummen Fragen! Was geht es mich an? Er hat prozessiren wollen, und soll es nun auch. Ja, müßte ich das Hemde vom Leibe hergeben, um Papier zu Akten daraus machen zu lassen; kurz, er soll die Wiese nicht haben!"

Hennig faßte das kleine Hannchen, das im Zimmer war, bei der Hand, und sagte freundlich: geh' ein wenig zu Seibolden; du bist hier nichts nütze.

„Was soll das?" fragte der Major mit einem halb verlegenen Gesichte; „warum soll das Kind nicht hier bleiben?"

Hennig drückte dem Major die Hand, und sagte zärtlich: es soll nicht hören, daß mein Onkel das Hemde hingeben will, um Unrecht zu thun.

Der Major kratzte sich vor Zorn und Verlegenheit im Kopfe. „Unrecht? Nein, nicht Unrecht! Gewinnt er die Wiese, so mag er sie hinnehmen, der alte Aktennarr; ich werde sie ihm nicht vorenthalten. Aber schwer will ich sie ihm machen!"

Schwer wollen Sie ihm das Recht machen, lieber Onkel? Sie wollen sagen: leicht.

„Ei, so bleib zu Hause mit deinem dummen Zeuge! Weißt du denn, ob er Recht hat, oder ich?"

Nein; aber so wollen wir uns danach erkundigen, und dann thun, was recht ist, nicht was der Zorn eingiebt.

Der Major runzelte die Stirn, und sagte etwas ruhiger: „Hennig, darf ich denn nicht einmal über einen Narren böse werden? Der Mensch, der Graf . . ."

Ist ein Narr, lieber Onkel, daß er nicht kommt und zu Ihnen sagt: das verlange ich. Aber gehört die Wiese ihm wirklich, so hat er doch nun schon ein Jahr gewartet, daß Sie hätten sollen zu ihm gehen und sagen: die Wiese ist dein; nimm sie! — Ich frage, lieber Onkel: wissen Sie, wer Recht hat?

„Aber, Hennig, was hast du mich denn zu examiniren? Es ist ja, als ob du der Onkel wärst, und ich der Neffe!"

Hennig drückte seinem Oheim die Hand, und wollte nun gehen. „Junge, so bleib!" rief der Major. Komm her! Da hast du einen

Kuß. Es ist alles vergeben und vergessen. Ob ich Recht habe? Ja, beinahe glaube ich, nein. Aber sieh, es ärgert mich, daß er mir einen Prozeß an den Hals wirft. Schikaniren will ich ihn nicht. Doch mag es nun fortgehen."

Wenn Sie glauben Unrecht zu haben, lieber Onkel?

„Aber, Hennig, was soll ich denn machen? — Ich will nichts mit dem dummen Handel zu schaffen haben. Die Wiese gehört dir; und nun thu, was du willst. Unrecht soll mir keiner vorwerfen können, ob ich mich gleich schwer geärgert habe."

Hennig ging zu dem Justizamtmann, und sprach mit ihm über die Sache. Gewiß ist es nicht, sagte dieser, ob der Graf Recht hat, aber doch höchst wahrscheinlich; und wenn er eine Schrift kennte, die hier im Familien-Archive liegt, so würde der Prozeß bald für ihn entschieden seyn. — Warum aber giebt man ihm die Schrift nicht, Herr Amtmann? fragte Hennig. — Wir sind nicht verbunden, unserm Feinde Waffen gegen uns selbst in die Hände zu geben. — Gott behüte! man wäre nicht verbunden, gerecht zu seyn? Wo ist die Schrift?

— Der Amtmann suchte sie hervor. Hennig ging mit ihr zu seinem Oheim, und gab sie ihm, ohne ein Wort zu sagen. Der Major las aufmerksam. „Lag das bei den Akten, die der Graf geschickt hat? Da ist ja sein Recht klar und deutlich!"

Nein, es lag in dem Archive.

„Das habe ich nicht gewußt. Nun, so reite hinüber, Hennig, und sage dem Grafen, daß mir die Schrift nicht bekannt gewesen ist. Aber, Hennig, das Archiv müssen wir einmal durchsehen. Wir können noch manches mit Unrecht besitzen, wonach weder Hund, noch Hahn, noch Gewissen krähet. Reite hinüber, und mach deine Sachen hübsch. Vergiß ja nicht, daß ich es nicht gewußt habe!"

Hennig ließ satteln, und eilte nach Ransleben. Luise war allein zu Hause, und stand, als er auf den Hof kam, am Fenster. Alle Bedienten umringten ihn sogleich mit Blikken voll Ehrfurcht und Liebe, und jeder schien ihm gern einen Dienst leisten zu wollen; auch die Hunde sprangen herzu, und empfingen ihn schmeichelnd als ihren guten Bekannten. Luise freuete sich über diesen Auftritt, und sagte zu

ihrer Jungfer: „sieh einmal, wie freundlich alles da unten den Herrn von Halden empfängt!“ — Ja wohl! erwiederte die Jungfer; und hier oben empfängt ihn nichts als Haß und Feindschaft.

Luise hatte nicht Zeit, zu antworten; denn schon brachten alle männlichen Domestiken Hennigen im Jubel die Treppe herauf zu dem Zimmer der Gräfin. Sie glaubte noch die Worte: „Haß, Feindschaft,“ zu hören, und trat ihm nun so freundlich, mit einem so holden Gesicht entgegen, als wollte sie das Unrecht ihres Vaters und ihrer Cousine wieder gut machen.

Man hoffte mit jeder Stunde, daß der Graf zurückkommen würde; und Hennig blieb daher bei Luisen. Da saß er nun neben ihr, der Jüngling, von dem sie fast alle Tage so viel Gutes hörte, und der immer mit Liebe und Respekt von ihr erzählte. Sie betrachtete ihn; und sein holdes, frohes Gesicht voll Milde und Güte, aber auch voll Muth und Feuer, lächelte sie an. Zu allererst fragte sie nach Emilien. Hennig erwiederte: von der kann ich Ihnen nichts sagen, so gern ich auch wollte; aber ich glaube, sie ist glücklich. Es gab da am Hofe allerlei wunderliche Dinge. Die Fürstin wollte

sie an einen elenden Menschen verheirathen, und — Sie wissen ja den Auftritt in Moorberg.

Nun war er bei dem Punkte, von dem Luise immer mit so vielem Vergnügen sprach. Sie wiederholte die Geschichte, und erinnerte sich ihrer Gevatterschaft. Ehe sie es sich versah, hatte Hennig ihre Hand genommen, und drückte sie zärtlich. Luise erröthete; denn die Cousine hatte ihr oft gesagt: ein Mädchen dürf: das von einem Manne nicht leiden; es sey unanständig. Sobald ihr das einfiel, zog sie ihre Hand zurück, um einem Kanarienvogel, den sie in Moorberg geschenkt bekommen hatte, und der jetzt auf ihrer Schulter saß, den Finger hinzuhalten, damit sie ihn Hennigen zeigen könnte.

Hennig nahm ein Stückchen Zucker zwischen die Lippen, und hielt es dem Thierchen vor den Schnabel. Das Thierchen hüpfte zurück auf Luisens Hand; und auf einmal lagen die rothen, frischen Lippen des Jünglings an ihren Fingern. Sie wußte nicht, ob sie die Hand zurückziehen sollte, oder nicht. Der Vogel hüpfte, je näher ihm Hennig mit dem Zucker kam, auf Luisens schönem Arme immer weiter zurück, und Hennig verfolgte ihn mit

seinen Lippen. Luise dachte mit Aengstlichkeit an das alte Fräulein. Sie fürchtete, es möchte sich nun vollends gar nicht schicken, daß seine Lippen ihren Arm hinauf küßten. Endlich fiel ihr ein Mittel ein, das Ding zu endigen. Sie faßte mit ihren zarten Fingern nach dem Stückchen Zucker zwischen Hennigs Lippen, und sagte: von mir nimmt er es gewiß. Schon hatte sie es an ihrem Munde, als ihr plötzlich einfiel, daß es noch ärger wäre, wenn sie den Zucker, den die Lippen des Jünglings gehalten hätten, zwischen die ihrigen nähme. Aber sie hatte es doch nun einmal gesagt! Und wenn sie es nicht that, so konnte er das als Verachtung ansehen.

Sie nahm hocherröthend das Stückchen Zukker in die Lippen. Sogleich hüpfte der Vogel auf ihre Schulter, und dann auf den Rand ihrer Schnürbrust. Nun hielt Hennig seinen Finger an die Beine des Vogels, und das Thierchen sprang hinauf. Hennig näherte seine Hand mit dem Vogel ihrem Munde. Das war noch ärger! Sie wurde einmal über das andere roth, und wollte etwas sagen. In dem Augenblicke fiel das Stückchen Zucker auf Hennigs Hand, und

er nahm es nun wieder in seine Lippen. Der Vogel pickte dreist hinein, und flog, als er genug hatte, wieder auf Luisens Schulter. Hennig sagte: wenn ich nur vier und zwanzig Stunden hier wäre; das artige Thierchen sollte meine Lippen eben so gern küssen, als die Ihrigen. — Nun brauchte er gar das Wort Kuß! Darüber wurde sie in der That ein wenig böse.

Hennig fing wieder an zu sprechen; und nach einigen Augenblicken hatte er auch wieder Luisens Hand, ohne daß sie es wußte. Das ist ein böser Mensch! dachte sie; wo soll ich denn meine Hände lassen? — Sie meinte, an dem allen wäre das Sitzen Schuld, und sagte ihm: wollen wir nicht ein wenig in den Garten gehen? In ihrer Zerstreuung merkte sie nicht, daß der Kanarienvogel auf ihrer Schulter saß. Als sie schon im Garten war, sagte Hennig: „das treue Thierchen!" und hielt dem Vogel einen Finger hin; aber auf einmal flog er auf einen Baum. Nun lockte Luise ihn ängstlich; und als er nicht kam, rief sie einige Bedienten, daß sie ihn wieder fangen sollten. Hennig sah, daß der Vogel nur durch ein Versehen mit in den Garten gekommen war.

Er ließ sich ein Stückchen Zucker bringen, und stieg damit den schlanken Baum hinan; doch der Vogel flatterte immer höher. Luise und alle Leute aus dem Hause riefen Hennigen zu: er sollte wieder herunterkommen; aber er stieg sehr leicht und vorsichtig in die schlanksten Zweige. Endlich haschte er den Vogel, verbarg ihn in seinem Busen, und war bald wieder auf der Erde. Luise stand vor ihm, und fragte: ist er nicht todt? — „O nein! Ich fürchte nur, er fliegt mir wieder davon!" — Er machte zwei Knöpfe an seiner Weste auf, und fragte: „wollen Sie ihn nun haschen? Ich will hier unten zuhalten." Luise steckte die kleine Hand in die Oeffnung der Weste; und als sie es gethan hatte, fiel ihr ein, daß sich das wieder nicht schickte. Sie nahm den Vogel von Hennigs hochschlagendem Herzen, und freuete sich, als sie ihn und ihre Hand zurückgezogen hatte. Nun eilte sie auf ihr Zimmer, und dachte im Gehen: das ist ein ordentlicher Unglücksmensch! Man mag auch thun, was man will, so kommt man mit ihm doch in Lagen, die sich nicht schicken! und dabei sieht er immer aus, als ob ihm das ganz einerlei wäre!

Es war ein Glück, daß der Wagen ihres Vaters auf den Hof rollte; denn sie fing in Kurzem schon wieder an zu vergessen, mit welch einem gefährlichen Menschen sie zu thun hatte. Nun wünschte sie, noch in der Geschwindigkeit zu erfahren, weshalb Hennig nach Ransleben gekommen wäre, was sie wohl hundertmal hatte fragen wollen; aber ihr Vater kam schon die Treppe herauf.

Luise und Hennig gingen ihm entgegen, und die alte Cousine machte ihnen ein sehr finsteres Gesicht. Man trat in das Zimmer des Grafen. „Herr Graf," sagte Hennig, „mein Onkel hat heute von der Regierung eine Abschrift Ihrer Klage wegen der großen Wiese zugeschickt bekommen. Ihre Forderung ist gerecht, wie Sie aus dieser Urkunde sehen werden, die ich Ihnen zustellen soll. Aber mein Onkel, Herr Graf, findet es ein wenig hart, daß Sie Ihre Forderung auf diesem Wege geltend gemacht haben; und ich bin auf seinen Befehl hier, um zu versuchen, ob nicht ein gütlicher Vergleich zu treffen wäre." Dies Wort erinnerte den alten Grafen augenblicklich sehr lebhaft n Regensburg, und setzte ihn

in die beste Laune. Mit Freuden, antwortete er lächelnd. Lassen Sie hören, welche Vorschläge der Herr Onkel mir zu thun geneigt ist. Zuvörderst aber müssen wir uns über die allgemeinen Grundsätze des Guten verständigen, das aus jedem Arrondissement entspringt. Wohl schwerlich kann jemand reiflicher über diese Materie gedacht haben, und von dem großen Nutzen des Arrondirens stärker überzeugt seyn, als ich. Sehen Sie, Herr von Halden — Aber wollen Sie Sich nicht setzen? Luise gieb doch Stühle -- . . . Sehen Sie, das Glück von Europa beruhet auf dem politischen Gleichgewichte; es ist aber unmöglich, das Gewicht jedes Staates zu bestimmen, so lange die einzelnen Provinzen nicht beisammen liegen. Man berechnet Größe, Menschenzahl, Revenüen, und bedenkt nicht, daß, wenn man sich nicht arrondirt, kein Staat seiner Freunde und Feinde gewiß ist, und also in einem solchen Lande die ganze Staatskunst der feinsten Köpfe immer schwankend bleibt. Zerstreuet liegende Länder verursachen Kriege, und machen alle Bündnisse ungewiß, alle Spekulationen zweifelhaft. Sie sollen sehen, daß noch

die Zeiten kommen, wo jeder Fürst sich arrondirt; und dann wird der ewige Friede kein Unding mehr seyn. — Hier machte er eine Pause.

Hennig sah ihn mit großen Augen an; denn er begriff nicht, was der Streit über eine Wiese mit Europa zu thun haben könnte. Er sagte endlich trocken: „Herr Graf, mein Onkel weiß jetzt, da die Urkunde aufgefunden ist, daß die Wiese zu Ransleben gehört, und er bedauert nur, daß Sie Sich nicht zuerst an ihn gewendet haben. Indeß er tritt Ihnen das Grundstück ab, weil es Ihnen zukommt, und wünscht nur zu erfahren, unter welcher gerichtlichen Form das geschehen soll. So wäre denn der Prozeß zwischen Ihnen und uns zu Ende."

Der Graf war ein viel zu guter Politiker, um sich merken zu lassen, daß er Karln schon den Auftrag gegeben hatte, den Major auszuhorchen, und viel zu höflich, um wieder zu sagen, was dieser alles von ihm sollte gesprochen haben. Er fragte nach einigem Besinnen nur: wie? Ihr Oheim tritt mir die Wiese ab? ... Und welches Aequivalent fordert er dagegen?

„Gar keins, Herr Graf. Lesen Sie nur die Urkunde, die Sie in Händen haben, und die mein Onkel erst heute aufgefunden hat; dann werden Sie sehen, daß die Wiese höchst wahrscheinlich Ihnen gehört. Also, wie gesagt, tritt der Onkel sie Ihnen ab."

Der Graf las, und dachte für jetzt nicht mehr an sein Arrondissement. Er äußerte seine Rührung über die Redlichkeit des Majors, an welcher Hennig gar nichts Außerordentliches zu finden wußte.

Mir die Wiese abzutreten! sagte der Graf; die Urkunde auszuliefern! In der That, das ist sehr edel!

Hennig nahm nun Abschied, setzte sich wieder auf sein Pferd, und sprengte vom Hofe hinunter. Luise, die sich sehr freuete, daß Alles so gut ging, trat an ein Fenster, sah ihm nach, und sagte zu ihrer Jungfer: ach, wenn er doch bald wieder käme!

K
lie
che
nen

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

hugen

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Die Familie von Halden

Bd.: 1

Berlin 1798

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149b(1,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090186-6
VD18 8012903X-001